UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
BOOKSTACKS

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/volksbucher9121marb

Geschichte
von den
vier Heymonskindern.

Geschichte
von dem
gehörnten Siegfried.

Volksbücher.
9. 10.

Herausgegeben von G. O. Marbach.

Leipzig, 1838. Bei Otto Wigand.

833
V882
V-9-12

Geschichte
von den
vier Heymonskindern.

Wie Kaiser Karl zum Könige von Frankreich gekrönt ward und Herrn Hugo von Bourbon erschlug.

Es wird in alten Geschichten beschrieben, wie Kaiser Karl mit großer Feierlichkeit als König von Frankreich gekrönt wurde. Zu der Krönung kamen die vornehmsten Fürsten der ganzen Welt, geistliche sowohl als weltliche, die päpstliche Heiligkeit, der Patriarch von Jerusalem, alle Cardinäle, Bischöfe und andere Prälaten; ferner zwölf gekrönte Könige, ein und zwanzig Herzoge, viele Grafen, tausend Ritter und fünftausend Edelleute, sammt vielen Frauen und Jungfrauen hohen und niedern Standes, Adel und Gemeine, auf das allerstattlichste, und waren in allerlei Farben gekleidet. Nachdem aber das Königsfest viele Tage gewährt hatte, entfernten sich die vornehmen Herrschaften nach und nach wieder in ihre Heimath. — Weil nun Kaiser Karl also im Brauch hatte, daß er alle Jahr auf das Fest der Pfingsten ein stattliches Banket hielt, hat er es auch, nachdem er zum Könige von Frankreich gekrönt worden war, nicht unter-

lassen wollen, sondern ein gleiches Banket in der Stadt Paris angestellt, auf welchem alles Dings genugsam war, was man nur erdenken konnte und dazu gehörig war. Zu selbiger Zeit befand sich daselbst auch ein hochgeborner Fürst von dem Geschlechte Bourbon, mit Namen Heymon von Dordone, der dem Könige viel treue Dienste gegen die Heiden geleistet hatte. Dieser war sehr reich an Ländern, Schlössern und Städten, und überdieß ein strenger Mann, wohl erfahren im Kriege und andern ritterlichen Thaten, also daß seines Gleichen fast nicht gefunden wurde; darum wurde er nicht allein gefürchtet von den Unterthanen, sondern auch der Kaiser und die Herren von Frankreich scheuten ihn wegen seiner Strenge und Rechtschaffenheit. Kaiser Karl der Große, der nun König von Frankreich war, saß mit seiner Krone in aller Majestät und Herrlichkeit zu Tische und die Königin an seiner Seite; an einem andern Tische saßen viele vornehme Fürsten und Herren, sammt dem ganzen Adel und der Ritterschaft von Frankreich, desgleichen auch Frauen und Jungfrauen, zwischen zweien Herren allemal eine schöne Dame. Solches alles war herrlich und schön anzusehen, und daselbst waren auch viele junge Edelleute, die warteten zierlich auf und waren besorgt, ein jeglicher aufs Beste, daß Speise und Trank nirgends mangelten. Unter andern befand sich auch an einem Tische Heymon von Dordone mit seinen Freunden und Ritterschaft, desgleichen auch Heymerin von Bourbon und Hugo von Bourbon, welcher Heymons Schwester Sohn und ein ausnehmend schöner Jüngling war. Derselbe hatte ein schönes goldgelbes Haar und war gar wohl beredt und erfahren in allerlei fremden Sprachen. Dieser Hugo stand von seinem Tisch auf, ging zu dem König und sprach mit freundlichen Worten und mit gebührender Ehrerbietung: „Allergnädigster Herr und König, es ist Zweifels ohne Euer Majestät wohl bewußt, daß allhier erschienen sind meine lieben Vettern, Heymon von Dor-

done und Heymerin von Bourbon, welche alle beide Euer Majestät ritterlich und treulich gedient haben gegen die Heiden, beinahe ganz Hispanien bezwungen und viel Gefahren ihres Lebens ausgestanden haben. Solches haben sie Euer Majestät gern gethan, aber noch keine Belohnung empfangen; darum haben sie mich abgesandt mit unterthäniger Bitte und Begehr, Euer Majestät wollen sie doch mit einer geringen Gnade ehren, oder sie aufs wenigste mit ihren eigenen Gütern belehnen, damit sie der Würde ihres Standes desto besser wahrnehmen mögen.“ Als König Karl diese Rede von dem Jüngling angehört, sprach er mit zornigem Gemüth zu Hugo von Bourbon: „Deine Forderung ist vergebens; sie haben solches oftmals von mir begehrt, aber ich habe ihnen nichts geben wollen, wie ich ihnen auch nichts geben will, thun sie auch darum, was sie wollen.“ Als nun der König ausgeredet hatte, sprach Hugo von Bourbon gar ernsthaft zu dem König: „Gnädigster Herr König! so Euer Majestät meine Vettern für ihre treuen Dienste, welche sie gethan, unbelohnt läßt, wird solches Euer Majestät eine geringe Ehre und Gunst bei andern Herren und Fürsten zu Wege bringen.“ Als nun König Karl solche Rede vernahm, ward er in Zorn ergrimmt, ergriff sein Schwert und schlug den Hugo so, daß er zur Erde fiel und alsbald starb; und der Saal ward mit Blut erfüllet, worüber ein groß Geschrei und Tumult unter den Edeln und Herren entstand, daß alle Tische über den Haufen geworfen wurden, mit Allem was darauf war, und daraus ein großer Krieg entstand.

Wie Herrn Hugos Tod von seinen Vettern Heymon und Heymerin gerächt ward, und diese König Karl aus dem Lande verbannte.

Nachdem nun Herr Hugo von Bourbon vom Könige Karl so jämmerlich entleibt worden, veränderte sich alle Freud in große Traurigkeit, und sonderlich bei denen beiden Grafen,

Heymon und Heymerin, welche über die Maßen erzürnt waren und schwuren, sie wollten den Tod ihres Vetters rächen, und sollte kein Stein auf dem andern in ganz Frankreich bleiben, und man sollte davon zu sagen wissen so lang die Welt stehe. Darauf rüstete sich Heymon alsbald und brachte zusammen an die dreihundert wohlgerüstete und auserlesene Ritter, die er in seinem Lande aufbringen konnte. Desgleichen that auch König Karl mit allen seinen Freunden, rüstete sein Volk in der Eil und ließ sein Fähnlein fliegen; darunter hatte er tausend Mann wohl gerüstet und gewappnet. Noch bekom er Hilfe von Mailand, denn das war unter seiner Hoheit und Herrschaft; zudem hatte er etliche Flaminger, Brabanter, Deutsche und Friesen, so daß er manchen tapfern Mann zu Felde brachte. Mit solchem Volk zog nun König Karl aus, den Heymon mit seinen Freunden und Kriegsheer zu erschlagen, ihr Land zu verbrennen und zu verwüsten. Heymon aber hatte nur dreihundert Mann mit Allem was er aufbringen konnte, meistentheils große Herren, Herzoge, Grafen, Ritter und Edelleute, mit denen ritt er mit aufgesteckten Fähnlein zum Thor hinaus. Die Trommeten wurden dermaßen geblasen, daß es wie Donner klang, und mit voller Stimme riefen sie: „Bourbon, Bourbon!“ Als Heymon mit seinem Volk bei König Karls Lager kam, wo der König sein Volk in Schlachtordnung gestellt hatte, fiel er ihn mit Gewalt an, schlug tapfer drein, daß den Rittern zu beiden Seiten die Speere zersprangen und von des Königs Volk viele von den Pferden fielen und todt blieben. Da Heymon solches merkte, rief er sein Volk an und machte ihnen Herz und sprach: „Ihr Herren Herzoge, Grafen, Barone und Edelleute, wehret euch ritterlich, wir haben den Streit schier gewonnen, und helfet mir den Tod meines Vetters Hugo rächen, ich frage nicht darnach, ob ich auch hier auf dem Felde bleibe!“ Heymerin von Bourbon sagte: „Das will ich thun; Leib, Gut und Leben will ich

wagen und in Gefahr setzen.“ Da versammelte sich Heymons Volk wiederum und wehrten sich so ritterlich, daß die Speere sammt ihren Wehren meist alle zersprangen, und schlugen König Karls Volk meist alle zur Erde, also, daß man allda viel Volks erschlagen sah von Grafen und Herren und die Pferde bei zwanzig oder dreißig auf dem Felde ledig liefen. Die von Bourbon wehrten sich so ritterlich, als wenn Heymon ihr Vater gewesen wäre, und solcher Streit währte bis in die Nacht, daß sie nicht mehr konnten. König Karl verlor von den Seinigen tausend Mann, hingegen der Graf Heymon von den Seinen ungefähr dreißig Mann. Also kostete Hugos Tod manchen Herrn und Edelmann, und manches schöne Schloß, das um seinetwillen verheert und eingerissen und Alles verbrannt ward. Da sprach König Karl mit zornigem Muth: „Ich gelobe Gott und seiner Macht, ob uns gleich das Glück nicht geschienen, so will ich sie doch allhier nicht länger bleiben lassen; ich will sie aus dem Lande vertreiben und sie verbannen sammt ihren Freunden!“ Und also nahm er ihnen ihre Güter. Darauf ließ er alle Obersten: als Herzoge, Grafen, Barone und Rathsherren zusammenfordern und zu Rath sitzen, die sprachen wider Heymon und seine Freunde das Urtheil und erklärten dieselben für Räuber durch das ganze Land. Als nun solches ruchbar ward, sahen sich Heymon sammt seiner Freundschaft und Mithelfern genöthigt, daß sie das Land räumen mußten, und solches in höchster Eile. Da nahm Heymon mit sich achthundert Ritter, die allerbesten und auserlesensten Männer, die auf Waffenführung wohl abgerichtet waren; die nahmen soviel Güter mit sich, als sie fortbringen konnten, denn sie wußten wohl, daß sie König Karls Macht nicht widerstreben könnten. Als Heymon mit den Seinigen aus dem Lande war, nahm König Karl alle ihre Güter und gab sie wem er wollte, und solches verdroß Heymons Volk heftig, daß sie sich als vertriebene Leute in den Wäldern

aufhalten mußten, und fielen deshalb des Nachts heraus, raubten, plünderten und verbrannten Alles, was sie außerhalb verschlossener Mauern fanden, verschonten nichts, weder geistlich noch weltlich, Klöster so wenig als andere Häuser, und schlugen Mönche und Nonnen bis gen Paris zu Tode. Heymon hatte bei sich einen Vetter, genannt Malegys, einen stolzen Ritter, der wohl erfahren war in der schwarzen Kunst und großen Schaden damit that. Mit dem Gold und Silber, das sie bekamen, ließen sie ihre Pferde beschlagen; und der Krieg währte in die sieben Jahre.

Wie König Karl eine Gesandtschaft an Heymon abfertigte und Frieden mit ihm machte.

Dieser langwierige Krieg war den Franzosen schwer und verdrießlich, denn so oft Heymon befahl, mußten sie zu Felde und streiten. Daher wurden sie einig und gingen zu Rath, daß sie bei dem König anhalten wollten, daß er Frieden mit Heymon und seinem Volke machen möchte. Als sie solches beschlossen hatten, gingen sie zum König Karl, grüßten ihn mit höchster Ehrerbietung und sprachen: „Großmächtigster König! Euer Majestät wissen ohne Zweifel wohl, wie lange der Krieg zwischen Euer Majestät und Heymon gewähret; wir bitten, Euer Majestät wolle doch Frieden mit ihm machen, denn das ganze Land wird von ihm verheert und zu Schanden gemacht.“ Als König Karl solche Rede von seinen Landesherren vernommen, war er davon ganz unwillig; jedoch bedachte er sich, ließ sich das Bitten zu Herzen gehen und bewilligte ihnen, was ihnen hierin dünkte gut zu sein. Die Stände des Königreichs beschlossen alsbald mit dem König Karl, daß der König an Heymon und seine Freundschaft einen freundlichen Brief schreiben sollte, des Inhalts: daß er ihm die Uebelthat, die er bisher an ihm und seinen Freunden erwiesen, vergeben wollte. Solches geschah auch zur Stunde;

denn es ward ein Gesandter an Heymon abgefertigt, welcher zu Pierlamont lag, mit dem Vorschlag, Kaiser Karl wolle Heymons Vetter Hugo neunmal mit Gold aufwiegen und Heymon das Gold geben; damit begehre er Frieden mit ihm. Als Heymon den Inhalt des Briefs verstanden, dünkte ihn solches spöttisch und fremd zu sein, darum sprach er zu dem Gesandten mit zornigem Gemüthe: „Saget Eurem König, ich begehre durchaus keinen Frieden mit ihm einzugehen, sondern will den Krieg mit ihm führen, so lang mir möglich ist, denn ich kann Hugos meines Vetters Tod nicht so leicht vergessen.“ — Wie die Gesandten solche Antwort von Heymon erhalten und König Karl angezeigt hatten, sind sie von ihm alsbald wiederum mit einem andern Schreiben an Heymon abgefertiget wordn, mit dem Erbieten: So er, Heymon, mit dem Könige einen Frieden eingehen wollte, so wollte dieser ihm seine Schwester Aya zur Gemahlin geben mit allen den Gütern, die er ihm sammt seinen Freunden genommen hätte, und solches sollten sie los und frei als ein Erbgut für sich und ihre Erben behalten ohne einige Lehen, denn allein von Gott. Da nun Heymon des Königs Meinung verstanden, hieß er die Gesandten etwas verziehen, er wollte sich mit seinen Freunden berathschlagen und ihnen gute Antwort geben. Darauf ließ er alsbald seine Verwandten fordern, nämlich Heymerin von Bourbon, Wilhelm von Orleans und alle andere Barone und Edelleute seines Landes, verkündigte ihnen, was ihm König Karl geboten hätte, und begehrte freundlich, daß sie ihm helfen wollten und rathen, was ihnen gut dünkte und dem Lande nützlich wäre? Darauf haben sie ihm geantwortet: „Wenn König Karl das Alles halten wollte, was er ihm in dem Schreiben versprochen und geboten hätte, so wären sie dessen wohl zufrieden.“ Darauf hat Heymon den Adelhart und Malegys, seine Vettern, an König Karl abgefertigt und ihn fragen lassen, ob er dasjenige Alles halten wollte, was er ihm zuge-

schrieben hätte, nämlich, daß er ihm seine Schwester Aya zur Gemahlin geben wollte, und Alles was er ihm sonst geboten. Wenn dieses seine ernste Meinung wäre, so sei er zufrieden und wolle einen beständigen Frieden mit ihm eingehen und verhandeln. Als nun Adelhart und Malegys zu Paris angelangt waren, sind sie zur Stunde zum Könige gekommen, haben ihm gebührende Ehrfurcht erzeigt und ihren Auftrag von Heymon überantwortet, darauf alsbald Antwort begehrt und gesprochen: „Der Tod Hugos kann nicht vergessen, noch der Frieden geschlossen werden, Euer Majestät bewilligen denn, was in dem Schreiben vermeldet ist.“ Als nun König Karl Heymons Brief empfangen, ließ er denselben öffentlich vor seinen Räthen lesen. Sobald diese den Inhalt verstanden, waren sie dessen wohl zufrieden und begehrten, der König sollte ihm willfahren, wie derselbe dann auch gern that. Er ließ Adelhart und Malegys vor sich kommen und sprach zu ihnen, sie sollten wieder nach Haus gehen und Heymon verkündigen: er sollte zu Senlis erscheinen, da wollte er mit ihm Frieden schließen, denn er begehrte keinen Krieg mehr gegen ihn zu führen. — Mit diesem Bescheid zogen sie wieder nach Pierlamont und zeigten dem Heymon des Königs Meinung an. Hierauf rüstete und bekleidete sich alsbald Heymon mit seinen Freunden auf das zierlichste und zog nach Senlis. Als er nun schier bei Senlis angelangt, kam ihm König Karl mit seinen Verwandten sammt fünfhundert Rittern entgegen und sprach: „Mein Freund Heymon, ich habe übel daran gethan, daß ich Deinen Vetter Hugo erschlagen habe; ich bitte, Du wollest mir solches um Gottes und seines lieben Sohnes willen verzeihen: ich will Dir ihn neunmal mit Gold aufwiegen, Dir meine Schwester Aya zur Gemahlin geben, sammt all den Gütern, die ich Dir genommen und Allem was Du noch von den Heiden erobern wirst.“ Als Heymon die Verheißung angehört, ward er mit dem König einig und sie wurden Freunde.

Wie Heymon König Karls Schwester zur Gemahlin nahm und diese ohne sein Wissen vier Söhne von ihm gebar.

Als der Frieden zwischen dem König Karl und Heymon durch die Heirath mit des Königs Schwester beschlossen war, und die Hochzeit zu Senlis gehalten werden sollte: führte Heymon die Braut nach Gewohnheit und christlichem Gebrauch in die Kirche, ließ sich allda mit ihr einsegnen und ging neben ihr, an der rechten Seite den Bischof und an der andern Seite Graf Roland. Als das hochzeitliche Mahl fertig war, daß man zu Tische sitzen sollte, begehrte Graf Heymon vom Könige, er sollte bei ihm bleiben und dem hochzeitlichen Mahle sammt andern Herren und Fürsten, so dazu geladen waren, beiwohnen. Als er aber eine abschlägige Antwort bekam und der König nicht bleiben wollte, sondern sich bald nach Paris begab, ward Heymon ganz zornig, nahm seine Gemahlin und zog nach Pierlamont, und hielt daselbst das hochzeitliche Mahl so überaus herrlich und stattlich, daß es unmöglich Alles zu beschreiben. Es währte die Hochzeit vierzig Tage und Nächte. Als aber der erste Tag vorüber war und die Nacht anbrach, daß man zu Bette gehen sollte, gedachte Heymon an die Weigerung des Königs, faßte sein Schwert und schwur bei demselben, er wollte seines Vetters Hugos Tod noch rächen und Alles erschlagen, was von des Königs Geschlecht und Herkommen wäre. Von solcher Rede erschrak Frau Aya gar heftig und durfte gleichwohl nichts sagen, denn er war ein ernsthafter und strenger Mann. Sie erzeigte sich also ganz demüthig gegen ihn und leistete ihm alle Freundschaft, also daß sie durch Gottes Gnade schwanger ward. Heymon aber blieb darnach nicht lange zu Haus, sondern zog nach seiner Gewohnheit wieder in Krieg gegen die Heiden, und wußte nicht, daß seine Gemahlin schwanger war; denn sie hatte das Niemand offenbart, als nur einer Jungfrau. Wie nun die Zeit der Geburt heran kam, rieth ihr die Jungfrau, sie sollte sich

in ein Jungfrauen-Kloster begeben und sich darin heimlich halten, bis sie des Kindes erlöst wäre, und ausgeben, sie wäre eine Pilgerfahrt schuldig, die wollte sie verrichten. Als sie nun im Kloster war, kam die Stunde der Geburt herbei und Gott gab ihr einen jungen Sohn, den ließ sie stattlich taufen und Rittsart heißen. Seine Pathen waren der Bischof Turpin und Graf Wilhelm, und sie bestellten dem Kinde heimlich eine Säugmutter und gaben ihm Schreiben mit, daß es ein ehelich Kind wäre von Vater und Mutter und von hohem Stande. Aber man hielt es heimlich, daß Niemand erfahren konnte, wem es zugehörte, denn die Mutter fürchtete sich sehr vor dem Heymon, ihrem Herrn, weil er ein so strenger Mann war, er möchte es vielleicht nach seinem Eid, den er zuvor gethan hatte, als von König Karls Geschlecht, tödten lassen. Mittlerweile kam Heymon wieder nach Hause und hatte lange gegen die Heiden gestritten aus seinem eigenen Beutel. — Auf denselben Tag, als Heymon wieder nach Hause kam, war Frau Aya auch nach Hause gekommen und hatte sich in der Kirche nach altem Gebrauch und Herkommen dem Priester vorgestellt. Des Abends ging sie wieder mit ihrem Gemahle zu Bett und ward abermals mit einem jungen Sohne schwanger. Sie hielt es auch gar heimlich wie zuvor, und legte das Kind selbst ins Kloster wieder ein, daß es Niemand vernahm, und das Kind ward auch heimlich erzogen und ward genannt Writsart. Darnach empfing sie den dritten Sohn und mit demselben ward eben gethan als mit den andern, und er ward genannt Adelhart. — Wie nun dieses Alles geschehen war, ist Heymon wieder in Krieg gezogen, und war wohl sieben ganzer Jahre aus, welches Frau Aya sehr traurig machte, denn ihr war Botschaft gekommen, daß ihr Gemahl todt wäre. Indem sie nun so traurig war, kam Heymon wieder nach Hause und hatte sieben große Wunden im Krieg empfangen. Gleichwohl saß er auf seinem Pferd mit seinem Harnisch und seinem Schild am Halse, denn er hatte viel

Land und Leute gewonnen, dazu die Dornenkrone unsers lieben Herrn und die Nägel, mit denen Christus ans Kreuz geheftet war. Als Frau Aya vernahm, daß Heymon auf dem Wege war, ging sie ihm entgegen, empfing ihn ganz freundlich, umhalste und küßte ihn und hieß ihn willkommen sein. Wie er nun Frau Aya sah, war er auch von Herzen froh, stieg von seinem Pferd und ging mit ihr in ihre Schlafkammer. Da wurde sie wieder schwanger und bekam den vierten Sohn, welchen sie Reinold nennen und ihn wie die vorigen auch heimlich auferziehen ließ. — Also hatte Heymon vier Söhne, von denen allen er nichts wußte. Der jüngste Sohn war ein schöner junger Held, groß und stark über die andern, gleichwie ein Falk über die Sperber. Zu dieser Zeit hatte auch König Karl einen Sohn, der hieß Ludwig; dieser Sohn und Reinold waren gleichen Alters und in derselben Größe. Als er aber fünf und zwanzig Jahr alt war, entwuchs Reinold dem Ludwig und ward schier um einen Fuß länger, und Ludwig ward nach Hause berufen, um etlicher Ursachen willen.

Wie König Karl seinen Sohn Ludwig zum Könige krönen will und darum den Heymon beschickt; wie dann Frau Aya ihren Gemahl zu seinen vier Söhnen bringt.

Zu derselbigen Zeit wollte König Karl seinen Sohn Ludwig krönen lassen als König von Frankreich, denn er war nunmehr zu seinem höchsten Alter gekommen. Er ließ daher durch seiner Schwester Sohn, welche Berta genannt war, die zwölf Genossen von Frankreich berufen, deßgleichen die päpstliche Heiligkeit, Patriarchen, Bischöfe, Könige, Herzoge und Grafen. Als sie nun versammelt waren, ließ er eine Stille ausrufen, stand auf und sprach: „Ihr Herren allesammt, wie Euch Gott alle mit einander hierher versammlet: es ist Euch ohne Zweifel wohl wissend, und Ihr habt den Augenschein jetzt vor Euch, wie

daß ich nunmehr zu meinem höchsten Alter gelangt bin, und mir das Regiment der Krone Frankreich viel zu schwer wird, also, daß ich dem Königreich nicht mehr vorstehen kann, wie ich bisher gethan. Darum gelanget meine freundliche Bitte an Euch, Ihr wollet meinen Sohn Ludwig zu einem König annehmen und denselbigen dafür halten und krönen, denn er ist ein stattlicher junger Held und kann das Königreich versehen.“ Als die Herren des Königs Meinung vernommen, ist Bischof Turpin aufgestanden im Namen der andern Herren alle, begehrte Erlaub zu reden und sprach: „Allergnädigster Herr König, solches kann für diesmal noch nicht geschehen, denn Euer Hof ist noch nicht vollkommen.“ Da fragte der König: „Wer mangelt denn noch allhier? Ich meinte, ich hätte die Edelgesteine vom ganzen Lande, dazu die größten Herren, sowohl geistliche als weltliche des ganzen Christenthums.“ Darauf antwortete der Bischof: „Allhier mangelt der allertapferste und kühnste Held der Welt, von hohem Geschlecht und Herkommen, welcher unbezwungen und frei seine Güter von keinem Menschen zu Lehen hat, denn allein von Gott!“ Als nun der Bischof seine Rede geendet, da sprach der König: „Das ist Heymon von Dordone! derselbe hat mir große Bedrängniß angethan in meinem Königreich mit Rauben, Brennen und dergleichen; schlug Alles todt, was ihm vorkam und mir zugehörig, sowohl geistlich als weltlich, und nahm das Gold aus den Kirchen, da man Gott mit diente, und beschlug damit sein Pferd; muß gleichwohl bekennen, daß ich keinen tapferern Helden kenne, als ihn. Ich weiß, daß er die Krone und Nägel unsers Herrn Jesu Christi, damit er gekrönet und an das Kreuz geheftet worden, von den Heiden und Juden erobert hat; ich weiß aber auch, daß er mir den Tod geschworen hat; dennoch, wenn es Euch dünket rathsam zu sein, daß ich auch ihn hieher berufen lasse, so will ich nach ihm schicken.“ Darauf hat der Bischof geantwortet: „Gnädigster Herr König!

ich sammt diesen Herren allen sehen für gut an, daß Ihr solche Krönung noch vierzig Tage ausstellen wolltet und mittlerweile nach dem Heymon schicken, daß er allhier erscheinen wolle. Ihr müsset ihm dessen gut Geleit zusagen auf St. Dionysius Leichnam; und so er dennoch aus Furcht nicht kommen wollte, so stellet ihm zu Geißeln und Bürgen die zwölf besten Herren vom Königreich.“ Diesen Rath befand der König für gut und fragte den Bischof, wen er am besten zu Heymon schicken möchte, daß er ihm solches ausrichte? Da hieß der Bischof den Grafen Roland, Wilhelm von Orleans, Bertram und Bernhard vor den König kommen. Da fragte sie der König, ob sie nach Pierlamont reisen wollten, dem Heymon anzuzeigen, daß er gen Hof käme nach Paris und seinen Sohn Ludwig zu einem König krönen helfe. Sie bedachten sich bald und willigten gern ein solches zu thun. Zum Zeichen, daß sie es thun sollten, ehrte sie der König alle vier je mit einem schönen Pferde, mit allem Zeuge, von Gold und köstlicher Seide gemacht, dazu einen jeden auch mit einer schönen Hutschnur mit köstlichen Edelsteinen geziert. Wie sie nun Alle aufs schönste geziert und zu reisen fertig waren, sind sie auf ihre Pferde gesessen. Da kam der König, hing jedem einen köstlichen Mantel um und gab jedem einen Oelzweig in die Hand. Da ritten sie hinweg nach Pierlamont und säumten sich auf dem Wege gar nicht. Als sie nun nahe bei Pierlamont kamen, kam Frau Aya ungefähr an ein Fenster zu stehen, sah hinaus ins Feld, sah diese vier Ritter ankommen und merkte bald, daß es Graf Roland, Graf Wilhelm von Orleans und Graf Bertram mit Graf Bernhard waren. Sie dachte aber bei sich selbst: was mögen die vier Herren hier wollen? ich fürchte, sie eilen in ihren Tod. Sie rief alsbald dem Thorhüter, gab ihm vier schöne Hutschnüre und sagte: „Gehe hin und bringe sie den vier Herren, welche da geritten kommen, und gieb meinem Vetter Graf Roland die beste und sag ihm: die hat Euch

Frau Aya, Eure Base, überschickt.“ Als nun diese vier Ritter vor Heymon kamen, hatte er damals bei dreihundert Ritter an seinem Hof und ungefähr hundert und dreißig Mann zu Fuß wohlgewaffnet. Die Abgesandten fielen ihm zu Füßen und bewiesen ihm Ehre, und Graf Roland sprach mit freundlichen Worten: „Gnädigster Herr Heymon, wir kommen als Gesandte von König Karl dem Großen von Frankreich; der begehret freundlich, es wollen Euer Gnaden nach Paris kommen und seinen Sohn Ludwig zum König von Frankreich krönen helfen. So er dafür Euer Gnaden wiederum förderlich sein kann, will er allezeit willig sein, denn er hat diese Krönung um Euer Gnaden willen wohl vierzig Tage aufgeschoben.“ Als Heymon diese Botschaft empfangen, veränderte er die Farbe und war zornig, schwieg still und redete kein Wort. Als er nun keine Antwort gab, redeten sie ihn zum andernmal an, er solle sich erklären, ob er Ludwig wollte helfen krönen oder nicht? Er antwortete abermal nichts. Da sahen die vier Gesandten einander traurig an. Frau Aya wurde auch sehr betrübt, nahm einen silbernen Becher voll Wein und sprach: „Lieber Vetter Roland, nehmet diesen und thut einen Trunk; ich will jetzt euer Schenk sein.“ Da nahm Roland den Becher und trank; gab ihn darnach den andern Dreien, daß sie auch trinken sollten. Also hieß sie Frau Aya willkommen sein. Darnach sprach Frau Aya zu ihrem Gemahle Heymon: „Gnädiger Herr, ich bitte Euer Gnaden freundlich, Ihr wollet diesen vier Herren die Antwort geben, denn es sind Eure eigenen Verwandten und die Vornehmsten des Königreichs.“ — Sobald Heymon dieses von seiner Hausfrau hörte, schlug er sie ins Angesicht, daß sie darnieder fiel. Dies sahen die Herren mit zornigem Gemüth an und halfen der Frau auf. Als sie nun wieder zu sich selbst kam, wischte sie sich ab, trat wieder zu ihrem Gemahl, dem Heymon, küßte ihn freundlich und sprach noch einmal: „Gnädiger Herr, ich bitte Euch noch

einmal, Ihr wollet diesen meinen Vettern Antwort geben.“ Darüber ward nun Heymons Zorn etwas gelinder, und er sprach zu seiner Hausfrau: „Herzliebe Hausfrau, wenn ich ja Antwort geben soll, so mag ich wohl sagen, daß ich der unseligste Mann bin auf Erden und Ihr das unseligste Weib, so jemals geboren ist.“ Da fragte sie: „Warum saget Ihr das, lieber Herr?“ — „Darum, sagte er, daß uns Gott so wohl gewollt hat, daß er uns in zwanzig Jahren, die wir bei einander gewesen sind, keine Leibeserben gegeben, die unser Land und Güter nach unserm Tode besitzen, damit dasselbe nicht in unserer Feinde Hände kommen möchte. Nun weiß ich gewiß, daß eben der nach meinem Tode mit Gewalt Land und Leute an sich bringen wird, den ich krönen helfen soll! Nein, ich will es nicht thun, da ich ihm mehr feind bin als dem Vater; denn ich weiß und ist Jedermann kundig, wenn sie mich hätten oder mich bekommen könnten, sie ließen mich nicht lange beim Leben.“ Da sprach Frau Aya: „Gnädiger Herr! wenn Ihr nun Kinder hättet, wenig oder viel, wollt Ihr dieselben umbringen?“ Darauf sprach Heymon: „Geliebte Hausfrau, ich sage Euch, wenn ich Kinder hätte, ich wollte sie nicht tödten, sondern wollte mehr an ihnen thun, als ein Vater schuldig ist an seinen Kindern zu thun.“ Alsbald sprach Aya: „Fürwahr! gnädiger Herr, dann sind die Worte vergeblich, so Ihr geredet habt, als Ihr das erste Mal das Beilager bei mir gehalten, daß Ihr Alles tödten wolltet, was von mir käme!“ Da antwortete Heymon seiner Hausfrau: „Hausfrau! böse gezwungene Eide kann man wohl lassen; hätte ich Kinder, wollte ich fröhlicher sein als ich jetzo bin.“ Darauf sprach Frau Aya: „Wollt Ihr mich versichern, gnädiger Herr, daß Ihr ihnen nichts thun wollet, so möchte ich ihrer etliche finden und Euch zeigen.“ Als Heymon diese Worte gehört, kam es ihm fremd vor und er sprach: „Ich will dasselbe gern thun, wenn mir Gott die Gnade verleihen

wollte; aber ich kanns nicht wohl glauben, daß ich jemals Kinder mit Euch gehabt habe.“ Da nahm Frau Heymon den Graf Heymon bei der Hand und sprach: „Gehet mit mir, ich will sie Euch sehen lassen.“ Darüber war Heymon sehr erfreut; und ehe er ging mit seiner Hausfrau, sprach er zu den vorgemeldeten vier Rittern und hieß sie willkommen sein, gab ihnen die Hand und begehrte, sie sollten etwas verziehen, er wollte ihnen gute Antwort geben, er müsse erstlich mit seiner Hausfrau hingehen, seine Kinder zu besehen. Hierauf geleitete ihn seine Gemahlin vor ein Zimmer, darin waren die vier Söhne bei einander. Als nun Heymon vor das Zimmer kam, blieb er etwas vor der Thüre stehen, ehe er hinzu ging; da hörte er, daß Reinold aus verzagtem Muth zu seinem Bruder sagte: „Ich weiß es dem Hofmeister keinen Dank, der uns allhier zu essen und zu trinken bringet; denn alle Gerichte, die er uns bringt, sind auf eines andern Herrn Tisch übrig geblieben, als Brosamen; dazu bringt er uns auch keinen guten Wein. Hätte ich den Speisemeister hier, ich wollte ihn also zurichten, daß er vor meinen Füßen liegen bleiben sollte.“ Da antwortete Adelhart seinem Bruder und sprach: „Bruder, ich bitte, laß ab von solcher Rede. Wir können wohl reden unter einander, was wir wollen, aber Du weißt, daß unsere Mutter uns befohlen hat, daß wir still sein sollten und nicht viel Wesens machen; denn wir wissen wohl, wer unsere Mutter ist, aber unsern Vater kennen wir nicht. Und ich sage Euch, schlüget Ihr des Heymons Speisemeister, er ist so frech und muthig, er ließ Euch in aller Eil umbringen, denn er hat allezeit gewaffnet Volk bei sich. Darum laßt solche Worte bleiben, denn Ihr habt unrecht.“ Da sprach Reinold mit zornigem Muthe zu seinem Bruder: „Sollte mich Heymon, der graue Hund, tödten lassen, das soll ihm der Teufel danken; ich sehe ihn mit seinen gewaffneten Leuten nicht an, ich wollt ihn mit Fäusten schlagen, daß er sollte liegen bleiben.“ Heymon

hörte dieſe Worte und war deſſen froh. Er ſprach zu ſeiner Hausfrau: „Das iſt gewiß mein Sohn, da zweifle ich nicht daran; aber von den andern weiß ich nichts; will ſie einmal probiren, ob ſie auch ſo beherzt ſind, als ſie ſchienen!“ Da ſtieß er mit einem Fuß an die Thüre, daß ſie zerſprang. Reinold ſprang auf, ergriff den Heymon, warf ihn über eine Bank zur Erde und ſprach: „Was haſt Du hierin zu ſchaffen, Du alter Grauer? Ich ſage Dir, wir haben jetzt Mahlzeit gehalten, wäreſt Du hier geweſen, ſo hätteſt Du es ſo gut gehabt als wir.“ Da kamen die andern Brüder darzu gelaufen, worüber Heymon ſehr erſchrak und ſprach: „O Ihr jungen Helden, ſchlaget mich nicht! denn ich bin Heymon, Euer lieber Vater, und will Euch auf den Abend zu Rittern ſchlagen.“ Als das Reinold hörte, ſprach er: „O Gott! ſeid Ihr mein Vater, ſo wäre es mir von Herzen leid, wenn ich Euch geſchlagen hätte!“ und hieß

ihn alsbald aufstehen. Als Heymon auf war, bedankte er sich höchlich gegen seine Kinder und küßte erstlich den Writsart, darnach den Adelhart und Ritsart. Und als er Reinold küßte, drückte er denselben so freundlich an seine Brust und Wangen, daß ihm die Nase blutete, worüber Reinold sehr ergrimmte und sprach: „So wahr mir Gott hilft! wenn Ihr mein Vater nicht wäret, ich wollte Euch dermaßen schlagen, daß Ihr liegen bleiben müßtet!" Darauf sprach Heymon: „Mein Sohn, ich erfreue mich jetzt höchlich in meinem Alter, daß Dir Gott die Gnade gegeben und Dich so lange erhalten hat, daß Du magst zum Ritter werden." Da sprach Frau Aya: „Gnädiger Herr, Alles was unsere Söhne zum ritterlichen Stande bedürfen, als Kleider, Wehr und Waffen, das habe ich machen lassen; darum möget Ihr frei zu meinem Bruder zu Hof reiten, denn er hat Euch Fried und Freiheit zugesagt und geschworen; dessen zum Zeugniß hat er die Besten in seinem Reich zu Geißeln gesetzet und verbürget." Aber Heymon antwortete nichts darauf, sondern befahl, man solle den Saal stattlich zurichten, er wolle seine Söhne zu Rittern schlagen.

Heymon schlägt seine vier Söhne zu Rittern und gibt Reinold das Roß Bayart, welcher es bändigt.

Als nun der Saal zugerichtet und geziert war, kam Heymon herein und ließ eine große sammetne Decke auf die Erde breiten und seine vier Söhne zu sich kommen. Erstlich nahm er den Ritsart vor und bekleidete ihn gar stattlich, und zog ihm zwei übergoldete Sporen an, und gürtete ihm ein Schwert an seine Seite, ließ ihn auf die Knie sitzen und schlug ihn zum Ritter und sprach: „Stehe auf, mein Sohn Ritsart! jetzt schlug ich Dich zum Ritter, daß Du sollt und mußt helfen rächen das Blut Christi, so er am Stamme des Kreuzes für uns vergossen hat. Von nun an sollt Du gegen die Heiden und Türken Dich gebrau-

chen in allen ritterlichen Thaten, wo Du kannst. Ich gebe Dir allhie solches Schwert, als mein Vater mir gegeben hat; damit habe ich Alles gewonnen von den Heiden und Türken. Desgleichen sollt Du auch thun, aber Du mußt erst mit mir nach Hofe reiten.“ Darnach ließ er den Adelhart vor sich kommen, der hatte seine Sporen schon angezogen und brachte das Schwert in seiner Hand, welches ihm Heymon an seine Seite gürtete, und nun schlug er ihn auch zum Ritter und sprach: „Gedenke an Gott, wie man den auf seine Backen schlug, und ihm das so lieblich zu ertragen war um unserer Erlösung willen. Ich sage Dir, zu der Ritterschaft gehört viel. Ich gebe Dir weder Haus noch Burg; Du mußt sie mit Deiner Hand von den Heiden und Türken gewinnen, wie auch ich gethan habe, aber Du mußt mit mir nach Hofe reiten.“ Danach nahm er den Writsart und that ingleichen, wie er mit den andern Zwei gethan hatte. Zum vierten ließ er auch Reinold vor sich kommen, der war gar stolz und hochmüthig, der hatte seine Sporen schon gegürtet; Heymon hing ihm auch das Schwert an, wie den Andern, und er war so lang, daß Heymon auf ein Bänklein steigen mußte, als er ihn zum Ritter schlug. Danach sprach Heymon zu seinem Sohne: „Stehe auf, Reinold, als ein frommer Ritter, und sei muthig als ein Held, und ich gebe Dir allein Pierlamont, Montagne und Montfaucon; Du sollt nicht unterlassen, auf die Türken zu streifen!“ Danach brachte man dahin vier schöne Rosse, wohlgeziert; das beste gab er dem Reinold, daß er darauf nach Hofe reiten sollte, denn er war stärker und einen Fuß höher als die Andern. Als Reinold das Pferd ansah, deuchte es ihm schwach zu sein; er schlug es mit der Faust vor den Kopf und sprach: „Das Pferd ist viel zu gering, mich zu tragen.“ Als Frau Aya, seine Mutter, das ansah, verwunderte sie sich dessen und sagte: „Mit der Weise kannst Du wohl alle Pferde todtschlagen, die man vor Dich bringt.“ Danach brachte man

ihm ein anderes aus der Stadt, das höher und stärker war als das vorige; das schlug er auch vor den Kopf, daß es niederfiel. Zum dritten brachte man ihm noch ein anderes, das war noch stärker und höher als die andern; da sprang er darauf, daß ihm die Lenden und das Rückgrad zu Stücken brachen und es bald danach starb. Als Heymon, sein Vater, solches sah, erfreute er sich dessen, daß sein Sohn eine solche Kraft und Stärke hatte, und sprach: „Sohn Reinold! sei nicht traurig, sondern wohlgemuth; ich weiß noch ein Pferd, heißt Beyart, hat zehn Pferds-Stärke und ist ummauert in einem starken Thurme, und es darf Niemand dazu gehen wegen seines Zorns. Das hat ein Kameelführer gewonnen; es ist so geschwind im Laufen als ein Pfeil vom Bogen, ist schwarz wie ein Rabe, hat Augen als ein Leopard und keine Mähne.“ Als Reinold seinen Vater das Pferd so sehr preisen hörte, sprach er lachend zu ihm: „Vater, das wäre wohl ein Pferd für mich, ich wollte, es wäre mein!“ Da sprach Heymon: „Ziehe Deine Rüstung an, das rathe ich Dir, und versuche, ob Du es zwingen kannst; aber sieh Dich wohl vor, denn es ist über die Maßen bös und läßt Niemand vorkommen, es zerbeißt Steine, gleich wie andere Pferde Heu.“ Als Reinold das hörte, sprach er: „Soll ich mich gegen ein Pferd waffnen? das wäre mir eine große Schande!“ Jedoch folgte er seinem Vater und waffnete sich, als ob er in Krieg oder Streit ziehen wollte, nahm einen Stock in seine Hand und ging zum Stalle hin, wo das Pferd stand; und außer seinem Vater und Mutter folgten ihm viele Edle, Ritter und Frauen, um zu sehen, was Wunder Reinold mit dem Roß treiben würde. Als er nun in den Stall kam, sah er das Roß an; alsbald schlug ihn das Pferd vor seinen Kopf, daß er zur Erde fiel und in Ohnmacht kam. Sobald Frau Aya dieß gesehen, schrie sie zu Gott und sprach: „O Gott im Himmel! mein Sohn Reinold ist todt!“ Dagegen rief Heymon den Reinold

an und sagte: „Mein Sohn Reinold, stehe auf und zwinge das Roß! ich schenke es Dir, denn ich gönne es Niemand lieber als Dir.“ Da rief die Mutter, Frau Aya, wiederum: „Ach lieber Gott! wie soll er das Roß zwingen, er ist todt!“ Da sprach Heymon: „Hausfrau, schweiget still! er ist meines Geblüts; so zweifelt nicht, er wird wohl wieder aufstehen.“ Indessen kam Der wieder zu sich und stand auf, nahm seinen Stock wieder zur Hand, in der Meinung, das Roß damit zu zwingen. Aber Beyart nahm ihn beim Halse und warf ihn vor sich in die Krippe. Da wehrte sich Reinold aufs Beste, nahm Beyart bei dem Hals, hielt sich männlich daran und schlug mit seinem Stocke gewaltig darauf, und brauchte sich so tapfer, daß er ihm das Gebiß in das Maul brachte und ihn aufzäumte. Sogleich sprang er in aller Eile auf das Roß und ritt aus dem Stalle; da floh ein Jeder und fürchtete sich vor dem großen Roß Beyart. Als Reinold und Beyart in das Freie kamen, gab ihm Jener die Sporen und ließ ihm den Zaum schießen, denn er saß darauf, als wenn er darauf gewachsen oder gemauert gewesen wäre, und sprengte mit ihm über zwei weite Gräben, deren jeglicher über vierzig Fuß breit war, und turnirte also und bezwang das Roß so lange, bis er sammt dem Roß ganz müde geworden war. Da ritt er das Roß wieder in den Stall, stieg ab, putzte und wischte es. Als er es nun wohl abgeputzt hatte, sprach er: „Dieß Roß wollt ich jetzt um kein Geld noch um kein Gut verkaufen!“ Denn er zwang es, daß es vor ihm stand und zitterte, sich gegen ihn neigte und sich beugte, wenn er aufsitzen wollte; er hatte es dermaßen gezähmt, daß ein Kind darauf sitzen mochte. Und als es nun also abgerichtet und gelernt war, ließ er gar köstliches Zeug dazu machen, als Sattel und Zaum und Alles, was dazu mehr gehört; und er machte sich fertig, um mit seinem Vater nach des Königs Hofe zu reiten.

Wie Heymon mit seinen Kindern nach Hofe kam, König Ludwig gekrönt ward und an Heymons Kindern Aergerniß nahm, ja dem Adelhart nach dem Leben stand.

Als Graf Heymon mit seinen vier Söhnen fertig war, um nach des Königs Hofe zu ziehen, den König Ludwig zu krönen, und mit Allem versehen, was ihnen zu solchen Ehren nöthig war, sind sie mit voller Rüstung, als wenn sie zum Streit wollten, nach Paris geritten, in Begleitung des Grafen Roland, des Grafen Wilhelm, des Grafen Bernhard und des Grafen Bertram, ein Jeglicher aufs allerschönste geziert. Als sie nun nahe bei Paris waren und König Karl vernommen, daß Graf Heymon mit seinen vier Söhnen also stark gewaffnet komme, sandte er alsbald einen Herrn zu ihm und begehrte, er sollte sich entwaffnen und die Rüstung von sich legen, welches auch Graf Heymon auf des Königs Begehren that. Darauf rüstete sich König Karl sammt seinem Volke, um Graf Heymon mit den Seinigen freundlich zu empfangen und einzuholen und ihm entgegen zu ziehen. Als Ludwig, der junge König, solches gehört, sprach er zu seinem Vater: „Wollt Ihr dem entgegengehen und freundlich empfangen, der Euer Majestät und den Eurigen so todtfeind ist und dieselben verfolgt hat wo er konnte?“ Da sprach König Karl: „Mein Sohn, ich will, man soll den Zank und Streit beilegen und fortan einen guten Frieden halten! denn es hat lange genug gewährt. Darum so mache Dich fertig, denn Du mußt mit mir ziehen und Deine Vettern freundlich empfangen helfen!“ Zu solchem Ende ließ König Karl seine ganze Ritterschaft ausrüsten, dazu alle Frauen und Jungfrauen, welches sie auch Alle ohne Verzug gethan haben, ein Jeglicher auf das Schönste, als ihm möglich. Als sie nun bei einander kamen, empfing König Karl den Heymon sammt den Seinigen ganz freundlich und in aller Herrlichkeit, wie sichs geziemte; denn das war das erste Mal in dreißig Jahren, daß er den Heymon

gewaffnet gesehen. Aber Ludwig, der junge König, nahm sich des Heymons nicht an, sondern schwieg ganz still. Als Graf Roland solches gesehen, trat er zum jungen König Ludwig und begehrte von ihm, er sollte den Heymon sammt seinen vier Söhnen auch freundlich empfangen. Darauf antwortete Jener alsbald: er hätte mit dem Heymon und seinen vier Söhnen nichts zu thun. Als nun die Ritterschaft und die Damen den Reinold sammt seinem Roß Beyart gesehen, verwunderten sie sich und sprachen Eines zu dem Andern: „Ist dieses der Ritter Reinold, des Heymons Sohn? er ist fürwahr der trefflichste und schönste Prinz von ganz Frankreich!" Das hörte der junge König Ludwig und erzürnte sich heftig über diese Rede; denn er ließ sich dünken, es wäre Keiner schöner von Leib und Gliedern, Keiner trefflicher in ritterlichen Thaten und Keiner so beredt wie er. Er antwortete deshalb auf die vorige Rede: „Wo hat man jemals gehört, daß Heymon Kinder mit Frau Aya gehabt hat? es müssen seine Kinder nicht sein, sondern er muß sie für seine Kinder angenommen und dazu erkauft haben. Ich will deshalb in kurzer Zeit erfahren, ob Reinold mein Vetter ist oder nicht." Darauf ging er zu Reinold, bot ihm die Hand und hieß ihn willkommen sein, worauf Reinold ihm höflich dankte. Alsbald sprach König Ludwig zu Reinold: „Vetter, Ihr habt ein schönes Pferd! wäre es nicht rathsam, daß Ihr mir solches verehrtet? ich will Euch eben so viel dagegen geben." Darauf antwortete Reinold mit diesen Worten: „Fürwahr! mein lieber Vetter, wenn ich es Jemand gebe, so sollt Ihr der Nächste sein. Ich will Euch wohl gern mit Leib und Gut dienen, wo ich kann und mag; aber das Pferd Euch zu geben, das kann ich jetzt nicht thun, weil kein anderes Pferd mich tragen kann, als dies, und ich mit keinem anderen das ausrichten kann, was dies vermag." Da König Ludwig dies vernahm, sprach er mit zornigem Muthe: „Jetzt sehe ich, er

ist von keinem geringen Geschlechte; wenn ich aber gekrönet bin und in meiner Majestät sitze und die Lehen austheile, so will ich ihm auch nichts geben.“ Als dieß nun vor Reinold kam, ward er auch zornig und ging zum König Ludwig und sprach: „Ich habe gehört, daß Euer Majestät mir keine Lehen geben will: darnach frag ich nichts! ich bedarf es, Gott Lob, auch nicht; mein Vater hat mir genug gelassen und gegeben, so daß ich von Euer Majestät Gnade zu leben nicht benöthigt bin; weiß derohalben Euer Majestät keinen Dank.“ — Nach solchen Zwischenreden gingen sie mit einander in einen lustigen Garten, wo der König Karl gemeiniglich war. In diesem Garten ward allerhand Kurzweil getrieben mit Musik und Turnierspielen, im Beisein vieler Damen und Frauen. Als nun Zeit war, daß man Tafel halten sollte, befahl der König Ludwig, daß man den vier Heymonskindern kein Essen noch Trinken vorsetzen sollte, viel weniger ihren Rossen. Da gab man Wasser, die Hände zu waschen, erstlich päpstlicher Heiligkeit, danach den Patriarchen, folgends dem Könige und der Königin, und sofort allen Edlen und Rittern, die zugegen waren, und setzte einem Jeglichen nach seiner Würde zu Tisch, aber der vier Heymonskinder war nicht gedacht. Und ward also vortrefflich Tafel gehalten. Als Reinold dies also sah, daß man ihnen nichts geben wollte, dachte er: er müsse zu essen haben, es wäre dem Könige lieb oder leid; stand deshalb auf, stieß wider die Küchenthür mit einem Fuße, daß sie in viele Stücken sprang, und lief zur Küche hinein; daselbst nahm er etliche Schüsseln mit Essen und trug sie seinen Brüdern zu. Da der Koch solches sah, wollte er dem Reinold die Schüsseln nicht verabfolgen lassen und sprach: „Laß die Schüsseln stehen, Du loser Vogel, oder ich muß was anders vornehmen!“ Darüber Reinold ergrimmte, schlug den Koch mit der Faust, daß er zur Erde fiel, und ging mit den Speisen fort zu seinen Brüdern. Solches kam vor

den König, daß der Koch todt geschlagen wäre. Da fragte der König, wer es gethan hätte? Sie sprachen: „Reinold, des Heymons Sohn, hat es gethan, weil ihm der Koch nicht zu essen geben wollte.“ Da sprach der König: „Ihm ist recht geschehen, da er meinen Vettern die Speise weigerte, während doch so mancher Fremdling allhier erhalten wird.“ Danach bekam Reinold alles Dings genug, was sein Herz begehrte, worüber König Ludwig heftig erzürnt war. Danach kam der Marschall zu Reinold und sprach: „Junger Herr, Ihr habt dem Koch groß Unrecht gethan, daß Ihr ihn todtgeschlagen; wenn er mir verwandt wäre, ich wollte seinen Tod an Euch rächen!“ Da antwortete Reinold: „Ihr seid nicht kühn genug, solches zu rächen.“ Da ward der Marschall zornig und schlug nach Reinold, dieser aber erwiderte den Streich, schlug den Marschall zur Erde und stieß den todten Körper mit dem Fuß, daß er weit in den Saal rollte und König Karl ihn sah. Da sagte König Ludwig zu seinem Vater: „Gnädigster Herr Vater! sofern Euer Majestät solchen Muthwillen an Eurem Hof ungestraft läßt, so wird es Euer Majestät schlechte Ehre bringen.“ Bald danach ließ König Karl gebieten, unangesehen, daß der Marschall todt wäre, daß Niemand so verwegen sein sollte, sich Reinold zu widersetzen. Als es nun wieder still war, ließ man alle Freuden und Musiken klingen, und alle Kurzweil nahm ihren Fortgang bis es Nacht war, daß man zu Bett gehen sollte. Da ließ König Ludwig wieder gebieten, man solle des Heymons vier Söhne auf kein Bett weisen, daß sie mit Ruhe schlafen könnten. Als Reinold dieß gesehen, ward er abermals zornig und sprach zu seinen Brüdern: „Was soll es gelten, wir bekommen über Nacht noch die besten Betten!“ Als nun Jedermann zu Bett und im ersten Schlaf war, da nahm Reinold seine Waffen in die Hand und machte einen großen Tumult unter Freunden und Verwandten, Edlen und Unedlen; welcher zuerst davon kam, war der

Beste; und trieb sie Alle aus den Betten, daß er fast dreißig Betten ledig fand. Er legte sich sammt seinen Brüdern in die besten, die er am Hofe fand, und schlief in gutem Frieden bis an den hellen Morgen. — Des Morgens liefen die Vertriebenen zum König Karl und klagten ihm, wie es ihnen ergangen wäre und wer solches gethan hätte; begehrten daneben, er solle über solche Gewalt Gericht halten und den Reinold strafen. Da schalt sie der König, daß sie Alle über Eine Person klagten, und sprach: „Wie! lasset Ihr Euch Alle vertreiben von Einem Mann? Darüber kann ich kein Recht pflegen, denn er hat daran eine ritterliche That begangen.“ Als Reinold sammt seinen Brüdern sich angezogen, gingen sie nach des Königs Hofe. Indem begegnete ihnen der König sammt dreißig Bischöfen, neun gekrönten Königen, zwölf Herzogen, und wollten nach des jungen Königs Ludwig Behausung gehen; da gesellten sie sich zu und gingen also mit einander zum König Ludwig. Als sie nun vor des Königs Ludwig Zimmer kamen, sprach König Karl: „Sohn, stehe auf! denn heut ist der Tag, da Du zu hohen Ehren kommen wirst; denn ich will Dir heut meine Krone von Frankreich sammt allen zugehörigen Ländern übergeben und Dich zum König in Frankreich machen!“ — Da dankte König Ludwig seinem Vater, sammt allen Herren, so zugegen waren, höchlich und mit aller Ehrerbietung, bot ihnen Allen die Hand und empfing sie gar freundlich. Darnach gebot der König Karl Heymon, er sollte seinen vier Söhnen sagen: was sie nun für Aemter an seinem Hofe bedienen wollten, die wollte er ihnen geben; und also machte er Reinold zum Hofmeister, Adelhart ward Schultheiß, Ritsart mußte dem König aufwarten und Writsart den Bischöfen. Als nun der König Ludwig zu der Krönung fertig war, führte man ihn zu der Kirche; da gingen Adelhart und Writsart vor ihm her, und ihm zur Seite ging Reinold, und hinter ihm folgten Ritsart und Heymon der Vater. Die Brüder trugen einen

Himmel über dem König Ludwig, daß es auf ihn nicht regnen konnte. Als nun König Ludwig in die Kirche kam, führte man ihn auf das Chor, welches gar herrlich geziert war. Da stand König Karl neben König Ludwig und die andern Herren ein jeder nach seiner Ordnung; Heymon aber mit seinen Söhnen begab sich dahin, wo er am besten Platz fand. Man findet in der Kronik von Frankreich beschrieben, daß kein König von Frankreich kann oder mag erwählt oder gekrönt werden, er sei denn ehelich geboren; denn man muß auf seinem Leichnam das Amt der heiligen Messe verrichten, und muß dazu brauchen Oel, Kerzen und Feuer, denn er ist der allerheiligste und allerchristlichste König in ganz Europa. Also ward dieser König Ludwig auch in die Kirche gebracht vor St. Marien-Altar; da sang der Bischof Turpin das Amt der heiligen Messe und der Patriarch von Jerusalem diente ihm dazu, und solches geschah mit großem Triumph und Frohlocken. Als es nun so weit kam, daß man zum Opfer gehen sollte, da opferte König Ludwig einen Byzantiner von Gold, und solches zur Ehre Gottes; danach kam Reinold und opferte zwei Byzantiner. Als solches König Ludwig sah, meinte er, sein Opfer wäre zu gering gegen das Reinolds, und opferte auch noch zwei Byzantiner. Als nun dieses Reinold merkte, daß König Ludwig noch mehr geopfert habe als er, opferte er noch drei Goldstücke. Als Heymon dieses sah, sagte er: „Zu guter Zeit und glückseliger Stunde bist Du geboren! Ich wollte, daß ich alle meine Güter verkauft hätte um lauter Byzantiner und hätte sie allhier, Du solltest sie alle opfern!“ Als nun König Ludwig auf den Altar sah, daß kein Oel noch Kerzen darauf waren, winkte er seinem Vater König Karl. Da bat König Karl den Allmächtigen, daß er seinem Sohn wolle zukommen lassen, was zu solchen Ehren gehöre. Alsbald kamen zwo Tauben und brachten Oel und brennende Kerzen. Als das da war, erzeigte man ihm große Ehre und brauchte heilige Ce-

remonien, feierte zur Stunde das Amt der heiligen Messe und opferte den wahren Leib und Blut Jesu Christi auf seinem Leib als auf einem Altar. Als nun die Messe so weit gekommen war, daß man das Paternoster singen sollte, brachte man eine schöne königliche Krone, mit vielen schönen und köstlichen Edelsteinen geziert, und sonderlich mit drei gelben Rubinen, die setzte man ihm auf sein Haupt. Darnach wünschten ihm Alle vom Adel, welche zugegen waren, Glück, und solches zum Zeichen, daß sie ihm unterthänig und gehorsam sein wollten, als einem Könige von Frankreich. Auch war da eine Musik, welche von vielerlei Instrumenten aufgeführt wurde, wie man solches vormals nie bei einer Krönung gehört hatte. Und als König Ludwig also gekrönt war, da gürtete man ihm ein bloßes Schwert an seine Seite, zum Zeichen, daß er die Gerechtigkeit verstehen, dieselbe vertheidigen und das Königreich beschützen und beschirmen sollte. Als dies nun also geschehen, führte man König Ludwig zum Palast, und es ging der Papst an der rechten und der Patriarch an der linken Seite; darnach König Karl mit den zwölf Genossen von Frankreich; hierauf viele Bischöfe und Cardinäle; zuletzt kam Graf Heymon mit seinen vier Söhnen und Edlen. Als sie nun zum Palast kamen, waren die Tafeln alle bereit und sollte sich niedersetzen ein Jeder nach seinem Stand und Herkommen, und Mahlzeit halten. Da nahm Reinold sammt seinen Brüdern der ihnen auferlegten Aemter wahr. Ritsart diente mit zwei Bischöfen an des Königs Karl Tafel, da dann sein Vater Graf Heymon mit daran saß. Adelhart wartete im Saal gar höflich auf, Writsart diente zwei Fürsten und andern Grafen, Reinold that auch, was ihm befohlen war, dergestalt; kurz, ein jeglicher war sorgfältig für sein Amt. Als nun die Mahlzeit vollbracht und Alles überflüssig genug da gewesen war, fing man an zu tanzen und zu springen mit vornehmen Frauen und Jungfrauen, und es war große Freude daselbst mit Musik und andern Saiten-

spielen; ein Jeglicher brauchte seine Kunst auf das allerzierlichste. Danach legte sich König Karl zur Ruhe und König Ludwig ließ öffentlich mit Trompeten ausrufen: wer das Lehen von ihm empfangen wollte, der sollte ihm folgen. Er ging in einen schönen Baumgarten, darin ein schön Lusthaus aufgerichtet war, ließ daselbst alle Edle vor sich kommen, einen Jeden nach seinem Stand und Herkommen, und theilte das Lehen und große Geschenke aus, nachdem ein Jeglicher würdig war; nur Heymons Kindern wollte er nichts geben. Als Heymons Kinder dieses vernahmen, daß die Lehen alle ausgetheilt waren und ihnen nichts zu Theil geworden war, liefen sie hin und klagtens ihrem Vater. Der lief alsbald mit zornigem Gemüth und gab es König Karl zu erkennen mit diesen Worten: „Allergnädigster Herr König! es hat Euer Majestät Sohn, König Ludwig, Lehen sammt allen Geschenken unter die Edelleute, so am königlichen Hofe sind, ausgetheilt, ausgenommen meine Kinder. Dieselben hat er nicht begabt, unangesehen sie Euer Majestät, wie ingleichen auch Seiner Majestät allezeit und mehr Ehrerbietung und Gehorsam geleistet, als alle Andere, so an dem Hofe sind, und ich weiß nicht, daß sie sich ungebührlich gegen Seine Majestät verhalten hätten.“ Als König Karl solches von Heymon vernommen, sprach er zu ihm: „Lasset Eure Kinder, meine Vettern, zu mir kommen, ich will sie durchaus nicht verworfen haben; ich will sie ehren mit solchen stattlichen und herrlichen Lehen, als wenige Herren an meinem Hofe!“ Graf Heymon, dies hörend, lief eilends hin und rief seinen Kindern und brachte sie vor den König Karl. Als sie nun vor den König kamen, fielen sie auf ihre Knie und begrüßten die Majestät mit gebührlicher Ehrfurcht. Da hieß sie der König aufstehen, bot ihnen die Hand und sprach: „Weil ich vernehme, daß mein Sohn Ludwig, jetziger König von Frankreich, Euch nicht begabet hat mit einigen Lehen, so sollt Ihr wissen, daß ich Euch um Eurer treuen Dienste willen,

die Ihr mir und meinem Sohn unterschiedlich erwiesen, ehren und begaben will, mit solchen Aemtern, als Keinem in meinem Reich. Ritsart, ich schenke Dir und setze Dich zu einem Markgrafen in Spanien, weil Du der älteste unter Deinen Brüdern bist; dasselbe sollst Du mit allem Fleiß und Ruhe besitzen und verwalten. Adelhart, ich mache und setze Dich zu einem Markgrafen in Polen; das sollst Du zu verwalten haben. Writsart, Dir gebe ich alle Landschaft zwischen Paris und Löwen; da kannst Du ehrlich Hof halten und ehrlich leben. Reinold, ich muß Deiner auch eingedenk sein; ich gebe Dir ganz Artois, Hennegau, Angers und Valois.“ Als nun diese vier Brüder also wohl vom König Karl versehen waren, fielen sie auf ihre Knie, dankten ihm höchlich und empfingen ein jeder sein Lehen mit Freuden. Darnach gingen sie in den Baumgarten zu den andern Herren, die bei König Ludwig waren. Als nun König Ludwig vernahm, daß Heymons Kinder also beehret waren, ward er zornig und mißgönnte ihnen das. Da ging Heymon mit seinen Kindern zu König Ludwig und sprach: „Gnädiger Herr König! ich sage Euer Majestät höchlich Dank für die Ehre, die Euer Majestät meinen Söhnen gethan hat. So ichs heut oder morgen mit meinem geringen Dienst wieder ersetzen kann, will ich allezeit mich willig finden lassen.“ Darauf antwortete König Ludwig: „Ich habe wohl vernommen, daß mein Vater König Karl Eure Kinder stattlich geehret hat, aber ich bin damit nicht zufrieden; denn es ist wohl der halbe Theil meines Reichs, das will ich nicht lassen, sondern will es zu gelegener Zeit wieder zu mir nehmen.“ Damit verließ er den Grafen Heymon und sprach: „Ich muß einmal sehen, ob meine Edelleute auch stark und mächtig genug sind, die Waffen zu führen, und wills an einem Steinwurf probiren;“ und sprach: „Ich vermesse mich, daß ich der Stärkste und Edelste bin im ganzen Königreiche!“ Darauf schwiegen alle Herren und Edelleute still

und antworteten ihm nichts. Er aber redete die Worte noch einmal. Da wurde Heymon zornig und konnte die Vermessenheit König Ludwigs nicht länger dulden, und sprach: „Gnädiger Herr König! seid Ihr so stark und hochgeboren, so danket Gott darum. Das kann sich mit der That offenbaren; was darf Euer Majestät sich dessen viel rühmen? Ich weiß einen Jüngling von zwanzig Jahren, wenn der seine Stärke gebrauchen wollte, er würfe den Stein weiter als Euer Majestät, und gebrauchtet Ihr auch Eure ganze Kraft dazu.“ Da ward König Ludwig sehr zornig und sprach zu Heymon: „Du alter Grieshart! Gott strafe Dich; ich sage Dir fürwahr, wenn ich nicht die Gewalt Gottes scheute, ich wollte Dich so zurichten, daß Du es nicht leicht vergessen würdest. Laß Deine Kinder herkommen und ihre Macht an diesem Stein versuchen!“ Da warf König Ludwig seinen Mantel von sich, und nahm den Stein und warf ihn zwanzig Fuß Wegs weit in Gegenwart vieler Edelleute. Danach warfen die Edelleute, einer nach dem andern, und sonderlich die Vornehmsten und Stärksten von Frankreich; aber es war Keiner so mächtig im Werfen als König Ludwig, der behielt den Preis über die Andern alle. Als König Ludwig sah, daß er der andern Edelleute Meister war, sprach er zu Heymon mit stolzen Worten: „Was sagt Ihr nun, Alter! Wo ist Euer Sohn Reinold? Warum kommt er nicht und wirft gegen mich, damit Euch durch ihn Recht geschähe und er Euch lehrte solche Worte reden, als Ihr vorhin gethan habt: es wäre Keiner so mächtig als Euer Sohn Reinold! Wo bleibt er? Eure eigenen Worte sollen Euch jetzt schamroth machen!“ Heymon, diese schimpflichen Worte hörend, sprach: „König Ludwig! so stolz kenne ich Euer Majestät nicht, daß sie eine Hand an mich legen dürfte, und so es geschähe, würde es Euch nicht wohl bekommen!“ Da antwortete ihm König Ludwig und sprach: „O Alter! lauft nun hin und ruft Euren Sohn Reinold, daß er gegen mich werfe; dar-

an thut er mir groß Wohlgefallen, denn ich weiß, er kann mich nicht überwerfen!" Solche Schimpfrede verdroß den Heymon so sehr, daß ihm die Augen überliefen; doch ging er gleichwohl hin und rief seinen Sohn, der im Garten war sammt seinen Brüdern. Sie machten sich aber lustig mit Springen und anderer Kurzweil, mit schönen Damen und Frauen. Als nun Reinold seinen Vater also zornig sah und wie ihm die Thränen über die Wangen liefen, verließ er seine Gesellschaft, wiewohl ungern, kam zu seinem Vater und sprach: „Allerliebster Vater! was ist Euch widerfahren, daß Ihr so bitterlich weinet und so traurig seid; ich wills rächen und sollt es mich mein Leben kosten!" Graf Heymon antwortete seinem Sohn mit zornigem Gemüth. Er erzählte ihm was sich im Garten zwischen ihm und dem König Ludwig begeben habe, und wie ihn dieser einen alten Grieshart gescholten. „Nun aber, sagte er, mein Sohn: wirst Du des Königs Ludwig Uebermuth gegen mich nicht rächen, so muß ich sterben; ich bitte Dich, nimm den Stein und wirf gegen ihn, damit er sieht, daß Andere auch etwas gelernt haben und für einen Mann gelten können, damit ich nicht mit Lügen bestehe." Da sprach Reinold zu seinem Vater: „Vater! Es ziemet sich nicht, daß ich solches thue; denn Ludwig ist nun unser König, und die Reden, deren er sich bedient, entspringen nur aus seiner Jugend; darum seid zufrieden, ich will gar keine Gemeinschaft mit ihm halten." Als Heymon diese Worte von Reinold hörte, ward er zornig und sprach: „Mein Sohn, so Du mich in dieser Schande stecken lässest und wirfst nicht gegen unsern König Ludwig, so muß ich sterben." Da sprach Reinold: „Vater, ich bitte Euch, entlasset mich Dessen und seid zufrieden und unbekümmert! Ihr wisset, daß wir unserm König gehorsam und unterthänig sein müssen; und was er uns mit seiner Undankbarkeit belohnet, das verbessert sein Vater. Darum sage ich, herzliebster Vater: ich will mich heute nicht gegen

ihn setzen mit Werfen, wollet deßhalb Euren Unmuth stillen und zufrieden sein!" Als Heymon sah, daß er von seinem Sohne Reinold nichts erlangen konnte, sprach er nochmals mit zornigen Worten: „Ich sage Dir, Reinold! soll ich denn ein Lügner bleiben gegen unsern König Ludwig, so wollt ich lieber des Todes sterben; so Du aber gegen ihn den Stein werfen willst, so will ich Dir das Roß Beyart geben!" Zuletzt ward Reinold bewegt von seinem Vater und sprach: „Ja, Vater, ich will ihn überwinden mit Werfen, wenn er gleich der Teufel wäre!" Alsbald stand er auf und ging mit seinem Vater in den Garten, wo König Ludwig mit seiner Gesellschaft war, und seine Brüder sammt andern Edelleuten folgten ihm nach, dazu viele schöne Damen und Frauen, die wollten dem Werfen mit dem Steine zuschauen. Als sie nun an den Ort kamen, wo König Ludwig den Stein geworfen hatte, nahm Reinold den Stein auf und warf ihn um nur einen Fuß Wegs weiter als König Ludwig. Darüber erzürnte der König heftig, weil ihn vorhin Keiner hatte überwinden können, und hieß ihm den Stein bringen. Er warf seinen Mantel von sich, setzte die Krone vom Haupt, nahm den Stein und warf ihn noch weiter als Reinold gethan hatte. Wie Reinold sah, daß der König ihn überwunden hatte, nahm er den Stein und warf denselben noch viel weiter als König Ludwig, also, daß er vermeinte, der König sollte ihn nicht weiter werfen können, wie auch geschah. Da nahm der König den Stein und warf ihn noch einmal mit solcher Kraft, daß ihm das Blut zu Mund und Nase auslief; aber Reinold blieb Ueberwinder im Werfen, und Jedermann gab ihm das Lob und mußte erkennen, daß er gewonnen hatte. Als Heymon dieses sah, daß sein Sohn den Preis erhalten hatte, sprang er vor Freuden auf und dankte Gott für solche Wohlthat. Wie König Ludwig hörte, daß Reinold von allen Edlen, Damen und Frauen also gepriesen wurde, ward er sehr zornig und sprach zum Volke: „Es ist ein Wun-

derding, daß Ihr diesen also lobet um seines Werfens willen! Wer weiß, ob er Heymons Sohn ist? Vielleicht ist er dazu erkauft und ist etwa ein Bauernknecht. Deren findet man noch mehr, die so stark sind als der Beste vom Adel; darum ist er desto weniger lobenswürdig.“ Da sprach Heymon zu Reinold: „Nun wohlan, mein Sohn! weil Du Dich so ritterlich gegen König Ludwig gezeigt hast, darum habe ich große Freude. Jetzt ist Dir mein Roß Beyart zum Eigenthum geschenket. Mich nimmt groß Wunder, daß Du Deine Macht bis hieher hast verhalten können; hättest Du gewollt, Du hättest den Stein noch weiter geworfen!“ Da fing Reinold an zu lachen, dankte seinem Vater für das Geschenk und war wohlzufrieden. Als nun König Ludwig diese Worte hörte, ging er von dannen und schämte sich. Da begegneten ihm Guillon, Herr von Rodes, und Makarius Foukon; diese waren alle beide Verräther und König Ludwigs nächste Räthe. Dieselben grüßten den König und fragten ihn: wer das Spiel gewonnen hätte mit dem Steinwerfen? Aber der König schwieg still und gab ihnen keine Antwort. Da sprach Makarius: „Ich sehe wohl, gnädiger Herr König! daß Reinold Euer Majestät überwunden; aber ich weiß Rath, damit Euer Majestät bei Ehren bleibe und ein jeglicher Euer Majestät lobe. Euer Majestät soll wieder in den Garten gehen und Heymon in die Arme nehmen, daß es Jedermann siehet, und sprechen (jedoch aus einem falschen Herzen): Heymon! Ihr sollet Gott im hohen Himmel danken, daß er Euch solchen schönen und starken Sohn gegeben hat, der aller Edelleute Meister, sowohl in der Schönheit als in der Stärke und Geschwindigkeit ist, als der da öffentlich gegen mich gesieget hat. Danach sollet Ihr zu Adelhart, seinem andern Sohn, sagen, daß er mit Euch in ein Cabinet gehe und mit Euch spiele im Schachspiel; und so er das weigert, so saget zu ihm, er habe sich vermessen, er könne das Spiel besser als Euer Majestät; so er das nicht gestehen will,

so saget zu ihm, daß wir Drei es gehört haben; wir wollen ihn überzeugen. Und da es nöthig sein wird, wollen wir noch Mehre zu uns nehmen, die solches auch sagen sollen. Wenn er darnach mit Euer Majestät verwilliget zu spielen, so saget alsdann zu ihm und bekräftiget das mit einem Eid: welcher fünf Spiele nach einander gewinnt, der soll des Andern Haupt gewinnen, und solches mit keinem Geld oder Gut loskaufen dürfen. Wenn Ihr dann die Spiele alle fünf gewonnen habt, sollt Ihr dem Adelhart den Kopf herunter schlagen, und solcher Gestalt kann Euer Majestät des Reinolds Uebermuth an seinem Bruder Adelhart rächen.“ Als König Ludwig diesen Rath von dem Makarius gehört, gefiel er ihm über die Maßen wohl; denn er ließ sich dünken, es wäre Keiner im ganzen Königreich, der über ihn wäre im Schachspiel zu spielen. Er ließ daher den Adelhart zu sich kommen. Adelhart aber vermeinte, der König wollte trinken; lief hin zum Keller und holte ein goldenes Trinkgeschirr voll Weins, und brachte es dem König Ludwig; aber der König schüttelte den Kopf und sprach mit zornigem Gemüth: „Ich begehre nicht zu trinken.“ Da fragte Adelhart den König, was ihm wäre, ob ihm Jemand Leids gethan hätte? das wollte er selbsten rächen. Da schlug der König alsbald nach dem Adelhart, daß ihm das Geschirr mit dem Wein aus der Hand fiel, und sprach: „Ich aber vermeinte, ich hätte Blutsverwandte zu Freunden an meinem Hofe, die mich vertheidigen sollten; so habe ich meine größten Feinde bei mir. Es war nicht genug, daß mich Reinold mit dem Steinwurf überwunden hat, sondern Du Adelhart hast Dich vermessen, Du wolleſt mein Meister sein im Schachspiel; solches stehet mir nicht zu, zu leiden, denn Ihr suchet mich zu erniedrigen!“ Als der König ausgeredet hatte, antwortete ihm Adelhart und sprach: „Herr König, das wird sich nicht so befinden; von solcher Vermessenheit weiß ich nichts, denn derlei Worte habe ich keines gesprochen. So Jemand mir

solches nachredet, der thut mir unrecht, und ich wollte es mit meiner Hand vertheidigen.“ Da sprach der König wiederum: „Das hilft Dir nichts, Du mußt mit mir spielen, ich will es nicht also bleiben lassen!“ Da nahm Makarius den Adelhart bei der Hand und gingen mit dem König in ein Zimmer, darin war Guillon, der Herr von Rodes, mit sechs oder sieben andern Herren, die sprachen alle, daß sich der Adelhart vermessen hätte, er könnte besser im Schachbret spielen als der König. Als Adelhart dieses angehört, sprach er ganz sanftmüthig: „Wenn es denn nicht anders sein kann, so muß ich es geschehen lassen.“ Da brachte man sogleich ein schön Spielbret. König Ludwig sprach zu Adelhart: „Ich will mit Dir fünf Spiele spielen, und wer dieselben gewinnt, der soll dem Andern das Haupt abschlagen.“ Darauf sprach Adelhart: „Gnädigster Herr König, ich spiele durchaus nicht um ein so großes Kleinod. Es wäre auch eine Schande, daß Euer Majestät sein Haupt gegen das meine setzen sollte; aber um Städte und Schlösser will ich mit Euer Majestät spielen.“ Da schwur der König bei seinem Eid und bei seiner Krone, er wolle um nichts anders spielen denn um ihre beiden Häupter. Darauf sprach Adelhart: „Wohl, in Gottes Namen! wenn es nicht anders sein kann, so muß ich zufrieden sein.“ Da gedachte Guillon bei sich selbst: dies wird gut werden, der Spaß wird angenehm; wäre der König todt, so wollte ich noch die Krone in Paris tragen. Als sie nun zusammen spielten, ließ Adelhart dem König Ludwig den Vorzug; da gewann der König drei Spiele nach einander, worüber er gar vermessen wurde und zu Adelhart sagte: „Ob ich gleich gegen Deinen Bruder im Steinwerfen verloren habe, so will ich doch jetzt gegen Dich in diesem Spiel obsiegen und will Dir den Kopf abschlagen!“ Als Adelhart diese vermessenen Worte gehört, sprach er zu dem König, um ihn zu versuchen: „Gnädigster Herr König! wenn es geschähe, daß ich das Spiel gegen

Euer Majestät verlöre, wolltet Ihr mich nicht mein Haupt mit Geld oder Gut bezahlen lassen?" Da sprach der König: „Nein, Adelhart! ich nehme nicht all Dein Geld und Gut für Deinen Kopf!" Da gedachte Adelhart in seinem Herzen, seufzte zu Gott und sprach: „O du mein Gott und Herr! ich bitte dich durch das bittere Leiden und Sterben deines lieben Sohnes Jesu Christi! du wollest mir die Gnade geben, daß ich mit Ehren von meinem Vetter komme mit diesem Spiel." Unterdessen spielten sie immer fort, und ein jeder that sein Bestes, um zu gewinnen. Als sie nun lange gespielt hatten, da erhörte Gott, der doch den Gerechten niemals verlassen hat, des Adelharts Gebet, und ließ zu, daß Adelhart ein Spiel gewann; darüber erzürnte der König gar heftig. Bald darnach gewann Adelhart das andere, das dritte, das vierte und das letzte. Als er nun die Spiele alle fünf gewonnen hatte, war er gar fröhlich, dankte Gott und sprach zum König: „Mein lieber Vetter und gnädigster Herr König! nun ist Euer Majestät bewußt, daß ich Euer Haupt gewonnen habe, Eurem eignen Begehren nach; aber ich begehre solches nicht. Jedoch bitte ich, Ihr wollet ein andermal um solch köstlich Pfand nicht mehr spielen; der Euch diesen Rath gegeben, den hat Euer Leben gedauert." Ueber solche Worte ergrimmte der König sehr, ergriff das Spielbret und schlug damit den Adelhart in das Angesicht, daß das Blut darnach lief. Adelhart war traurig, durfte sich nicht wehren und lief nach dem Stalle, wo das Roß Beyart stand. Da kam sein Bruder Reinold, sah, daß er blutete, und fragte, wer ihn geschlagen hätte? Adelhart durfte nicht sagen, daß es der König Ludwig gethan hatte, sondern sagte: Niemand. Da sprach Reinold: „Mich dünket, Du lügest; Du sollst mirs sagen, wer es gethan hat, so lieb ich Dir bin!" Da sprach Adelhart: „Ich habe mich gestoßen." Reinold wollte es nicht glauben, zog sein Schwert heraus und bedrohte den Adelhart, daß

ers ihm sagen mußte. Da begehrte Adelhart, er wolle seines Leibes schonen, und erzählte ihm was sich zugetragen. Da sprach Reinold zu dem Adelhart: „Ein solch gewonnenes theures Pfand will ich durchaus nicht erlassen, insonderheit eines Königs Haupt!“

Wie Reinold dem König Ludwig das Haupt abschlug und darüber ein Streit entstand, in welchem Heymon gefangen ward.

Reinold und Adelhart gingen zu ihrem Vater und klagten ihm, wie es Adelhart mit König Ludwig ergangen war, welches ihn sehr erschreckte und traurig machte. Da befahl er, man solle sich rüsten und die Waffen ergreifen und die Pferde sammt dem Roß Beyart heimlich aus der Stadt führen, daß es bei Hofe nicht kund würde; und er zog aus der Stadt. Als nun Alles fertig war, sprach Reinold: „Ich will des Königs Haupt haben, es koste, was es wolle!“ Er zog deshalb mit seinem Bruder Adelhart die Waffen an, nahm ein bloßes Schwert unter dem Mantel in die Hand und ging also nach Hofe. — Als sie in des Königs Palast kamen, stand König Ludwig und theilte Lehen aus, und sein Vater König Karl stand bei ihm. Ueber solches kamen Reinold und Adelhart in den Palast und grüßten König Karl und Ludwig nicht, und Reinold griff alsbald König Ludwig bei dem Haar und schlug ihm das Haupt ab, nahm den Kopf und warf ihn gegen die Mauer, daß das Blut dem König Karl ins Angesicht spritzte. Danach nahm er den Kopf wieder, gab ihn Adelhart und sprach: „Siehe, da hast Du, was Du gewonnen!“ — Da König Karl nun den Tod seines Sohnes also vor seinen Augen sah, ward er zornig und sprach zu seinen Räthen: „O ihr edlen Herren und Grafen, die Ihr mich lieb habt, helfet mir den Tod meines Sohnes rächen, der so jämmerlich von Heymon umgekommen ist!“ Von Stund an bewehrten sich bei zweihundert Personen, so gut sie konnten, und verfolgten

Reinold. Wie Reinold solches sah, zog er mit seinem Bruder Adelhart aus der Stadt zu ihrem Vater, der draußen im Felde lag mit dreihundert Mann wohl versehen, und Reinold sagte zu seinem Vater Heymon: „Vater, lasset uns fliehen! und gebt mir Beyart; denn ich habe dem König Ludwig das Haupt abgeschlagen und es meinem Bruder Adelhart gegeben. König Karl ist jetzt unser Feind.“ Da sprach Heymon: „Das will ich durchaus nicht thun, denn die von Bourbon habens niemals gethan, sondern haben allezeit ihres Feindes erwartet; also will ich auch thun und des Königs Karl erwarten, und sofern Jemand von den Meinigen fliehen wird, den will ich zur Stunde aufhenken lassen.“ Da Reinold das von seinem Vater hörte, ward er gar fröhlich und wohlgemuth, sprang auf sein Roß Beyart, auf welches er sich ganz wohl vertraute, und die andern Brüder desgleichen saßen auf ihren Pferden ganz wohl bewaffnet und zogen also mit Freuden dem König unter die Augen. Als Reinold nun den König in eigener Person ins Gesicht bekam, ritt er stracks auf ihn zu, gab seinem Pferd Beyart die Sporen und stieß dem König mit Gewalt durch Schild und Halsband, daß er von seinem Pferde fiel. Des Reinolds Brüder aber ritten unter den größten Haufen und thaten großen Schaden mit Fechten, daß Wunder davon zu schreiben wäre. Danach kam Heymon, ihr Vater, der entsetzte sie mit seinem Volk, sonst wären sie übel angelaufen. König Karl aber befahl seinem Volk, daß sie den Heymon mit den Seinigen umringen, und daß sie Alles niederhauen sollten, was sie bekämen. Als Heymon das merkte, sprach er zu den Seinigen: „O Ihr Herren und Freunde! es ist hier kein anderes Mittel, wir müssen unser Bestes thun, so lange wir können.“ Heymons Volk wehrte sich so lange, bis sie fast Alle erschlagen waren. Sein Pferd ward unter ihm erstochen; aber Reinold und seine Brüder thaten ihr Bestes, bis endlich ihre Pferde auch todt blieben. Reinold allein that noch mit sei-

nem Roß gar großen Schaden. Als Reinold sah, daß seine Brüder die Pferde verloren hatten, hieß er sie hinter ihn auf Beyart springen, und rannte also mit ihnen davon. Da nun König Karl sah, daß Reinold und seine Brüder also mit dem Roß Beyart davon kamen, und ihr Vater Heymon sich noch tapfer zu Fuß wehrte, ward er traurig; denn er besorgte sich von dem Reinold, er möchte sich noch einen Anhang machen und ihn noch mehr überfallen. Als nun der Bischof Turpin sah, daß Heymon da stand und sich noch sehr tapfer zu Fuß wehrte und sich nicht gefangen geben wollte, rief er ihm zu und sprach: „Heymon, gib Dich gefangen!" Da antwortete ihm Heymon und sprach: „Ja, Herr Bischof! in Euer Geleit oder in Eure Hand will ich mich gefangen geben." Der Bischof ritt sogleich zum König und fragte ihn, ob er den Heymon gefangen nehmen solle? Da sprach der König: „Hätte ich ihn gefangen, ich ließ ihn zur Stund aufhenken!" Da nahm der Bischof den Heymon gefänglich an. Der König bannte seine vier Söhne aus dem Land und schwur bei seiner Krone, er wolle Heymon henken und seine Schwester Aya, Heymons Hausfrau, verbrennen lassen, weil sie solche Kinder getragen, die seinen Sohn Ludwig ums Leben gebracht hätten. Da befahl der König dem Bischof von Paris, er solle den Heymon hinrichten lassen; der sprach: „Gnädigster Herr König! das wäre eine große Schande; denn da ich ihn gefangen nahm, habe ich ihm verheißen, ihn unter meinen Schutz zu nehmen; und ehe ich solches zuließe, will ich ihm lieber beifallen und ihm helfen mit einer Macht." Eben also sprach der stolze Roland, und Foukon sprach auch: „Gnädigster Herr König! es wäre nicht recht, daß man ihn nun hinrichten ließ, wenn man ihm sicher Geleit zugesagt hat; zudem hat er sich auch ritterlich gewehrt, daß Wunder davon zu sagen wäre." Da sprach König Karl zu ihnen Allen: „Ich will gleichwohl, er soll sterben! und Frau Aya, seine Hausfrau, will ich

verbrennen lassen, es koste auch was es wolle!" Da antwortete ihm Graf Roland und sprach: „Allergnädigster Herr König! das wäre die größte Schande, und wäre dazu unrecht; denn ich weiß, es wird Niemand von Euren Genossen und Herren solches zugeben." Der König fragte Roland: „Stellest Du Dich gegen mich, Roland?" — „Nein, sagte Roland; aber ich sage, es wird von Euren Edelleuten nicht zugelassen werden, daß man den Heymon umbringe und Eure Schwester Frau Aya verbrenne; sie würden viel lieber Alle darum sterben, oder gegen Eure Majestät streiten und sich auflehnen." Als Foukon dieses hörte, sprach er zum König: „Gnädiger Herr! allhier ist Bertram, mein Sohn, denselben habe ich auch sehr lieb; und so er etwas Uebels thäte gegen Euer Majestät, sollte ich das entgelten müssen? So Reinold mit seinen Brüdern etwas gegen Eure Majestät gehandelt hat, was können die Eltern dafür?" Da sprach der König zum Foukon: „So fern mir Heymon angeloben will, daß er mir seine Kinder in meine Hand liefern will, will ich ihn und seine Hausfrau ledig lassen." Dieses hörte Bischof Turpin und gab Heymon den Rath, er solle dieß dem König verheißen. Da schwuren Heymon und Frau Aya einen Eid bei St. Dionysius Haupt, in Beisein vieler adliger Personen, daß sie, sofern es ihnen möglich wäre, dem König ihre Kinder liefern wollten, seines Gefallens damit zu leben. Solches befahl König Karl auch allen seinen Genossen in Frankreich bei ihrem Eide zu thun.

Wie Reinold und seine Brüder bei dem heidnischen Könige Saforet in Spanien waren.

Reinold und seine Brüder kamen in aller Eile zu dem Schloß Pierlamont; da erzählten sie, was sich zugetragen hatte, wie sie ihren Vater zu Fuß verlassen und tapfer gegen seine Feinde gestritten hätten, über welches sie ganz traurig waren. Darum

kam Heymons Bruders-Tochter, welche eine schöne Jungfrau war, die fragte den Reinold, was er Gutes zu Hofe vernommen hätte? Da antwortete Reinold: „Ich habe da nichts Gutes vernommen; denn ich habe Ludwig, des Königs Sohn, erschlagen.“ Als die Jungfrau das hörte, erschrak sie und sprach: „Nun werden meine Vettern aus dem Lande vertrieben, und ich sehe meinen Oheim nimmer mehr!“ Als sie das Gespräch nun also geendigt hatten, hieß man die vier Brüder zum Essen gehen; und als sie gegessen hatten, begehrten sie, daß man sie mit allem dem, was ihnen nöthig wäre, versehen sollte, und dasselbe auf ein Kameel laden mit allen Kleinodien ihres Vaters, denn sie müßten verreisen. Da befahl die Jungfrau, daß man thäte was ihre Vettern begehrten. — Als nun Alles fertig war, rathschlagten sie, wo sie ihren Weg hinaus nehmen wollten, und wurden endlich des Raths einig, daß sie nach Spanien reisen wollten und den König Saforet besuchen, denn ihr Vater war ehemals bei diesem Könige sieben Jahre gewesen. Als der König die vier Brüder von weitem kommen sah, da kannte er sie an ihren Waffen, und sprach zu den Seinigen: „Die da kommen, das sind des Heymons von Dordone Kinder, das sehe ich wohl; und sofern die bei mir bleiben wollten, will ich sie bei mir behalten, denn sie scheinen tapfer und männlich zu sein, und wenn sie die Art von ihrem Vater haben, so dürfen sie ihrem Feind unter die Augen ziehen.“ Indem ließ der König die Brücke nieder, um die Herren willkommen zu heißen, die mit großer Ehrerbietung dem König entgegen gingen und ihn grüßten, und er sie wiederum; und er fragte sie, wo sie hinaus wollten und was sie begehrten? Da sprach Reinold: „Gnädigster König! ich und meine Brüder begehren von Euer Majestät Dienst und Unterhalt zu haben.“ Da sprach der König: „Sofern Ihr an unser Gesetz und an unsern Gott glauben wollt, so will ich Euch Unterhalt geben.“ Da sprach Reinold: „Mein

Herr König! soll ich Eurem Abgott glauben und von meinem wahrhaftigen Gott abfallen, der Himmel und Erde gemacht hat, und uns erlöset hat mit seinem kostbaren und theuren Blut am Stamm des heiligen Kreuzes? davor behüte mich Gott!" Da sprach der König Saforet: „Ich schwöre bei meinem Gott Mahomet! ich will Euch Unterhalt geben und Ihr sollt keinen Mangel haben, sofern Ihr mir treulich dienen wollt. Gehet hin in die Burg und behaltet sie zu Eurer Behausung, und gebet mir Euren Schatz aufzuheben, wenn es Euch gefällt; und wann Ihr Euch weiter begeben wollet, will ich ihn Euch wieder geben. Wollet Ihr aber Euer Lebenlang bei mir bleiben, so sollt Ihr Alles genug haben und ich will Euch reichlich besolden." Reinold, dieß hörend, ward gar froh und gab dem Könige seinen Schatz zu bewahren, und ritt mit seinen Brüdern auf die Burg, auf welcher sie alle Nothdurft fanden. Die Burg war stark und schön; und sie blieben bei dem König Saforet drei Jahr in Hispanien, und dienten ihm treulich in allen drei Kriegen, die er hatte. Als sie nun viel ritterliche Thaten für den König gethan hatten, fing der Mangel bei ihnen an, und sie wurden von des Königs Volk wenig geachtet. Da begehrte Reinold vom König, er sollte ihm sein Gut wieder geben, er müßte sich wieder rüsten mit seinen Brüdern. Darauf sagte der König: ja, er wolle es thun; aber es folgte nichts danach. Als Reinold sah, daß nichts erfolgte, ward er sehr zornig und sprach zu seinen Brüdern: „Ich gelobe Gott, so er uns unser Gut nicht wiedergibt, so will ich ihm thun, was ich König Ludwig gethan habe!" Darauf sagte Adelhart: „Bruder, wenn Du diesen König schlägst, so wissen wir nicht, wo wir bleiben sollen." Da sprach Reinold wieder: „Was ists, daß wir länger bleiben? Hätten wir viel Goldes, es würde hier zu Kupfer werden, denn man gibt uns nichts zum Lohne." Darauf rief er einem Diener, genannt Wendel, und befahl ihm, er sollte zum

Könige gehen und ihn fragen, ob er ihnen Unterhalt und Kleider geben wolle, oder ihren Schatz, den sie ihm aufzuheben gegeben hätten, und der Diener sollte fleißig Acht haben auf die Worte, die er wieder antworten würde, und ihm entgegnen: es würde ihn über kurz oder lang gereuen. Als nun der Diener zum Könige kam, begrüßte er denselben nach alter Gewohnheit und sprach: „Gnädiger Herr König! meine Herren lassen Euch bitten, es wollen Euer Majestät sie mit Kleidern und anderm Unterhalt versehen, oder ihnen ihren eigenen Schatz wieder geben, den sie Euch gegeben haben, denn sie sind dessen nöthig.“ Der König gab ihm eine harte Antwort und sprach: „Gehe aus meinen Augen und sage Deinen Herren, wo sie mir viel Wesens machen, so will ich sie henken lassen!“ Da sprach der Diener: „Gnädigster Herr! das wäre nicht recht, daß Ihr sie sollet henken für die treuen Dienste, die sie Euer Majestät geleistet haben.“ Da befahl der König, den Jüngling gefangen zu nehmen und zu strafen um der Worte willen, die er geredet hatte. Da schlug man ihn zum Palast hinaus und er entrann. Als er nun also übel zugerichtet zu Reinold kam, fragte dieser den Diener, wer ihm Uebels gethan habe? Da sprach Wendel: „Das hat mir des Königs Marschall auf Befehl des Königs gethan.“ Da sprach Reinold: „Warum hat er Dich geschlagen?“ Da sagte der Jüngling: „Weil ich dem König gemeldet, was Ihr mir befohlen habt. Der König sprach: Ihr wäret Fremdlinge, hättet Euren Vetter ermordet, und er wolle Euch nicht eines Heller werths wieder geben.“ Als Reinold dieß hörte, ward er zornig und rief seine Brüder Rittsart und Writsart, und sprach: „Ich befehle Euch, daß Ihr nun das Roß Beyart aus dem Stall führet und Euch heimlich waffnet! und Du Adelhart sollst mit mir gehen, wir wollen uns auch waffnen und unsere Schwerter mit uns nehmen, unsern Harnisch unter den Mantel anlegen und zum König gehen, um ihn selbst zu fragen, ob er uns das

wieder geben will, was wir ihm aufzuheben gegeben haben; so er das weigert, so versprech ich Dir, daß ich sein Haupt nehme für unsern Schatz und das mit über Land führe!" Adelhart sprach: „Es ist ein bös Pfand, ich nähme wohl etwas bessers!" Da sprach Reinold: „Es ist nicht viel werth, ich kühle aber meinen Muth damit!" Also gingen Reinold und Adelhart mit einander nach Hofe. Mittlerweile rüsteten sich Rittsart und Writsart mit dem Rosse Beyart auch. Als Jene zu Hofe kamen, saß der König mit seinen Edlen an der Tafel, und sie fielen vor dem Könige Beide auf ihre Knie und gesegneten ihm die Mahlzeit mit einem freundlichen Gruß. Der König sah sie an, aber er redete nicht mit ihnen. Wie Reinold das sah, sprach er mit trotzigem Gemüth: „Gnädigster König! es ist ungefähr drei Jahre, daß ich und meine Brüder Euer Majestät getreulich gedient haben, und unser Leib und Leben für Euer Majestät dargeboten, für welches Alles wir von Euer Majestät nicht einen einzigen Sporen an unsere Füße bekommen haben, geschweige denn eine Besoldung. Deshalb bitte ich, Euer Majestät wolle Mitleiden mit uns haben und uns helfen, daß wir Unterhalt bekommen; es ist uns nicht möglich, länger also zu leben!" Aber der König schlug sein Angesicht nieder und wollte sie nicht ansehen. Als Reinold dies zum König gesagt hatte und sah, daß er ihn nicht erhören wollte, liefen ihm die Augen über; er seufzte gar heftig und sprach abermals: „Herr König! so Ihr uns denn keinen Unterhalt geben wollet, so gebet uns zum wenigsten unsern Schatz wieder, den wir Euer Majestät in Verwahrung gegeben haben, und lasset uns unsern Weg hinziehen. Zudem sollt Ihr wissen, Herr König, daß ich noch nicht zufrieden bin, daß man mir meinen Knecht also jämmerlich gemißhandelt und geschlagen; und der das gethan hat, den wird es noch gereuen!" Da sagte der König mit zornigem Muth und schwur bei Mahomet: „Es ist genug mit diesen Worten; stündet Ihr allhier bis in alle Ewig-

keit, ich würde Euch nicht eines Pfennigs werth geben, denn Ihr seid allhier Fremdlinge!" Da fiel ein Markgraf dem König in die Rede und sprach: „Warum soll man Euch etwas geben? es ist noch nicht lang, daß Du Deines Vetters Sohn, welcher Euer Herr und König war, todtgeschlagen; darum so gehet hin, ich gebe Euch nichts wieder!" Da ward Reinold zornig und sagte: „Ich will es aber wieder haben, es koste was es wolle!" zog sein Schwert und sprach: „Nun solls Euer Majestät mit dem Leibe bezahlen." Da rief der König um Gnade für sein Leben und sprach: „Ich will Euch Unterhalt, sammt Eurem Schatz, den Ihr geliefert, geben; verschonet meiner!" Reinold sagte: „Nein, Euer Majestät hat mir vorher geweigert, wie ich darum gebeten habe; es hilft nichts! Heißet Ihr mich und meine Brüder Fremdlinge? ich will dasselbe nun rächen, oder es muß mir an meiner Macht und Wehr mangeln!" Damit schlug er hin und hieb dem Könige den Kopf ab und gab den seinem Bruder Adelhart, und sprach: „Binde denselben an unser Pferd, denn wir müssen den für unsern Schatz annehmen." Alsbald ward großer Aufruhr in der Stadt Aquitanien, ein Jeder waffnete sich, um den Tod des Königs zu rächen; aber der meiste Theil seiner Herren blieben todt. Unterdessen floh Reinold mit seinem Bruder Adelhart nach dem Roß Beyart, und sprangen alle vier darauf. Da kam des Königs Bruder Riant mit einem Haufen Volks und wollte den Reinold sammt seinen Brüdern bestreiten. Er stieß mit Gewalt auf den Reinold, und Reinold wieder auf ihn, dergestalt, daß Riant getroffen ward, vom Pferde fiel und starb. Alsbald ließ Reinold das Roß Beyart laufen und sagte zu Beyart: „Du mußt uns heute aus der Noth helfen!" Die Worte verstand Beyart, that nicht anders als ob er unsinnig wäre, schlug und zerriß Alles was er erreichen konnte, und brachte viel Volks um. Danach kam noch ein heidnischer Ritter mit vielem Volk, und meinte Reinold zu er-

schlagen. Reinold ward auch sein Schild zerschlagen, daß ein Stück davon zersprang. Unterdessen kam der Ritter neben dem Adelhart hergeritten; der schlug ihm den Kopf in zwei Stücke, daß er todt von seinem Pferde fiel. Sie sahen sich mit ihrem Roß Beyart mitten unter dem Volk, zerschlugen Alles was da war, und kamen also durch des Feindes Heer. Als sie nun an einen sichern Ort kamen, daß sie vor ihren Feinden sicher waren, verband Einer dem Andern seine Wunden. Indem versammelte sich das Heer wiederum und folgte dem Reinold nach. Da sprach Adelhart: „Ich weiß nicht, Bruder, wo wir uns hinaus begeben sollen, daß wir unsers Lebens gesichert sind.“ Desgleichen sagte Reinold auch. Da sprach Writsart: „Es müßte ein wunderliches Ding sein! soll uns denn die ganze Welt zu klein sein, daß wir nirgend bleiben können?“ Rittsart verwunderte sich über diese Reden und sprach: „Wenn Ihr denn nicht wisset, wo wir bleiben können, so weiß ich uns Unterhalt.“ Da fragte Reinold: „Was ist das, Bruder?“ Rittsart sprach: „Lasset uns gen Tarragona zu dem König Yvo ziehen, der ist dem Könige Saforet todtfeind; denn König Saforet erschlug des Yvo Vater und auch seiner Brüder zween und verheerte ihm sein ganzes Land.“ „Ja, sprach Reinold, es ist dem also; darum lasset uns dahin gehen, denn wir werden willkommen sein und Unterhalt bekommen. Ich weiß, was wir thun: wir wollen dem König des Saforet Haupt bringen, das wird ihm gar angenehm sein.“ Dessen wurden die Brüder bald einig und ritten mit ihrem Roß Beyart nach Tarragona. Als sie nun nahe bei des Königs Burg kamen, erfuhren sie, daß König Yvo mit seinem ganzen Hofgesinde an der Tafel war. Da sprach Writsart: „Liebe Brüder, wir sind nun außer Gefahr unsers Leibes, Gott sei Lob und Dank! und Ihr wisset, daß wir nicht geschlafen haben, sind dazu auch gar müde; lasset uns ein wenig niedersitzen und ruhen.“ — „Wohlan, sprach Adelhart, lasset uns

dies thun!“ Und sie legten ihren Harnisch unter ihre Häupter und schliefen, bis der König Yvo seine Mahlzeit geendigt hatte.

Wie die vier Brüder dem Könige Yvo von Tarragona des Saforet Haupt übergeben und wohl aufgenommen werden.

Als die vier Ritter nun ausgeschlafen hatten, saßen sie wieder auf ihr Roß Beyart und eilten nach der Burg zu, wo der König Hof hielt, nahmen das Haupt des Königs Saforet mit sammt der Krone, steckten es auf des Reinolds Speer und ritten also nach dem königlichen Hofe. Der König stand in eigener Person auf den Zinnen, sah sie herein kommen und sagte zu denen, die bei ihm waren: „Stehet auf, meine Freunde! da kommen vier vornehme Personen auf Einem Roß; was mögen die uns Gutes bringen? Es ist das größte Roß, das ich in meinem Leben gesehen habe.“ Der König lief mit seinem ganzen Adel und den Frauen herunter, um zu vernehmen, wo sie herkämen und was ihr Anliegen oder Vornehmen wäre. Als Reinold

und seine Brüder den König sahen, stiegen sie von ihrem Roß Beyart, fielen dem König zu Fuße, bewiesen ihm große Ehrfurcht und boten ihm das Haupt Saforets dar. Reinold aber sprach zum Könige: „Gnädigster Herr und König! dies ist das Haupt Eures abgesagten und größten Feindes Saforet, das wollen wir Euer Majestät als ein geringes Geschenk verehret haben, mit bittlichem Erbieten, so wir Euer Majestät in einigen Sachen dienen können, daß wir jederzeit dazu bereit und willig sein wollen." — Der König Yvo nahm das Haupt zum höchsten Dank an, hieß sie willkommen sein, und verhieß ihnen guten Unterhalt. Er befahl auch in aller Eil ein köstliches Mahl zuzurichten, das Reinold und seine Brüder mit ihm essen sollten. Als sie nun zur Tafel saßen, fragte der König, wer sie wären und wo sie den König Saforet erschlagen hätten? Da antwortete Reinold und sagte: „Gnädiger Herr! unser Vater heißet Graf Heymon von Dordone, von dem Geschlecht Bourbon; mein ältester Bruder ist Rittsart genannt, der andere Adelhart, der dritte Writsart, und ich bin der jüngste und heiße Reinold." Als der König dieses hörte, empfing er sie, als wenn sie seine Kinder gewesen, ließ sie herrlich kleiden und wehrhaft machen. Bald danach rüstete sich der König zum Kriege, wollte sich an Saforets Landschaft rächen und sammelte ein großes Volk zusammen. Reinold befahl das Roß Beyart zu satteln, und sie setzten sich wieder auf, wie zuvor. Dann fielen sie mit guter Gewalt in des Saforets Landschaft und erschlugen Alles, was ihnen vorkam, das männlich war. Dieß währete fast drei Jahre. Unterdessen ließ der König Yvo Festungen und Castelle bauen, damit das Land in seinem Zwange zu erhalten. Alles was sie anfingen, das schlug zu allem Glück, und die vier Brüder thaten ihren möglichsten Fleiß, daß König Yvo seiner Feinde Meister wurde und diese ihn gewaltig fürchteten. Also diente Reinold mit seinen Brüdern dem König Yvo

vier ganzer Jahre; derselbe hielt sie in großen Ehren und gab ihnen auch große Geschenke und Kleinodien. Als nun der König von Frankreich vernommen, daß Reinold mit seinen Brüdern in Tarragona bei dem Könige wäre, schickte er einen Gesandten zum König Yvo mit freundlichen Worten und Begehren, er wolle ihm die vier Brüder gefänglich schicken, denn sie hätten ihm seinen Sohn Ludwig erschlagen. Sobald dieses der König vernommen, versammelte er heimlich seinen Rath und legte ihnen des Gesandten Auftrag vor, wie König Karl von Frankreich begehre, er solle ihm die vier Brüder gefänglich zuschicken, so fern ihm an seiner Freundschaft liege. „Was dünket Euch aber, Ihr Herren? sagte er, dünket Euch solches rathsam zu sein? Rathet hierinnen das Beste, damit ich in meiner Ehre bleibe; denn durch die vier Brüder habe ich meine Feinde überwunden.“ Da sprach der Herzog von Ripemont zu dem Könige: „Gnädigster Herr König! ich habe vor dieser Zeit wohl vernommen, daß sie dem König von Frankreich großen Trutz und Uebermuth gethan haben und ihm seinen Sohn Ludwig erschlagen; damit Euer Majestät nicht in des Königs von Frankreich Ungnade komme, so rathe ich, daß man sie ihm gefänglich zuschicke.“ Als Herr Hugo von Averna diesen Rath hörte, ward er zornig und sprach: „Vermaledeit sei dieser Rath! So Euer Majestät das thut und überliefert sie dem Könige von Frankreich, so wird man Euer Majestät über tausend Jahr für einen Verräther halten! Es wäre nicht weislich gehandelt, denn sie haben manchen Heiden erlegt und Euer Majestät vier Jahre getreulich gedient und Euer Majestät in dem Heidenthum berühmt gemacht.“ Darauf sprach der König zu einem Edelmann, genannt Israel, und fragte ihn, was er dazu sage. Der antwortete: „Gnädiger Herr König! verlasset Ihr diese vier Ritter, so wird es Euer Majestät keine Ehre sein; denn sie haben große Freundschaft, und würden Euch aus dem Lande vertreiben. Aber will Euer

Majestät der Ehre genug thun und sowohl ihre Freundschaft als König Karls Gnade erhalten, so rathe ich, lasset sie mit einer Verehrung nach ihrem Gefallen in ein ander Land ziehen, wo sie den König Karl nicht zu fürchten haben.“ Da Herr Lambrecht das hörte, sprach er gar schimpflich: „Gnädigster Herr König! dieser Rath gefällt mir auch wohl; aber ich sage Euer Majestät für gewiß: so Ihr sie dem König Karl verweigert, so wirds Euch ergehen wie allen Andern, die seine Ungnade auf sich geladen haben.“ Als nun Israel die Rede angehört, ward er zornig und schlug Herrn Lambrecht ins Angesicht, daß er für todt niederfiel. Darauf sagte Herr Hugo: „Freund, Dir ist jetzt recht geschehn! Du wolltest noch eben, König Karl sollte unsern König aufhenken lassen mit dem Reinold und seinen Brüdern, wofern er sie ihm nicht Alle liefern würde; Du hast jetzt Deinen Lohn; mich dünkt, Du achtest wenig auf unsers Königs Wesen!“ Nach dieser Rede trat er zurück und sprach zu König Yvo: „Gnädiger Herr und König! es wäre Eurer Ehre zuwider, wenn Ihr diese vier Ritter nach Frankreich schicktet, wo sie ums Leben kämen; ich rathe Euer Majestät wie vorhin: sofern Euer Majestät des Königs Ungnade fürchtet, so lasset sie in ein ander Land ziehen, wo sie sich vor König Karl nicht zu fürchten haben.“ — Dem König gefiel dieser Rath am besten, und er hatte ein großes Mitleiden mit Reinold und seinen Brüdern, daß er sie entlassen mußte, wegen der treuen Dienste, die sie ihm geleistet hatten; aber auf Begehren wollte er dem Rath nachkommen. Danach sprach Herr Hugo zum Könige: „Es ist nicht rathsam, daß man des Andells und Lambrechts Rath folge, denn sie sind Beide von einem Geschlecht, die Keinem wohl rathen. Weil Euer Majestät den Reinold mit seinen Brüdern so ungern lassen, und sie Euer Majestät allezeit gar getreu und hold gewesen sind, so thätet Ihr auch uns ein großes Wohlgefallen daran, und wäre dem Land auch nützlich,

wenn Ihr dem Reinold Eure Tochter Clarissa zur Gemahlin gäbet und hernach die Steinklippen in den Grund reißen und ihnen darauf ein ansehnliches und festes Schloß aufbauen ließet. So es dann Gott also gefiele, daß er junge Erben mit ihr bekäme, so würde er seine Sache gegen König Karl wohl selbst verantworten, denn er ist von einem so gewaltigen Herkommen, daß er König Karls Gewalt nicht fürchten darf; so mag Euer Majestät in guter Ruh und Frieden sein.“ Sobald König Yvo diesen Rath angehört, war er wohl zufrieden und derselbe gefiel ihm wohl. Er dachte: möchte es so weit gerathen, daß Reinold und seine Brüder bei mir blieben, so wollte ich keinen König noch Fürsten fürchten! und ließ darauf alle vier zu sich fordern. — Als sie nun zu ihm kamen, fielen sie auf die Knie und erzeigten dem König alle gebührliche Ehre, und Reinold fragte den König, was sein Begehren wäre? Darauf antwortete ihm der König: „Allhier hab ich ein Schreiben vom König Karl in Frankreich, dessen Inhalt ist, daß ich Euch und Eure Brüder schicken sollte, seines Gefallens mit Euch zu leben; aber das will ich durchaus nicht thun und will kein Verräther sein. So Ihr wollet in Polen oder Calabrien, oder anders wohin ziehen, so will ich Euch mit einem schönen Geschenk ehren, und verspreche auch, Euch nimmer in der Noth zu lassen.“ Da antwortete ihm Reinold und sprach: „Allergnädigster Herr und König! gegen die Gewalt König Karls können wir allein nicht bestehen. Aber Euer Majestät hat dort noch eine starke und hohe Steinklippe; ich bitte, die wolle mir Euer Majestät verehren, so will ich darauf eine starke Festung bauen, daß ich des König Karls Gewalt nicht fürchten darf!“ Da sprach König Yvo: „Reinold! wenn ich Dir die Steinklippe gebe und Du baueſt eine Festung darauf, so zwingst Du mein ganzes Königreich, zudem auch die Landschaft Gasconien.“ Da sagte Reinold: „Ach, mein gnädiger Herr und König! das begehre ich durchaus nicht zu thun; ich will

Euer Majestät vielmehr feierlich angeloben, sofern Euch Jemand mit Krieg angreifen würde, den Kampf auf mich zu nehmen und Euch zu vertheidigen, und Euer Majestät ansehen als wenn Ihr unser Vater wäret!" Darauf sagte der König: „Ich will mich darauf bedenken und berathen, und Dir eine gute Antwort geben." Er ließ zur Stunde seinen Rath zusammenfordern und schlug ihnen des Reinolds Begehren vor; darauf sollten sie Beschließung fassen und Antwort geben. Da sagte Herr Israel erstlich seine Meinung und sprach: „Ich rathe, Herr König! daß Ihr ihm die Tochter sammt der Steinklippe gebet, und lasset ihn darauf bauen was er begehret; das wird Euer Majestät große Ehre bringen und man wird Euer Majestät allenthalben desto mehr fürchten." Andell aber sagte: „Was ist das gesagt! wollet Ihr unsern Herrn König mit König Karl in Unfrieden stellen? Wenn er solches vernähme, so fiel König Karl mit Gewalt ins Land und nähme unsern König, Reinold und seine Brüder gefangen, und ließ sie Alle henken und verheerte das ganze Land; das wäre immer eine Schande!" Diese Worte verdrossen Herrn Andernell, der schlug dem Andell ins Angesicht, daß er todt zur Erde fiel, und sagte: „Da hast Du den Lohn für Deinen guten Rath!" Als dies der König sahe, sagte er: „Lasset das bleiben, Ihr Herren! denn ich will Reinold meine Tochter geben und die Steinklippen, und er soll mir mit sammt seinen Brüdern zu jeder Zeit beistehen, wo ich sie von Nöthen habe, als wenn ich ihr Vater wäre." Da ließ der König den Reinold vor sich kommen und sagte zu ihm: „Mein lieber Sohn! ich sehe, Du bist von gräflichem Stamm und Herkommen. So Du und Deine Brüder mir nun wollet getreu sein, so will ich Dir meine liebste Tochter zu einer Gemahlin geben, dazu die Steinklippe und den halben Theil von meinen Gütern, und magst Du darauf ein festes Castell bauen lassen, so stark und fest Du immer willst, damit Du versichert bist vor dem König Karl in

Frankreich. Er kann Dir allda kein Leid thun, und lag er schon hundert Jahre davor.“ Da dankte Reinold dem König Yvo sehr höflich für seine Tochter und ließ sich alsbald mit ihr nach christlichem Gebrauch einsegnen, und die Hochzeit ward auf eine andere Zeit angeordnet und gehalten. Als nun das Hochzeitmahl vorüber und alle Kurzweil und Freudenspiele vollbracht waren, ließ Reinold Zimmerleute, Steinmetzen und andere Meister zusammenberufen, und ließ da ein überaus schönes und festes Castell bauen von lauter Marmorsteinen, gar hoch und mit vier Mauern umfangen, und nannte es Montalban, das ist Weissenfels. Danach ließ er allenthalben ausrufen: wer daselbst hinkommen wollte zu wohnen, denselben wolle er beschützen und beschirmen und sie Alle frei lassen von allen Beschwerden! Als dies Gerücht unter das Volk kam, bekam er ungefähr eintausend und fünfhundert Mann dahin, welche da zu wohnen begehrten. Danach begehrte er vom König Yvo, er sollte auch einmal dahin kommen und ihn besuchen. Als der König nun zu ihm kam, besah er das Castell und sprach: „Sohn, Du hast allhier ein schön und stark Stück Werks gemacht; Gott gebe Dir Glück und Heil damit! wie ist sein Name?“ Da antwortete Reinold: „Weil es auf einer marmornen Steinklippe steht, so habe ich es Montalban genannt.“ Und darauf schieden sie von einander.

Wie König Karl die Burg Montalban vergeblich belagert.

Es geschah, daß sich König Karl rüstete und wollte nach St. Jacob in Gallicien reiten. Als sie in König Yvos Land kamen, sah König Karl das schöne und gewaltige Castell an, und merkte, daß es fast unüberwindlich war. Sie fuhren aber über Wasser in das Land, das König Yvo dem Reinold mit seiner Tochter gegeben hatte. Da fragte er, wer das Schloß erbauet habe und wem es zugehöre? Da lief Roland zu einem

Ackermann und fragte denselben, wem das Castell zugehöre? Da sprach der Mann: „Ein Graf hat es bauen lassen, um sich zu wehren gegen seine Feinde.“ Da fragte Roland: „Wie heißt der Graf?“ Der Mann antwortete: „Er heißet Reinold, und hat auch drei herrliche Brüder, und das Castell heißet Montalban, und imgleichen die Stadt.“ Als Roland solchen Bescheid eingeholt, eilte er wieder zum König und sagte ihm, wie er vernommen, daß Reinold es gebauet hätte. Darüber ward der König zornig und gebot Roland, er sollte hingehen und Reinold sagen, er solle ihm das Castell und die Stadt und auch seine Brüder überantworten, so wollte er ihnen alle ihre Missethat, die sie gegen ihn gethan hätten, verzeihen. So er sich dessen aber weigerte, so würde es ihm übel ergehen; „denn ich will mit meiner Macht kommen und das Land verderben, und ihn samt seinen Brüdern aufhenken lassen!“ — Wie nun Roland des Königs Meinung wohl verstanden, ritt er nach Montalban, grüßte Reinold samt seinen Brüdern und ganzem Hausgesinde freundlich und sprach: „Es ist des Königs Wille und Meinung, und derselbe hat mich zu dem Ende hierher geschickt, daß Ihr ihm das Castell Montalban samt der Stadt überantworten und selbst kommen sollet mit allen Euren Edelleuten, und ihm zu Fuß fallen und um Verzeihung wegen Eurer Missethat bitten, so will er Euch Alle zu Gnaden annehmen.“ Da antwortete Reinold und sprach: „Ich gebe nicht eine Kirsche um den König Karl; er liege mir lieber sieben Jahre in meinem Lande!“ Als Roland dies hörte, sprach er: „Vetter, wie so denn, wollet Ihr Euch wider König Karl aufwerfen? Ihr habet seinen Sohn Ludwig erschlagen.“ Da sprach Reinold: „Ich frage nichts danach, es gehe mir darüber wie Gott will!“ Roland zog wieder zum König und zeigte ihm des Reinolds Meinung an. Als der König solches vernommen, ward er zornig und schickte König Yvo einen scharfen Brief mit dem Inhalte, daß er sein Todfeind

wäre, weil er seine Feinde in seinem Lande behielte. Darnach, als König Karl von der Reise nach St. Jacob wieder zurück in Frankreich kam, versammelte er viel Volks, zog in Reinolds Land und belagerte Montalban. Da Reinold das sah, versammelte er auch sein Volk, um das zu entsetzen. König Karl blieb ein ganzes Jahr im Lande und verderbte es mit Brennen und Sengen; verlor aber viel Volks, so daß er wieder abziehen mußte.

Wie Reinold mit seinen Brüdern nach Pierlamont zog, seine Mutter zu sehen, und drei von den Brüdern gefangen wurden, indeß Reinold entkam.

Nach einiger Zeit geschah es, daß Reinold seine Brüder zu sich berief und zu Writsart sprach: „Lieber Bruder, Du bist mein Trost und Hoffnung allein. Es ist nun sieben ganzer Jahre, daß wir unsere Mutter nicht gesehen haben; darum ist mir mein Herz also traurig, und so ich sie nicht bald sehen werde, muß ich sterben!" Da sprach Adelhart: „Bruder, was will das werden? Du weißt wohl, daß unsere Eltern haben schwören müssen, daß sie uns alle Viere dem König Karl liefern wollten." Da sprach Reinold: „Den Eid achte ich gering! denn es ist natürlich, daß sie ihre Kinder lieben; sie werden das thun. Es gehe wie es wolle, ich muß meine Eltern sehen!" Und sprach weiter zu seinen Brüdern: „Ich weiß uns guten Rath. Wir wollen hingehen in den Wald bei Bordeaux und daselbst der Pilger erwarten, und sie bitten, daß sie mit uns die Kleider vertauschen, und dann gehen wir als Pilger durch das Land zu unsern Eltern." Dieser Rath gefiel den Brüdern gar wohl und sie begaben sich also auf die Reise nach dem Walde. Als sie nun ein wenig daselbst waren, kamen von ungefähr vier Pilger von dem heiligen Lande, und hatten Palmzweige in ihren Händen. Als sie nun zusammen trafen, da hieß sie Reinold willkommen

sein und begehrte, daß sie mit ihnen die Kleider tauschen sollten. Als die Pilger das hörten, waren sie erschrocken und verstanden des Reinolds Meinung nicht, und einer von ihnen sprach zu Reinold: „Wie, Reinold! bist Du nun ein Räuber geworden? wie geht dies zu? wie lang hast Du dies gethan? Ich sage für gewiß, sofern ich lebendig wieder in Frankreich komme, so will ich bei dem König über Dich klagen.“ Als der Pilger dies sagte, da zog der Reinold sein Schwert aus und wollte den Pilger schlagen; da fiel ein Anderer dazwischen und sprach: „Gnädiger Herr wir begehren Gnade von Euch! wir sind arme Pilgrime und kommen von Jerusalem; nehmet unsere Kleider und thut damit nach Eurem Gefallen.“ Da sagte Reinold: „Freund, Du thust wohl daran! und wenn Du das nicht gethan hättest, so wäre dein Mitbruder todt.“ Da zogen sie ihre Kleider aus und gaben sie Reinold und seinen Brüdern; danach ließ er dieselben Pilger ihre Straße gehen. Als sie nun die Kleider angezogen hatten, begaben sie sich auf den Weg nach Pierlamont zu Fuß, und als sie dahin kamen, fanden sie das Thor verschlossen. Da klopften sie an, und es kam der Thorhüter und fragte, wer da wäre und was sie begehrten? Da antwortete Reinold: „Mein lieber Freund, lasset uns arme Pilger durch! wir kommen von Rom und andern Städten mehr. Nun haben wir Hunger und Durst; deshalb bitten wir, Ihr wollet uns etwas zu essen geben und uns hernach etwas ruhen lassen, um Gottes Willen!“ Der Thorhüter sagte zu ihnen: „Und bittet Ihr noch so sehr, so darf ich Euch doch nicht einlassen.“ — „Warum?“ sagte Reinold. „Das will ich Euch sagen: weil unsere vier Söhne gefangen sein sollen, nämlich Rittsart, Writsart, Adelhart und Reinold; aber ich sage Euch, Freund, Ihr sehet dem Reinold so gar ähnlich! und wenn Euer Bart nicht so lang wäre, so sagte ich für gewiß, Ihr wäret der stolze Reinold.“ Da sprach Reinold wiederum: „Freund, ich bitte Euch um Gottes

Willen und um der vier Herren Willen, lasset uns ein! der liebe Gott wolle sie erretten von der Hand König Karls, so er sie gefangen hat; oder sind sie anderswo, so wolle sie Gott bewahren!" Als Reinold diese Worte redete, gefiel das dem Pförtner so wohl, daß er sprach: „Ich will Euch einlassen zu unserer Frau, die Euch speisen wird um unserer vier Herren Willen." Da eröffnete der Pförtner das Thor und sie gingen ein und fanden ihre Mutter im Saal sitzen. Sie grüßten sie nach billiger Schuldigkeit; da dankte ihnen ihre Frau Mutter. Da sagte Reinold: „Frau, wir kommen von Rom und von St. Jacob in Gallicien, und von andern Städten mehr; wir haben noch niemals solchen Hunger gehabt, als jetzt, darum gebet uns etwas zu essen, auf daß Ihr unserer Pilgerfahrt auch theilhaftig werdet!" Da sagte die Frau: „Seid zufrieden und wohlgemuth, ich will Euch gewiß geben." Darauf setzte sie die Pilger an eine Tafel und brachte ihnen zu Essen und Trinken genugsam. Da aßen und tranken sie und machten sich fröhlich; zuletzt ging die Frau in den Keller und holte von dem besten Weine, und goß eine silberne Schaale voll, gab sie Reinold und sprach ihm zu, er sollte trinken. Als er getrunken hatte, sprach er zu der Frau: „Ach liebe Frau, wer des Weins noch mehr hätte! Der Wein ist so gut, als ich dergleichen noch nicht auf unserer ganzen Reise getrunken habe." Die Frau sprach zu Reinold: „Freund, so Euch der Wein schmeckt, so trinket frei, ich will Euch genug geben." Da trank Reinold so lange, bis er ganz trunken war, über welches sich die Frau sehr verwunderte, daß Reinold des Weins so viel getrunken hatte; sie meinte, es hätten sich wohl zehn Personen daran satt trinken können. Da begehrte Reinold noch einen Trunk und sagte: „Frau, gebet mir des Weins noch einen Trunk! so will ich König Karl meinen Vetter nicht mehr fürchten." Als Adelhart das hörte, erschrak er sehr und stieß den Reinold mit der

Hand auf die Brust, daß er danieder fiel, denn er war gar betrunken. Als Frau Aya das von Reinold hörte und sah, daß Adelhart ihn um der Worte willen strafte und sehr erschrocken war, fiel sie auf den Reinold, umhalste ihn mit großen Freuden und konnte von ihm nicht ablassen, bis sie Adelhart aufnahm. Dieses Alles sah einer an ihrem Hofe, welcher dem König Karl gar günstig war, der sprach zu ihr: „Frau, ich sehe wohl, daß das Reinold, Euer Sohn und seine Brüder sind, die den König Ludwig erschlagen haben. Nun, so sage ich Euch: kommet Eurem Eid nach, den Ihr geschworen, und lasset sie gefänglich nehmen und schicket sie König Karl von Frankreich. Wenn Ihr das nicht thut, so will ich zum König reiten und ihm anzeigen, wie Ihr Eure Kinder und insonderheit Reinold, den Mörder, wider Euer Verheißen heimlich an Eurem Hofe behaltet; und wenn er solches von Euch hören wird, so wird er nicht unterlassen sie allhier abholen zu lassen, um sie vor Gericht zu stellen wegen des Todtschlags, und sie hernach mit ihrem Vater Heymon hinrichten und Euch verbrennen lassen.“ Ueber diese Rede war die Frau zornig und sprach: „Pfui, Du Treuloser! willst Du denn mein Verräther sein, und hast mein Brod lange gegessen? Und wenn mein Bruder noch tausendmal mehr über mich zürnte, und ich müßte ihm noch einen Eid schwören, so will ich ihm meine Kinder doch nicht zuschicken, damit er sie ums Leben bringe!“ Als der Verräther sah, daß er bei der Frau nichts ausrichtete, lief er eilend zu Heymon, redete gleicher Maßen mit ihm und brauchte noch mehr andere Drohworte, als er zuvor gegen die Frau gethan. Da ward Heymon zornig und ergriff in der Eile einen Prügel und schlug den Verräther, daß er starb, und sprach: „Nun weiß ich gewiß, Du wirst es dem Könige nicht sagen!“ rief seinen Edelleuten und befahl, sie sollten sich waffnen und ihm seinen Sohn Reinold samt seinen Brüdern fangen helfen, damit er sie dem König Karl samt seinem

Eide zuschicken könnte. Da zogen sie ihre Waffen an, gingen mit Heymon vor den Saal, der Meinung, er wollte sie ergreifen. Als Adelhart das innen ward, seufzte er zu Gott und sprach: „Nun woll uns Gott und seine liebe Mutter beistehen! denn wir stehen allhier in großen Sorgen. Ich sehe meinen Vater kommen mit einer Menge Volks, um uns zu fangen!" Er lief alsbald zur Mutter und sagte: „Wißt Ihr uns keinen Rath zu geben, daß wir unserm Vater entrinnen möchten? Reinold liegt fast todt in Ohnmacht." Da sagte die Mutter: „Ich weiß keinen andern Rath, als Ihr traget Reinold hinein und verwahret die Thür, daß Niemand zu Euch komme, denn es ist kein fester Gemach im Schlosse." Sie folgten ihrem Rathe, trugen Reinold in das Gemach, und drei Brüder blieben in ihren Waffen vor der Thür stehen, um dieselbe zu verwahren. Da kam Heymon mit seinem Volk heran, um seine vier Söhne zu fangen. Da sagte Adelhart: „Ihr Herren, weichet ab und kommet mir nicht zu nahe, oder ich wehre mich so gut ich kann!" und schlug dermaßen mit seinen Brüdern auf sie, daß Alles todt danieder fiel, was sie nur erreichen konnten. Dieser Streit währte wohl zwei Tage lang, daß Heymon nichts ausrichten konnte. Als er nun kam an dem dritten Tage, war Reinold wieder wohl auf, erwachte von seinem Schlaf und fand seine Brüder gegen ihren Vater streiten, als ob sie unsinnig wären. Da nahm Reinold sein Schwert, und als er sah, daß seine Brüder müde waren, hieß er sie hinter sich springen und sprach: „Nun soll mich Gott strafen, wo ich jetzt Jemand verschonen will, und wenn es gleich mein Vater selbst wäre!" und mit den Worten sprang er in das Volk hinein, wo es am dicksten stand, und schlug so tapfer unter sie, daß sie Alle fliehen mußten, wie stark sie auch waren. Als Heymon dieß sah, sprach er: „Ich sehe wohl, meine Kinder bleiben dießmal ungefangen; denn Reinold beweiset jetzt mehr Tapferkeit, als all mein Volk. Denn er hat das

beste Schwert, das zu finden, und was er trifft, das muß fallen; deshalb laßt uns weichen!" Reinold folgte seinem Vater mit großer Gewalt durch das Heer, worüber die andern Brüder gar traurig waren und ihm nacheilten. Als sie zum Vater kamen, nahm Reinold sein Schwert und wollte seinen Vater erschlagen. Da sprang Adelhart herbei und sprach: „Bruder, was willst Du thun? schlägst Du unsern Vater todt, das wäre uns vor Gott und der Welt eine Schande, und wir dürften auch unsere Augen an keines Fürsten Hof emporheben! Darum bitte ich Dich, laß es bleiben! sonst erlangen wir unser Lebenlang keinen Frieden mit König Karl und wir können es gegen Gott nimmermehr verantworten!" Da sprach Reinold: „Bruder, ich sage Dir für gewiß, ich will ihn seine Kinder fangen lehren!" nahm den Vater und band ihn auf sein Pferd, bekam einen Buben und befahl dem, er sollte das Pferd mit dem Gefangenen zu König Karl führen. Der Junge schlug ihm solches ab und sprach: „Warum soll ich das thun? es ist mein rechter Herr; so Ihr wollet, thut es selber." Als Reinold das hörte, ward er zornig, nahm den Knaben und hieb ihm eine Hand ab, stach ihm ein Auge aus und schnitt ihm das rechte Ohr ab. Darnach bat der Knabe um Gnade und sprach: er wollte sein Begehren gerne thun. Da sagte Reinold, er solle das Pferd mit dem gefangenen Heymon nehmen und es König Karl bringen und sagen: dies Geschenk habe ihm Reinold geschickt; er solle nun mit dem handeln, als er mit ihm handeln wollen, wenn er ihn gefangen hätte. Als nun der Knabe vor des Königs Palast kam, war das Thor noch verschlossen. Da klopfte er an, bis es der Thorhüter hörte; der kam und fragte: von wannen er mit dem Gefangenen käme? Der Knabe sprach: „Es ist Graf Heymon." Als der Thorhüter das hörte, sprach er zu Heymon: „Wie geht das, gnädiger Herr? wer ist so stolz, der Euch also gebunden hieher an unsern königlichen Hof als ein Geschenk

darf schicken?" Da sprach Heymon: „Das haben meine Kinder gethan; eröffne das Thor und laß mich durchreiten zu dem König, auf daß ich ihm klagen kann, wie es mir ergangen ist." Als er nun zum Könige kam, wurde er von dem Pferde gehoben und Hände und Füße ihm aufgelöset. Da fragte ihn der König: „Heymon, wer hat Euch das gethan?" Heymon antwortete dem König: „Gnädiger Herr und König! das haben mir meine Kinder gethan. Denn als ich vernahm, daß sie wieder zu Land gekommen waren, machte ich mich samt meinem Volk auf, weil ich solches Euer Majestät verheißen, und wollte sie gefänglich nehmen, um sie Euer Majestät zu schicken, daß sie ihrem Verbrechen nach gestraft werden sollten; aber sie wollten sich nicht gefangen geben, sondern wehrten sich so ritterlich, daß ich an die fünfhundert Mann dadurch verloren." Als der König das hörte, wurde er traurig und befahl, daß sein Volk sich rüsten solle, Adel und Unadel, und sollten mit ihm nach Dordone gehen, er wollte Reinold samt seinen Brüdern gefangen nehmen. — Wie sie nun daselbst anlangten, stand Reinold oben auf der Zinne und sah, daß der König das Castell belagern wollte, und wie sie bereits zum Sturme Anstalt trafen. Da lief er eilends zu seiner Mutter und sprach: „Ach hört, liebe Mutter! jetzt stehen wir übel; denn König Karl hat uns heimlich belagert, und wofern wir unter seine Hand kommen, so müssen wir Alle sterben. Was Raths wisset Ihr uns?" — Da sprach Frau Aya zu Reinold: „Ziehe Deine Pilgerskleider wieder an, so will ich Dich zur Pforte auslassen, also magst Du davon kommen." Reinold folgte hierauf seiner Mutter, nahm Urlaub von seinen Brüdern und zog also wieder nach Montalban, da er das Roß Beyart gelassen hatte. Aber da ward eine große Traurigkeit zwischen der Mutter und den andern Kindern. Reinold ward traurig, daß er seine Brüder also verlassen mußte, desgleichen die Mutter und seine Brüder wiederum, und einer bat

Gott für den andern. Als nun Reinold aus dem Castell und aus der Hand des Königs war, weinete die Mutter bitterlich und sprach zu dem Adelhart: „Ach, wie ist mir jetzt so leid, meine Söhne, daß Ihr in meinem Hause gelagert seid! ich weiß keinen bessern Rath, als daß Ihr Euch demüthiget; gehet willig und barfüßig zu dem König und fallet ihm zu Füßen und bittet von ihm Gnade eures Leibes. Ich glaube, er wird Euch durch Fürbitte Eurer Freundschaft zu Gnaden annehmen.“ Die drei Brüder folgten der Mutter Rath und gingen zum König Karl willig und barfüßig, fielen ihm zu Füßen und baten ihn, er sollte ihnen ihre Missethat, so sie wider ihn begangen hätten, um Gottes Willen verzeihen, sie wollten ihm ihr Lebenlang mit Leib und Gut dienen. Da fragte der König nach Reinold, wo sie den gelassen hätten? Sie antworteten ihm, sie wüßten nicht, wo er wäre. Da befahl er, man solle ihnen Hände und Füße binden und sie gefangen legen, er wolle sie so lange behalten, bis er den Reinold dabei hätte, alsdann müßten sie sterben. Als Frau Aya dies hörte, fiel sie in Ohnmacht vor dem Könige nieder und begehrte, er sollte ihre Söhne losgeben. König Karl sprach: „Wenn ich Reinold dabei habe, will ich sie zu Paris an den Galgen henken lassen!“ Der König zog nach Paris und hielt sie gefangen.

Wie Reinold gen Paris ritt, um seine Brüder zu erretten, und einen Boten an König Karl sendet.

Als nun Reinold zu Montalban ankam, beklagte er sich seines Unglücks, daß seine Brüder gefangen wären und der König sie henken lassen wollte, worüber Alles zu Montalban traurig war. Reinold rüstete sich mit seinem Roß Beyart und ritt nach Paris. Er dachte, man würde seine Brüder herausführen, um sie zu henken, dann wollte er Leib und Leben für sie setzen und sie erlösen. Indem kam ein Jüngling daher gelaufen; den fragte

Reinold, ob er seinethalben also liefe, um ihn zu verrathen? wenn dem also wäre, das sollte er ihm sagen, so wollte er ihm sein Roß dazu leihen. Der Jüngling sprach: „Gnädigster Herr! sollte ich Euch in solcher bösen Meinung nachfolgen, weil Ihr meines Vaterlands Herr seid, und ich Euer Unterfaß, und empfange alle Jahr, von Eurer Frau Mutter meinen Unterhalt?“ Da fragte ihn Reinold, wie sein Name wäre? Der Jüngling antwortete: „Ich bin genannt Rigant von Napels.“ Da sprach Reinold: „Mein Freund, wollet Ihr mir eine Botschaft thun an König Karl von Frankreich? Ich will Euch wohl dafür lohnen; aber Ihr müsset erstlich von ihm sicher Geleit Eures Leibes begehren, daß Ihr möget hingehen wo Ihr wollt.“ — Da antwortete ihm der Jüngling: „Ich will die Botschaft gern thun, denn ich bin doch Euer Diener; und im Fall mir Jemand etwas sagen wird, so will ich ihn mit meinem Stocke schlagen, daß er niederfallen soll.“ Da sagte Reinold: „Du sollst dem König öffentlich sagen in Beisein des Adels: ich lasse ihn bitten, daß er meiner Brüder Leben verschonen wolle; ich wolle ihm auch willig und barfüßig zu Füßen fallen und ihn um Verzeihung bitten. Dazu will ich ihm seinen Sohn Ludwig neunmal mit Gold bezahlen und einen goldenen Mann machen lassen, so groß als Ludwig gewesen ist, und will eine Kirche bauen lassen zu Ehren Maria der Mutter unsers Herrn, und stiften, daß man alle Tage darinnen singen soll die sieben Worte; zudem will ich ihm mein Roß Beyart sammt meinem Castell Montalban los und frei eigen geben, daß ich es als ein Lehen von ihm habe, sofern er mich und meine Brüder zu Gnaden annehmen will. Und sofern er mich in seinem Königreich nicht leiden will, so will ich mit meinen Brüdern über See fahren, daß ich ihm aus den Augen komme. Und sofern er mich und meine Brüder in einigen Sachen gebrauchen kann, so wollen wir ihm allezeit willig sein, und das dergestalt, daß an seinem Hof unsers Glei-

chen nicht sein soll. Und so er solches nicht will thun, so saget frei kühnlich zu ihm, daß wir ihm ins Land fallen und Alles verheeren und verbrennen werden, was uns vorkommt, und verschonen weder Kirchen noch Klöster, und das Gold und Silber nehmen, das ich da finden werde, um meine Soldaten und Reiter damit zu bezahlen. Und so ich kann, werde ich ihm thun, wie ich seinem Sohn Ludwig gethan habe, wofern er meine Brüder nicht losgeben will.“ Nach diesem bedachte sich Reinold wieder und sprach: „Gott behüte mich vor solcher Schande, daß ich den König schlagen sollte, der mein Vetter ist!“ sagte deswegen zu dem Jüngling: „Wenn Du zu dem König kommst, so grüße ihn nach aller Gebühr, ingleichen auch die Genossen von Frankreich und sonderlich den Bischof Turpin, und sage zu ihnen: ich befehle ihnen meine Brüder in ihr Geleite, und so sie der König wolle henken lassen, möchten sie dieselben beschützen; ich begehre das von meinen Freunden allen. Und so sie weder Rath noch That zu meiner Brüder Rettung geben werden, will ich meine ganze Macht daran wenden, um sie loszumachen, und Alles erschlagen, was ich daselbst finde!“ Mit diesen Worten nahm der Diener seinen Abschied von Reinold und eilte nach Paris. — Als er dahin kam, sah er den König aus seinem Cabinet kommen. Da schämte er sich, daß er den König anreden sollte, und hatte seinen Stab in der Hand. Jedoch legte er seinen Stab unter seine Füße und fiel vor dem König nieder auf seine Kniee, und bewies ihm höchste Ehrfurcht; stand bald wieder auf und sprach: „Gnädiger Herr und König! ich bringe Euer Majestät gute Botschaft.“ Da sagte der König: „Gute Botschaft ist mir lieb; was bringst Du für Botschaft?“ — „Gnädiger Herr und König! sprach der Diener: ehe ich meine Botschaft verrichte, so bitte ich, Euer Majestät wollen mir ernstlich sicher Geleit zusagen, damit ich sicher mag von einem Ort zum andern gehen und reisen ohne Gefahr meines Lebens. Sollte

man den Boten leid thun, so würde manche Botschaft unverrichtet bleiben.“ Als der König diese Worte von dem Diener hörte, sagte er: „Es ist wahr; ich sage Dir sicher Geleit zu, daß Dir kein Leid widerfahren soll; dessen zur Sicherheit setze ich Dir Roland zu einem Bürgen.“ Darauf sagte der Diener: „Roland, ich bitte, nehmet mir das nicht übel auf, ich möchte gern einen andern Bürgen haben.“ Da sagte der König wiederum: „So nimm Oliver auch dazu, so bist Du sicher.“ Darauf sagte der Diener: „Gnädiger Herr und König! diese zween Herrn sind mir Beide gut; aber ich hätte viel lieber andere Bürgen.“ — „Willst Du denn noch nicht zufrieden sein, so nimm den Bischof Turpin auch dazu, so bist Du versichert genug!“ Da sagte der Jüngling wieder zum König: „Die Herren sind Alle gut; aber ich hätte lieber noch einen andern.“ Solche Rede währte, bis er auf den König selber kam, so daß der sagte: er wolle selber Bürge sein, daß ihm kein Leid widerfahren sollte. Da war der Bote zufrieden, nahm den König für einen Bürgen an und sprach: „Gnädigster Herr und König! ich versehe mich, ich bin nun versichert; jetzt will ich meine Botschaft ablegen. Gnädiger Herr, Gott gebe Euer Majestät langes Leben! Es grüßet Euer Majestät mit höchster Demuth der allertraurigste Mann auf Erden, und der beste Ritter, den die Sonne bescheint.“ Da fragte der König: was das wäre? Da sagte der Bote: „Euer Königlichen Majestät Schwester-Sohn Reinold bittet Euch demüthig um Gnade für ihn und seine drei Brüder; was sie Euer Majestät mißfällig gethan haben, wollen sie wieder erstatten. Erstlich will Reinold den König Ludwig, Euer Majestät Sohn, neunmal mit Golde bezahlen; er will auch eine Kirche zu Ehren Maria der Mutter Gottes bauen und einen Mann von Gold machen lassen, der so groß als Ludwig gewesen, und versehen die Priester mit Unterhalt, die alle Tage darin das Amt der heiligen Messe verrichten und die sieben

Worte, will auch Messe singen lassen in allen Klöstern und Kirchen für die Seele König Ludwigs; sein Roß Beyart will er Euer Majestät auch verehren, und sofern Ihr ihn nicht dulden wollet in Eurem Königreich, so will er sammt seinen Brüdern daraus weichen; auch wo er und seine Brüder Euer Majestät dienen können, da wollten sie jederzeit geneigt sein. Hiermit bittet er freundlich, Euer Majestät wolle ihnen hierin willfahren und sie zu Gnaden annehmen." Da fragte der König: „Was weiter?" Der Bote sagte: „Gnädigster Herr! er hat gesagt: sofern Ihr ihm nicht wollt Gnade erzeigen, so werde er Euer Majestät ins Land fallen, brennen und rauben, alle Kirchen und Klöster zerstören und alles Gold und Silber, so er darinnen bekommt, zu sich nehmen und sein Volk damit bezahlen." Da fragte der König noch einmal: „Entbeut mir mein Vetter Reinold nichts mehr?" Da sagte der Bote: „Ja, gnädigster Herr! er sagte: sofern Ihr denn durchaus nicht wollet den Zorn fahren lassen, so will er Euer Majestät allenthalben nachtrachten, daß er Euch in seine Hände bekomme, und Euch dann thun wie er dem König Ludwig gethan hat." — Als der König diese Worte von dem Boten hörte, entfiel ihm der Muth. Er ward traurig und sprach: „Wahrlich! diese Botschaft gefällt mir nicht; ich hätte viel lieber etwas anders gehört. Aber Du bist klug, daß Du zuvor sicher Geleit begehrt hast, und zwar von meiner Person; denn wenn ich Dir dasselbe nicht so kräftig versprochen hätte, so müßtest Du jetzt gleich sterben." Da fragte der König zum drittenmal den Boten, ob er nichts mehr hätte ihm anzuzeigen? Da antwortete der Bote: „Nein; er läßt aber die zwölf Genossen von Frankreich grüßen und sonderlich auch den Bischof Turpin anliegen, er wolle seine Brüder in seinen Schutz nehmen, und bittet nebendem auch freundlich seine Verwandten und Freunde, daß keiner Rath noch That dazu geben wollte, daß man seine Brüder hinrichte. Und sofern

der König sie wolle mit Gewalt hinrichten lassen, so will er seine ganze Macht daran strecken und sie erretten, und wenn er schon wüßte, daß er sein Leben dabei endigen würde.“ Als König Karl auch dieses von dem Boten gehört hatte, sagte er: „Entbeut mir mein Vetter Reinold das, so will ich sehen, wer so stolz sein wird, der sich seiner wird annehmen; denselben will ich in drei Tagen henken lassen!“ Wie der Diener diese Worte hörte, ward er traurig und nahm seinen Stab, ging zu Roland und fragte ihn: ob er dem Reinold verwandt wäre oder nicht? Da antwortete Roland dem Diener: „Ja; ich will um Niemandes willen ihn verleugnen, denn er ist mein Vetter.“ Da sagte der Jüngling: „Das ist recht; und wenn Ihr den jungen Helden verleugnet hättet, solltet Ihr von meiner Hand gestorben sein!“ Desgleichen fragte er auch Bischof Turpin, ob Reinold ihm verwandt wäre, das solle er ihm sagen. Der Bischof antwortete auch: „Ja, ich will sein Freund immer bleiben.“ Wie der König dies merkte, sagte er: „Wer hat diesen Boten hieher gebracht, der seine Botschaft so wohl ausrichten kann? Er ist ein verständiger Mensch, stolz und muthig, und thut seine Botschaft, wie sichs gebührt.“ Und weiter fragte er den Diener: „Wann hast Du Reinold am letzten gesehen?“ Der Diener sagte: „Wenn ich Euer Majestät die Wahrheit bekenne, so bin ich gestern bei ihm gewesen.“ Da fragte der König: „War er denn zu Fuß oder zu Pferde?“ Der Jüngling sagte: „Ich hab ihn auf seinem Roß Beyart gesehen.“ Der König sagte zu dem Jüngling: „Willst Du mir weisen, wo Reinold, mein Vetter ist? ich will Dir tausend Gulden in Gold schenken und Dich frei halten vor aller Gefahr von seinen Verwandten.“ Da sprach der Bote wieder zu dem König: „Gnädiger Herr und König! das wollte ich nicht thun, und wenn mir Euer Majestät noch achthundertmal mehr geben wollte. Soll ich meinen eigenen Herrn verrathen? Und dies sollet Ihr wissen: wenn ich bei

Reinold wäre und Euer Majestät wollte ihn gefangen nehmen, ich wollte ihm mit Leib und Gut beistehen und ihn vertheidigen so gut ich könnte, und wollte Euer Majestät dermaßen zusetzen, daß Ihr es sobald nicht vergessen solltet!" Der König sagte wieder zu dem Boten: „Auf Dein Wort noch viel weniger denn auf Reinolds Stolz achte ich; und wenn ich Dir nicht so fest Geleit zugesagt hätte, wollte ich Dich um solcher vermessener Worte willen henken lassen."

Wie dem Reinold sein Roß Beyart gestohlen wurde und er dasselbe durch Hilfe seines Vetters Malegys wieder bekam.

Als nun Reinold diesen Boten zum König Karl abgefertigt hatte, um Verzeihung für seine und seiner Brüder Missethat zu erlangen, und derselbe länger ausblieb, als er sollte, ward Reinold gar zornig, und vermeinte, der König hätte ihn henken lassen. Er wurde darüber so schwach, daß ihn der Schlaf überfiel und er sich dessen nicht mehr enthalten konnte. Da ritt er gen Vordel in den Wald, stieg von seinem Pferd und band es an eine Staude. Dann legte er sich nieder mit seinem Haupt auf seinen Schild und schlief ein. Mittlerweile bekam das Roß Hunger und wollte von dem Grase fressen, schüttelte sich so lange, bis es los war, und ging in den Wald hinein zu weiden. Indeß kamen da bei dreißig Bauernknechte, die wollten Fütterung holen für ihr Vieh, und sahen da das Roß grasen. Sie sagten unter einander: „Siehe! ist das nicht das große Roß Beyart, auf welchem Reinold geritten, der unsern König Ludwig erschlagen hat? Lasset uns das auffangen und unserm Könige Karl bringen, der wird uns unsere Mühe wohl belohnen; denn wir thun ihm damit gewiß einen angenehmen Dienst, wodurch wir auch reich genug werden können." Sie machten also ein Netz von Weiden und Zweigen der Bäume und umringten das Roß damit und brachten es dem Könige nach Paris. Da gab es ein solches Ge-

schrei zu Paris, daß das Roß Beyart gefangen wäre, daß Jedermann zulief und es sehen wollte. Zu derselben Zeit war der König auf seinem Zimmer und Roland bei ihm. Da sahen sie zum Fenster hinaus und sahen sehr viel Volks, und vermeinten, es habe eine Schlägerei gegeben. Sie gingen deswegen mit einander herunter. Indem kamen die Bauernknechte und brachten das Roß Beyart und verehrten es dem König. Der nahm es freundlich an und befahl, man solle den Knechten Essen und Trinken geben und dazu eine Verehrung, dadurch ihnen ihr Lebenlang geholfen wäre; denn er schätzte das Roß so hoch, daß es mit keinem Golde zu bezahlen wäre. Darnach nahm er das Roß und schenkte es seinem Vetter Roland. Da dankte Roland dem König gar höflich und gedachte doch bei sich: „Ich wollte, daß es mein Vetter, Graf Reinold, wieder hätte, und daß die Diebe alle gehangen wären, die es ihm gestohlen haben! jedoch will ich dazu rathen, daß es geschehe." — Wie die Knechte gegessen hatten, ließ sie der König wieder zu sich kommen und fragte sie, wo sie das Pferd bekommen hätten. Da antworteten sie dem König: „Gnädigster Herr! wir haben es bei Vordel in dem Walde gefunden, da weidete es im Grase." Da fragte er: ob sie den Reinold nicht gesehen hätten? Sie sprachen: „Nein, sie hätten nichts von ihm gesehen." Als nun der König das Roß dem Roland geschenkt hatte, und ihm gesagt, daß er damit thun solle was ihm gelüste, da begehrte Roland vom Könige, er solle den Knechten befehlen, die es gefangen hätten, daß sie es wohl in der Fütterung halten und fleißig Acht darauf haben sollten, damit es nicht verloren würde, und ihnen sagen, wenn sie es versäumten, so müßten sie Alle darum sterben. Der König befolgte Rolands Begehren und befahl den Knechten, daß sie das Roß wohl halten und ihm gut Futter geben sollten, er wolle lieber viel Gold verlieren als dies Roß. Indem der König mit den Knechten redete, ward es kund

an des Königs Hofe, daß dem Roland das Roß geschenkt war. Darum kamen die Frauen zu dem Roland, und begehrten, er solle das Roß reiten, auf daß sie sähen, wie geschwind es wäre im Laufen und Springen, denn sie hätten viel Wunder von diesem Rosse gehört. Roland sagte, er müsse erst Erlaubniß von dem Könige haben, ging deshalb zum Könige und fragte: ob er den Frauen zu Gefallen das Roß reiten solle, denn sie begehrten das von ihm. Da antwortete ihm der König: „Ich habe Euch das Roß frei eigen gegeben, Ihr möget Eurem Gefallen nach damit thun.“ Da dankte Roland dem König und sattelte hiermit das Pferd, um an den Ort zu reiten, wo man die Pferde zu turniren pflegt. Er zeigte es auch den Frauen mit gebührender Ehrerbietung an, daß sie an dem bestimmten Ort erscheinen möchten, um solches zu sehen.

Als nun Reinold ausgeschlafen hatte und erwachte, sah er nach seinem Roß Beyart; und als er das nicht sah, sprang er auf, ward gar traurig und stellte sich als ob er sinnlos wäre. „O unglückliche Stunde, in der ich geboren bin! rief er; wie ist mir das Glück zuwider! O Tod! warum verschonst du meiner so lange? Du nimmst mir nicht das Leben, da du doch siehst, daß kein unglücklicherer Mann unter der Sonne ist, als ich bin! Ich sehe nun, daß das Sprüchwort wahr ist, daß ein Unglück nicht allein kommt; denn meine Brüder sind gefangen und ich habe jetzt auch mein Roß verloren. Ich habe mich so stolz vermessen, ich wolle meine Brüder aus König Karls Hand erretten; aber ich sehe wohl, daß es Gottes Wille nicht ist, denn er liebt den König mehr als mich, darum kann ihm Niemand schädlich sein.“ Als Reinold also klagte, ward ihm sein Leid noch größer. Er zog daher seinen Harnisch und seine Sporen ab und sagte: „Was soll mir dieß nun helfen, weil ich mein Roß Beyart verloren habe?“ Indem er noch so stand und wehklagte über seine Noth, kam ein Mann aus einer Hecke,

der konnte sich in andere Gestalt verändern durch die schwarze Kunst, jetzt jung, dann alt, jetzt krank, dann wohlgestalt erscheinen; der war genannt Malegys. Derselbe verließ sich auf seine Kunst und brauchte dazu Kräuter und Steine, die er allezeit bei sich in den Kleidern trug, und wenn er wollte, war er so ungestalt, daß sich einer vor ihm fürchtete, hatte einen langen Bart, bis auf die Brust, Augbrauen, daß sie ihm auf die Augen hingen und er durch die Haare sehen mußte. Dann schien er auch über hundert Jahre alt zu sein, und ging an einem Stocke. Derselbe kam zu Reinold, grüßte ihn und bot ihm einen guten Tag. Reinold dankte ihm und sprach: „Ich habe keinen guten Tag gehabt, dieweil ich lebe oder geboren bin.“ Da sagte Malegys: „Herr Reinold! Ihr müßt nicht verzweifeln, Gott wird alle Dinge zum Besten kehren; denn wenn ein Mensch in höchster Noth ist, so ist Gott am ersten da und hilft ihm aus dem Elend.“ Reinold sagte: „Freund, ich glaube nicht, daß mir ein Mensch aus meinem Elend helfen kann, denn es ist viel zu groß. Ich habe erstlich meine Brüder verloren, die hat König Karl von Frankreich gefangen und will sie henken lassen. Ich vermeinte dieselbe durch Hilfe von meinem Roß Beyart zu erretten, und indeß ich ein wenig schlief, ist mir dasselbe gestohlen worden. Nun weiß ich keinen Trost mehr und bin darum in großem Elende, daß mir kein Mensch daraus helfen kann.“ Dies Klagen hörte Malegys und sprach zu Reinold: „Junger Herr, seid nicht traurig, sondern fasset Herz und bittet Gott demüthig um Gnade; er wird sich erbarmen und Euch aus euren Nöthen helfen und Eure Brüder vom Tod erretten. Glaubet mir: ich bin mein Tag so weit in fremden Ländern gewesen, als ein Pilger sein mag: zu Rom, zu St. Jacob und zu St. Hillis in Provence, zu St. Andreas in Schottland, und zu Jerusalem; aber ich habe Eures Gleichen noch nirgend gefunden in solcher Traurigkeit.“ Da sprach Reinold: „Ja, Freund,

mein Leid ist unaussprechlich; ich wollte lieber todt sein, als länger in solchem Elend bleiben!" Da sagte Malegys: „Herr, ich bin ein armer Mann! So Ihr mir etwas zu geben habt, will ich Euer und Eurer Brüder eingedenk sein in meinem Gebet zu Gott, dem Allmächtigen, daß er sie wolle erretten aus der Hand König Karls." Reinold sagte: „Ich habe Euch nichts zu geben." Drauf dachte er jedoch an seine Sporen, welche von gutem Golde waren, die gab er dem Pilger und sagte: „Sehet, da habt Ihr die Sporen, das ist das erste Geschenk, so mir meine Frau Mutter Aya gab, als mich mein Vater, Graf Heymon, zum Ritter schlug; Gott geb ihr langes Leben! Auf die Sporen bekommet Ihr wohl zehn Pfund." Malegys nahm die Sporen, dankte ihm, steckte sie in einen Sack und sprach: „Herr, ich bitte! habt Ihr einige Gabe mehr, die Ihr mir geben könnet? dann sollt Ihr meines Gebetes desto mehr theilhaftig werden." Da fragte Reinold den Pilger: „Treibet Ihr Spott mit mir? Ich sage Euch in Wahrheit: wär es mir keine Schande, ich wollte Euch betteln lehren, daß Ihr noch eine Weile dran denken solltet!" Darauf sagte Malegys: „Fürwahr, Herr, wenn Ihr das thätet, so thätet Ihr Sünde. Wenn mich alle die geschlagen hätten, von denen ich Almosen begehrt habe, ich wäre vor hundert Jahren todt gewesen; denn ich bitte Almosen in Kirchen und Klöstern, wo ich kann." „Das ist wahr! sagte Reinold, wenn Ihr bittet, wer wird Euch was geben? in der Noth muß man beten." Malegys sagte: „Herr, jetzt saget Ihr recht; gebt mir noch etwas, so will ich Gott bitten, daß er Eure Brüder aus dem Gefängniß und Euch von Eurem Leid errette." Als Reinold das hörte, gab er ihm seinen Nachtrock und sprach: „Siehe, Pilger! da könnet Ihr lang davon zehren; den gebe ich Euch um Gottes und seiner lieben Mutter willen, daß Gott meine Brüder behüten wolle vor dem schmählichen Tod des Henkers und daß mir auch kein Leid wider-

fahre, und ich der Gewalt König Karls entfliehen mag.“ — Auf diese Worte nahm Malegys den Nachtrock, schlug den zusammen und steckte ihn in einen Sack; da bat er den Reinold noch einmal und sprach: „Herr, habt Ihr noch etwas zu geben, ich bitte um Gottes willen! so gebt es mir; ich will es in meinem Gebet wieder erstatten.“ Als Reinold dieß hörte, ward er sehr zornig und sprach: „Du Unflat! spottest Du meiner? hab ich Dir nicht genug gegeben?“ zog sein Schwert aus und schlug nach ihm. Malegys entsprang dem Schlag, hielt ihn ab mit seinem Stabe und sprach: „Schlagt Ihr mich mehr, so wird es Euch reuen, ich werde mich wehren.“ — „Wolltest Du Dich wehren? sprach Reinold. Ich sage Dir fürwahr, Du sollst mir gewiß nicht entgehen!“ Da sprach Malegys: „Reinold! ich sage Euch für gewiß: Ihr wisset wenig, was ich kann; und so Ihr mich mehr schlagen werdet, so werdet Ihr Wunder sehen!“ Darüber wurde Reinold sehr zornig und schlug wieder nach dem Malegys; aber der erwiderte den Streich und brauchte seine Kunst, und veränderte sich in einen Jüngling von zwanzig Jahren. Reinold verwunderte sich dessen sehr und erschrak heftig, indem er bei sich dachte: „Was will das werden! wie wird mir das Glück jetzt so widerwärtig? denn ein Unglück kommt mir über das andere. Meine Brüder sind gefangen, mein Roß ist dahin, König Karl will mich henken; jetzt kommt der Teufel gar und will mich irre führen!“ Indem zückte er sein Schwert und schlug wieder nach dem Malegys und vermeinte ihn todt zu schlagen; aber dieser entwich dem Streich und rief mit heller Stimme: „Vetter Reinold, was thut Ihr! kennt Ihr mich nicht?“ Da sprach Reinold: „Nein, wer seid Ihr denn?“ Da sprach er: „Ich bin Euer Vetter Malegys.“ Als Reinold dies hörte, fiel er ihm zu Füßen und sprach: „Lieber Vetter! nächst Gott stehet all mein Vertrauen auf Euch. Ich bitte, Ihr wollet mir das nicht für übel halten, denn ich hab Euch nicht

gekannt; bitte überdies, Ihr wollet doch meinen Brüdern behilflich sein, daß sie von ihrem Gefängniß erlöset werden. Ich habe mein Roß verloren und kann ihnen nicht mehr beistehen.“ Malegys sagte: „Höret, Vetter Reinold, was ich thun will: ich will mit meiner Kunst Euch das Roß Beyart wieder herbeibringen; indessen müsset Ihr thun, was ich Euch sage.“ — Als Reinold das hörte, faßte er wieder einige Hoffnung und sprach: „Vetter, was Ihr gebieten werdet, das will ich thun, und sollt ich darum sterben!“ Malegys nahm einen Frauenmantel und gab ihn dem Reinold, daß er ihn über den Harnisch ziehen sollte. Ferner gab er ihm einen Hut, der voll Löcher geschossen war, und ein alt Paar Hosen, die sollt er anthun. Er selbst hing auch einen Frauenmantel um, setzte einen Hut auf sein Haupt und brauchte seine Kunst und veränderte Reinold in Gestalt eines Mannes von hundert Jahren, sehr krank und ungestalt von Leib, und mit langen Haaren. Danach gingen sie mit einander fort; wer sie sah, der meinte, sie wären die zwei ärmsten Pilger gewesen, die man jemals gesehen. Wenn sie aber unter sich allein waren, so hatten sie wieder ihre vorige Gestalt und waren zwei tapfere Ritter. In solcher Gestalt gingen sie bis an den Wald Bordole und machten nahe an dem Wald eine Hütte, unter welche sie sich setzten. Ueber eine kleine Weile sah Malegys vier Mönche reitend kommen. Da sagte er dem Reinold: „Bleibet hier und wartet meiner; ich will den Mönchen entgegen gehen, denn ich will beichten.“ — Als Reinold dies hörte, sagte er: „Vetter, thut das! auf daß es uns besser gehe.“ Hiermit schieden sie von einander. Als nun Malegys zu den Geistlichen kam, grüßte er sie. Sie dankten ihm und sprachen: „O Gott! Pilger, wie viel Leute habt Ihr überlebt, bis Ihr so alt geworden seid?“ Er sagte: „Ich bitte Gott, daß er mich so lange leben lasse, bis ich meine Sünden gebeichtet habe. Ich bitte Euch, Herren es wolle einer unter Euch meine Beichte

hören.“ Da sagte einer unter ihnen: „Freund, geht hin zu einem Pastor oder Pfarrherrn, denn wir haben nicht Zeit, sondern müssen unsere Reise beschleunigen.“ Der Pilger sagte: „Herr! Ihr sehet wohl, daß ich ein armer kranker Mann bin. Soll ich denn in meinen Sünden sterben, so muß ich ewig verloren sein; aber ich hoffe, Ihr werdet mir das nicht abschlagen.“ Dann begann er: „Herr, ich muß Euch klagen, wie es mir ergangen ist. Ich hatte wohl bei zwanzig Pfund gesammelt, und als ich in den Wald kam, begegnete mir Reinold und nahm mir mein Gold und schlug mich schier todt; aber ich habe noch vier Byzantiner von Gold in meinen Kleidern versteckt, die konnte er nicht finden, die blieben bei mir, sonst wäre ich derselben auch ledig. Nun weiß ich nicht, was ich thun soll; ich bitte Euch aber, Herr! hört meine Beichte und sprecht mir die Absolution von Sünden.“ Da sagte einer der Geistlichen zu dem andern auf Latein: „Ihr Herren, lasset uns die Byzantiner dem Pilger abnehmen, so wollen wir die Beichte hören; die sind hernach gut auf dem Wege zu vertrinken.“ Der Rath gefiel den andern Geistlichen wohl; sie riefen daher den Pilger zu sich, hörten seine Beichte und absolvirten ihn alsbald. Darnach fragte sie der Pilger, was sie Neues wüßten, ob nicht bald der Adel zusammenkommen würde? Die Geistlichen sagten: ja, sie hätten gehört, daß am nächsten Sonntag zu Paris viel unter den Edelleuten zu thun sein solle; denn Roland werde den Frauen zu Gefallen das Roß Beyart reiten, damit sie sähen, was das Pferd mit Laufen und Springen vermöge, denn sie hätten viel davon gehört, als es Reinold noch hatte. Der Pilger fragte: „Soll das wahr sein! ist Beyart da?“ — „Ja, sagte ein Geistlicher: der König hat Roland das Roß geschenkt; und wenn er es geritten hat, so will der König Gericht halten über Heymons Kinder und sie an den Galgen henken.“ Der Pilger sagte: „Herr, ich sage Euch! sind sie noch nicht gehenkt,

so möchten sie wohl mit dem Leben davon kommen und errettet werden.“ Der Geistliche sagte: „Sie leben noch, sind aber in großer Gefahr; auch will der König noch Gericht halten über Reinold und hat uns befohlen, wir sollen ihn in den Bann thun, und Niemand soll ihn beherbergen, noch ihm Essen und Trinken zukommen lassen; und so sich Jemand unterstehen würde solches zu thun, den sollen wir auch in den Bann thun.“ Als der Pilger dies von den Geistlichen hörte, wurde er zornig und gedachte bei sich selbst: du hättest schier Lust und schlügest diese vier Geistlichen todt. Drauf sprach er sogleich mit falschem Herzen zu den Geistlichen: „O Ihr Herren! ich bitte Euch um Gottes willen, fallet mit mir auf Eure Kniee und bittet für mich, daß meine Beichte mir selig sei und ich vollkommene Reu und Leid über meine begangene Sünden habe, auch standhaft in meiner Buße bleibe, damit Ihr der guten Werke, so ich gethan und noch thun werde, mit theilhaftig werdet!“ Als die Geistlichen des Pilgers Rede hörten, fielen sie aus Mitleiden auf ihre Kniee, Gott bittend, er wolle dem Pilger Standhaftigkeit zu seinem Vorsatz und Besserung seines Lebens geben, weil er lange in Sünden gesteckt. Unterdessen übte er seine schwarze Kunst und wurde wiederum jung und stark, nahm seinen Pilgerstab, der wohl mit Eisen beschlagen war, und schlug einen Geistlichen, daß er zur Erde fiel. Als die Andern dies sahen, wurden sie sehr bestürzt, vermeinten zu entlaufen, konnten aber wegen der langen Kleidung nicht entkommen; also schlug er sie Alle todt. Als Reinold dies sah, sagte er zu Malegys: „Ach, Vetter, was habt Ihr gethan! habt Ihr die Geistlichen Alle todtgeschlagen, die Euch absolviren sollten von Euren Sünden?“ Malegys sagte: „Vetter Reinold, die Pönitenz, so sie mir auferlegt haben, war zu schwer, darum hab ich sie todtgeschlagen.“ Reinold sagte wiederum zu seinem Vetter: „Sollte ich die Alle getödtet haben, die mir schwere Buße aufgelegt haben, ich hätte

in einem Kloster über hundert Geistliche von diesem Orden erschlagen!" Da sagte Malegys: „Reinold, lasset diese Worte bleiben und kommt mir zu Hilfe, daß wir sie ausziehen und ihre Kleider auf die Pferde binden und sie ins Kloster führen." Reinold aber war zornig, daß die Geistlichen todt waren, und sagte: „Vetter, ich will das nicht thun; wenn Ihr wollet, so thut es selber!" Als Malegys sah, daß Reinold ihm nicht helfen wollte, zog er die Geistlichen aus, band ihre Kleider zusammen, machte sie fest auf die Pferde und ließ die Körper im Wege liegen. Darauf ging er nach dem Kloster, das vor Paris lag, und fragte nach dem Abte. Der Pförtner sagte, er wolle ihn anmelden. Als Malegys zu dem Abte kam, grüßte er ihn ehrerbietig und sagte: „Würdiger Herr! Graf Reinold sagt Euch freundlichen Gruß und schickt Euch diese Pferde und Kleider. Er begehrt, Ihr möchtet für ihn und seine Brüder bitten, daß sie bei König Karl zu Gnaden kommen möchten." Der Abt fragte: „Wie kommt Ihr zu diesen Pferden und Kleidern?" Malegys sagte: „Würdiger Herr! Reinold hat vier Geistliche erschlagen im Wald Bordole und zwang uns, daß wir die Kleider hieher bringen sollten." Aber ehe Malegys seine Rede vollendet hatte, sagte Reinold gar leise und heimlich zu ihm: „Vetter, Ihr habt sie erschlagen." Malegys stieß den Reinold; der merkte gar bald, daß Malegys das thät um seines Besten willen. Der Abt fragte den Malegys: „Freund, hat Reinold sie alle vier erschlagen? das wird Gott an ihm wohl rächen; ich will das Geschenk von ihm nicht annehmen, denn er ist im ganzen Königreich in die Acht gethan, dergestalt, daß man ihm kein Essen noch Trinken geben soll, vielweniger verkaufen, und wir werden ihn auch in unserer Kirche in die Acht erklären." Da fragte Malegys den Abt: „Wollt Ihr das Geschenk nicht annehmen, so wollen wir wieder zu Reinold ziehen und ihm solches anzeigen; wenn er es erfährt, so weiß ich ge-

wiß, daß er kommt und brennt Euer Kloster in Grund ab.“ Als der Abt das von Malegys hörte, entsetzte er sich und sprach: „Freund, ich habe mich anders bedacht; ich will das Geschenk hier behalten und will Reinolds und seiner Brüder auch eingedenk sein in unserm Gebet und im Amte der heiligen Messe, auf daß Gott ihnen Allen wolle Gnade verleihen, daß sie von ihrem schweren Gefängniße mögen erlöst werden und einen guten Frieden mit König Karl treffen. Ich bitte daneben, Ihr wollet meiner bei dem Reinold nicht im Bösen gedenken.“ Malegys sagte: „Nun wohlan, würdiger Herr! auf Eure vorgebrachten Worte wollen wir Alles hinterlassen, was wir hierher gebracht haben.“ Also schieden Reinold und Malegys von dem Abt und zogen nach Paris; und als sie da anlangten, war es eben Sonntag, und Roland ritt gerade das Roß Beyart. — Des Morgens, als der Gottesdienst verrichtet war, ging ein Jeder zu Tisch. Indem kamen Reinold und Malegys nach Paris vor die Brücke und sahen da eine Scheuer stehen, darin viel Stroh war. Da nahm Malegys einen großen Arm voll und trug es auf die Brücke, ging darauf und sagte zu Reinold: „Ach, lieber Gesell! wie kommst Du auf dies Stroh? ich weiß, daß Dir das Stehen schwer ankommt, denn Du bist weit gegangen, sowohl als ich.“ Mittlerweile kam ein Mann daher aus der Kirche; denselben beschwor Malegys, daß er seinem Gesellen helfen wolle, daß er auf das Stroh käme, damit er sich nicht wehe thät und ausruhte. Der gute Mann that es gar gern und half ihm, daß er zu sitzen kam, denn er sah ihn für den Aermsten an, den er jemals gesehen hatte, und gab ihm auch einen Pfennig, denn es dünkte ihn, daß er wohl bedürftig sei; denselben gab er dem Malegys zu bewahren. Darnach sagte der gute Mann zu Malegys: „Freund, habt Ihr keine Herberge, so gehet mit mir.“ Da antwortete ihm Malegys: „Ja, Herr, dessen weiß ich Euch Dank; wo soll ich Euch finden?“ Der Mann sagte: „Al-

lernächst unter dem Baume findet Ihr ein Wirthshaus; da gehet ein, die Wirthin wird Euch freundlich aufnehmen.“ Malegys dankte dem Mann sehr für seine Wohlthat und sagte: „Freund, wir wollen Gott wieder für Euch bitten.“ Als Malegys mit seinem Gesellen auf der Brücke saß, hatte er ein goldenes Gefäß mit Edelsteinen, hell wie die Sonne. Da machte er einen köstlichen Trank vom allerköstlichsten Wein und allerlei Kräutern und Specereien, daß, wer von dem Tranke genoß, der mußte dem Malegys in allen Sachen unterthänig und gehorsam sein. Danach gab er dem Reinold seine goldenen Sporen wieder und sprach zu ihm: „Vetter, bindet Eure Sporen wieder an Eure Füße.“ Da sagte Reinold: „Was sollen mir die Sporen an meinen Füßen, da ich mein Roß Bayart verloren habe?“ Da sagte Malegys wieder: „Vetter Reinold! ziehet sie an und Eure Hosen darüber; ich will das Roß mit meiner Kunst Euch wieder verschaffen. Merket aber: die beiden erstenmale, daß Ihr auf das Roß gehoben werdet, sollet Ihr allemal wieder auf der andern Seite herunter fallen; doch das drittemal, wenn sie Euch wieder darauf helfen, so bleibet fest darauf sitzen!“ Als Malegys den Reinold so unterrichtet hatte, wie er sich verhalten sollte, kamen die Herren vom Hof mit einer großen Menge von Adel und Unadel, groß und klein, sammt vielen Frauen; danach die Ritter, einer nach dem andern, gar herrlich geziert auf ihren Pferden. Auch standen da viele ehrbare Leute und besahen die Ritterschaft. Da sagte einer zu dem andern: „Saget mir doch, welcher ist der schönste und trefflichste unter den Rittern, die Ihr jetzt habt sehen über die Brücke reiten, oder der noch darüber reiten wird?“ — „Das ist Roland, sagte der, welcher gefragt worden war, der den Ferragu erschlagen hat!“ Da sagte eine der Frauen: „Nein, der schönste ist Olivier!“ — „Ach nein, sagte eine Dritte, es ist der Herzog von Bayerland!“ Diese Worte hörte eine andere, die dabei

stand und nicht von der Gesellschaft war, die sprach: „Ich sage Euch in Wahrheit, ich weiß noch einen andern; wenn der hier wäre, der übertrifft die Andern alle an Schönheit und ritterlichen Thaten!“ Da fragten die andern Damen, wer das wäre? Darauf antwortete die Dame: „Ach, den kennet Ihr nicht! er ist Reinold genannt; der darf nicht ins Königreich kommen; wenn er aber hierher kommen dürfte, ich sage Euch gewiß, er wäre der schönste und vortrefflichste von allen die heut über die Brücke geritten sind und noch darüber reiten werden!“ Dies ganze Gespräch der Frauen hörte Reinold an und mußte lachen. Das erzürnte Malegys, er stieß den Reinold an und sagte: „Vetter, Ihr müßt nicht lachen.“ Da sagte Reinold: „Ach, Vetter, verzeihet mir! das Gerede der Frau machte mich lachen!“ Als nun die Ritter alle über die Brücke waren, kam der König auch mit Roland, neben dem das Roß Beyart geführt ward von den Knechten, denen es bei hoher Strafe anbefohlen war, darüber zu wachen. Als König Karl nun auf die Brücke kam, sah er den Malegys und Reinold und zwischen ihnen ein schönes goldenes Gefäß. Da sagte er zu Roland: „Sehet, Vetter! da zwischen den zween Pilgrimen steht ein goldenes Gefäß, welches über die Maßen wohl gefertigt ist; ein solches könnte ich nicht für tausend Dukaten machen lassen!“ — „Das ist wahr, sagte Roland; wir wollen fragen, wo sie die Schüssel her haben.“ Damit ritten sie zu den Pilgrimen, und Beyart ward vor ihnen hergeführt. Das Roß schnoberte den Pilgrim an und erkannte den Reinold, daß er sein Herr war, stellte sich auch gar freundlich gegen ihn. Da fragte der König den Malegys: „Freund, woher kommt Euch das schöne Gefäß? das möchte ich wissen!“ Da antwortete Malegys: „Gnädiger Herr, fürwahr! man findet überall Gutes genug. Wenn ich gewußt hätte, daß ich meine Schüssel unter diesem Volke verlieren sollte, ich würde sie nicht hergesetzt haben; ich

hoffe, in Euer Majestät Lande wird der Arme beschützt, wie der Reiche mit seinem großen Gut.“ Der König fragte abermals, wie er zu der Schüssel käme, denn er wolle es wissen. Da antwortete Malegys: „Gnädiger Herr! das Geld, welches ich darum gegeben habe, das ist vor eilf Jahren in Kirchen und Klöstern von mir zusammengebettelt worden, und ich habe dasselbe weihen lassen. Dieses Gefäß aber ist der heilige Graal, welcher ist gebraucht worden am grünen Donnerstag, als der Herr das Abendmahl mit seinen Jüngern genoß, und der Papst zu Rom hat Messe darüber gelesen und gab dem Gefäße die Macht, wer daraus ein Süpplein isset, der wird aller seiner Sünden los und wenn er schon bis über die Ohren darin steckte, gleichwie Maria Magdalena geschah, als sie die Füße unsers Herrn mit ihren Zähren benetzte und mit ihrem Haar trocknete.“ Darauf sagte der König zu Roland: „Merket, Vetter Roland! dieses sind gewiß zwei Engel von Gott gesandt, denn das stumme unverständige Thier erzeigt ihnen Ehrfurcht.“ Malegys verstand diese Worte, nahm einen Prügel und schlug auf das Roß Beyart, daß es aufsprang. Da fragte der König den Pilger: „Warum schlaget Ihr das Roß?“ Da sagte Malegys: „Es kam uns zu nahe! wenn ichs nicht geschlagen hätte, würde es meinem Gesellen Leids gethan haben; bitte deswegen, es ein wenig zurück zu führen, weil wir uns davor fürchten.“ Da ließ der König das Roß hinter sich führen und begehrte, daß Malegys ihm ein Schnittlein aus dem heiligen Gefäße gäbe, auf daß er der Sünden entledigt werde, damit er behaftet sei, und bot ihm dafür einen goldenen Pfennig. Malegys sagte: „Das steht nicht in meiner Macht; es sei denn, daß Ihr mir den König weiset.“ Der König antwortete: „Man sagt, daß ichs bin!“ Da sagte Malegys: „Gnädiger Herr! so bitte ich um Verzeihung, daß ich so ungeschickt gegen Euer Majestät geredet habe, denn ich habe Euch nicht gekannt.“ Der König

sagte: „Mein Freund, warum sollt ich Euch das übel deuten? Ich begehre allein von Euch ein Schnittlein aus dem geweihten Gefäß; ich will Euch dasselbe mit einem goldenen Pfennig erstatten.“ Da antwortete Malegys: „Gnädiger König! das darf ich nicht thun; es sei denn, daß Ihr denen Allen verzeihet, die Euch jemals erzürnt oder beleidigt haben. Euer Majestät weiß wohl, daß Christus auch denen Allen vergeben hat, die ihm den Tod angethan haben am Stamm des Kreuzes.“ Der König sprach: „Freund, das ist wahr! Aber Reinold hat mir soviel Uebels gethan, daß ichs ihm nicht vergeben kann, und sonst noch ein Mann, genannt Malegys, welcher mit der schwarzen Kunst umgeht; denselben kann ich auch nicht in meinem Königreich leiden; und wenn ich sie Beide gefangen hätte, wollte ich sie aufhenken lassen. Nun saget mir, Pilger, was ist das für einer, der da bei Euch ist?“ Malegys sagte: „Er ist taub, stumm und blind.“ Da sagte der König: „Gib mir ein Süpplein aus dem Gefäße, zur Vergebung meiner Sünden!“ Malegys sagte zu ihm: „Herr König! hier liegt mein armer Bruder, der in funfzig Tagen nicht gesehen, gehört noch geredet hat. Solch Unglück bekam er in einer Nacht in einem Hause, darin wir zur Herberge lagen, und vorgestern kamen wir zu einer weisen Frau. Die sagte zu ihm: Sie wüßte keinen bessern Rath, der ihm helfen würde, denn allein, wenn er käme an den Ort, da man das Roß Beyart reiten würde, daß er dasselbe auch reiten möchte; das soll ihm helfen von all seinem Elende.“ Da sagte der König: „Freund, da wäret Ihr zur guten Stunde hierher gekommen! denn Beyart wird hier geritten werden. Aber ich sage Euch noch einmal: gebt mir ein Süpplein aus dem Gefäß, so will ich Euren Gesellen das Roß Beyart reiten lassen.“ Malegys, diese Worte hörend, sagte: „Herr König! es soll geschehen. Euer Majestät weiß wohl, daß Christus zu Bethlehem geboren ist in armer Gestalt und in schlechte Leinwand

gebunden ward; solches that seine Demüthigkeit, weil Gott wollte haben, daß der Mensch allen Hochmuth und Pracht meiden und demüthig sein solle.“ Der König sagte: „Freund, das ist wahr!“ Da sagte Malegys wieder zum Könige: „Euer Majestät lasse auch die Knechte, so dahinten stehen, ein Süpplein nehmen; dann will ich es Euer Majestät auch vergönnen.“ Der König sagte: „Pilger, ich bins zufrieden und laß es geschehen!“ Drauf befahl er sogleich, daß die Knechte vor ihm nehmen sollten, wie sie auch thaten. Sie kamen Alle zu Malegys mit gefaltenen Händen und begehrten, daß er ihnen das Süpplein reiche; aber sie wußten nicht, was sie thaten. Danach kam der König auch in großer Andacht und empfing ein Süpplein, in der Meinung, daß ihm seine Sünden dadurch ver-

geben sein sollten. Als dies verrichtet war, ließ der König das Roß Beyart außerhalb Paris bringen, an den Ort, wo man es reiten sollte; dahin kamen die Pilger auch mit großer Mühe und

Arbeit, wie es das Ansehen hatte. Wie sie nun auf dem Wege waren, sagte der König zu Roland: „Lieber Vetter! ich bitte, Ihr wollet diesen kranken Pilger auf Euer Roß sitzen lassen, daß er das reite, so wird er durch Gottes Hilfe gesund werden und Ihr verdienet Gottes Lohn daran.“ Roland sagte: „Ja, gnädiger Herr König! das will ich gern thun;“ — nahm sogleich den Pilger in seine Arme und hob ihn auf das Roß; aber der fiel von der andern Seite wieder herab, welches Roland von Herzen leid war. Er half ihm wieder auf das Roß, aber der Pilger fiel abermals an der andern Seite herunter. Als Malegys dies sah, sagte er: „Ach, Herr! Ihr thut große Sünde, daß Ihr den armen Mann so hart fallen lasset und treibet mit ihm Eure Kurzweil; das Roß ist hoch, fällt er nochmals herunter, so ist er todt.“ Als der König hörte, daß Jener so oft von dem Rosse gefallen war, sprach er zu Roland: „Ich bitte Euch, Vetter! haltet den Pilger doch fest, daß er nicht mehr fällt, er möchte sonst sterben.“ Roland nahm ihn auf und setzte ihn wieder auf das Roß; da blieb er darauf sitzen. Als nun Reinold auf dem Rosse war, setzte er seine Füße in die Stegreifen, so von Gold gemacht waren, damit er fest sitzen konnte, und sprach zu den Knechten, welchen das Roß befohlen war: „Ich möchte gern einmal allein reiten!“ Da befahl der König, man solle den Pilger allein reiten lassen. Als Malegys hörte, daß sein Gesell wieder reden konnte, dankte er Gott, und fragte ihn, ob er auch sehen und hören könne? „Ja, sagte er, ich bin von meiner Krankheit und Mängel allen gesund worden.“ Als der König das hörte, sagte er zu dem Bischof Turpin: „Herr Bischof! laßt uns Gott zu Lob eine Procession mit Kreuz und Fahnen halten, daß Gott der Herr diesen elenden Menschen durch Reitung des Pferds hat gesund werden lassen, denn es ist ein großes Wunderwerk!“ Als Reinold nun auf dem Roß Beyart saß, brauchte Malegys seine Kunst, so daß Reinold wieder zu seinen

vorigen Kräften kam; und wie Reinold merkte, daß man nicht so sehr Achtung auf ihn gab, stieß er das Roß mit den Sporen. Das Roß merkte alsbald, daß sein Herr wieder auf ihm saß, schickte sich zum Laufen an und sprang wohl zwölf Fußwegs weit. Als das die Knechte sahen, denen das Roß befohlen war, erschraken sie und fürchteten, sie müßten es mit dem Halse bezahlen. Malegys, dies sehend, erzeigte sich gar traurig und stellte sich gar übel, schlug sich mit Fäusten, raufte sich die Haare aus und rief: „O gnädiger Herr und König! mein Gesell ist auf Euer Roß gesessen; ich fürchte, er wird den Hals brechen, denn es stellet sich gar wild mit ihm!“ Als der König sah, daß Malegys sich so übel befand, befahl er in der Eil den zwölf Genossen, sie sollen das Roß mit dem Pilger einholen und ihm davon helfen. Da ritten sie Alle zu Pferd dem Pilger nach; Roland und Ogier waren die Ersten, danach kam der Herzog von Baierland mit Samson, und folgends die andern Herren. Sie meinten den Pilger zu erlangen, wußten aber nicht, daß es Reinold war. Reinold, dies merkend, sah sich oftmals um, ob sie ihm folgten, und redete bei sich selbst: „Ach, daß ich wüßte, ob meine Verwandten mir in guter oder böser Meinung folgten! ich sollte mich lieber gegen sie setzen, wie gegen einen Fremden;“ zog sein Schwert aus und hielt das Roß so lange still, bis sie zu ihm kamen. Da rief er ihnen zu und fragte: „Saget, Ihr Herren! habt Ihr mir den Tod geschworen, daß Ihr mir also nachjaget? das offenbaret mir alsobald!“ — Da erkannten sie ihn und sagten: „Nein!“ Indem sagte Roland: „Vetter Reinold, wir haben nicht gedacht, daß wir Euch allhier finden sollten!“ Der Bischof Turpin verwunderte sich auch und sagte: „Seid mir willkommen! lieber Reinold; wie kommt Ihr hierher?“ Reinold dankte ihm und sprach: „Dies ist Gott gefällig gewesen.“ Da kam Olivier auch, verwunderte sich und sagte: „Vetter Reinold, ich bin wohl zufrieden und danke Gott

daß ich Euch noch gesund finde!" Letztlich kam Ogier und sprach: „Lieber Vetter, nun saget mir doch, wer ist der andre Pilger, der bei dem König geblieben ist?" Reinold antwortete ihm und sagte: „Es ist mein Vetter Malegys und ist eben der Rechte, denn er treibt nur seinen Spott mit dem König!" Da rief Reinold die Herren zusammen und bat erstlich Roland, daß er den Malegys bei dem König nicht angeben sollte; danach begehrte er vom Bischof Turpin und den andern Herren, daß sie seine Brüder, die noch in des Königs Hand gefangen seien, in ihren Schutz nehmen und nicht zulassen wollten, daß sie umkämen oder nach dem Galgen geführt würden. Als Foukons Sohn dieses hörte, sagte er: „Reinold, ich will Dich jetzt unserm König gefangen liefern, der soll Dich und Deine Brüder morgen henken lassen!" Reinold sagte: „Davor behüte mich Gott!" zog sein Schwert aus und schlug ihm den Kopf ab. Darüber lachte Roland und sagte: „Habt Dank, Vetter, Ihr habt ihm recht gethan und er hat seinen rechten Lohn bekommen." Nach diesem nahm Reinold Urlaub von den Herren und befahl sie dem lieben Gott, und stellte seine Brüder in Gottes und ihre Gewalt; „und meinen Vetter Malegys, sagte er, befehl ich Maria der Mutter Gottes, denn ich darf hier nicht länger bleiben!" Also schied er von ihnen weg und ritt nach Montalban.

Wie die drei Kinder Heymons zu Paris sollten gehenkt werden, die Herren von Frankreich solches aber nicht zugaben, und endlich jene durch Malegys befreit wurden.

Als die Herren von Reinold geschieden waren, ritten sie wieder zum König und beschlossen auf dem Wege, was sie dem König für einen Bescheid bringen und sie sagen wollten, daß es ihnen ergangen wäre. Als sie nun zum Könige kamen, war er wohl zufrieden, da er sie sah, und fragte sie gleich, ob sie das Roß Beyart mitbrächten? Roland sagte: „Nein, gnädiger

Herr und König!" Indem sah der den Schildknecht, der todt auf einem Pferde daher gebracht wurde, und fragte: „Wer ist der, den Ihr todt daher bringet? ists der kranke Pilger, der auf dem Roß Beyart geritten hat?" Roland sagte: „Nein, Herr König! es ist Foukons Sohn von Morlin." Der König fragte: „Wer hat ihn getödtet?" Roland sagte zum König: „Das hab ich gethan!" Da sprach der König: „Lieber Vetter, das ist nicht recht!" worauf Roland antwortete: „Euer Majestät ist das Roß Beyart wohl bekannt; wenn es anfängt zornig zu werden, so ist es so bös, daß man es nicht bezwingen kann. Wir waren ihm so nah, daß wir meinten, wir hätten es gewiß in unsern Händen gehabt; da kam der Schildknecht und wollte allein die Ehre haben, zog sein Schwert aus und griff nach Beyart, und als es das bloße Schwert sah, floh es und lief hinweg, als wenn es unsinnig wäre. Also verloren wir es zwischen zweien Wäldern und einem Ackerland; darum erzürnte ich und schlug den Schildknecht todt." Als der König das hörte, sagte er: „Vetter Roland, Ihr habt nicht unrecht daran gethan! es war gar eine Vermessenheit, daß er vor Euch Allen das Pferd allein fangen wollte, das ihm doch unmöglich gelingen konnte; doch wäre mirs lieber, es wäre nicht geschehen!" Als der König ausgeredet hatte, sagte Roland zu ihm: „Herr König, ich begehre, Euer Majestät wolle die Knechte alle, denen das Roß befohlen war, aufhenken lassen! denn sie sind Ursache, daß es uns entkommen ist." Da ließ der König die Knechte zur Stund aufhenken. Danach ging Malegys zum König und sagte: „Ach, wie ist mir geschehen! mein Gesell ist auf das Roß gesessen, ich fürchte, er wird herunter gefallen sein und sterben. Dieses bekümmert mich gar sehr; ich will eine Wallfahrt über See thun und für seine Seele bitten, daß Gott der Herr ihr wolle gnädig sein!" Und so stellte er sich gar traurig. Als der König des Malegys Elend und Jammer ansah, tröstete er ihn und sprach:

„Freund, seid zufrieden! ich will Euch in ein Kloster thun, daß Ihr Euer Lebelang erhalten werden sollt; und so ich vernehme, daß Euer Gesell todt geblieben ist, will ich alle Tage zur Ehre der Mutter Gottes eine Messe für seine Seele lesen lassen.“ Malegys dankte dem König und sagte: „Ich kann nicht länger bleiben.“ Damit nahm er Urlaub vom König, und dieser befahl seinem Schaffner, er solle dem Malegys hundert Dukaten in Gold geben, die solle er als ein Geschenk nehmen. Malegys nahm sie und zog von Paris. Als dies sich nun also zugetragen hatte, ließ der König seine Edelleute und alle seine Räthe zusammenkommen und sagte: „Ihr Herren, ich gebe Euch zu verstehen und schwöre bei meiner Krone, ich will Gericht haben über die, welche meinen Sohn so mörderischer Weise erschlagen haben!“ Alsbald ließ er des Reinolds Brüder aus dem Gefängnisse bringen und hieß ihnen ihr Angesicht bedecken und ihre Hände binden, als ob sie Diebe gewesen wären, und wollte sie hinrichten lassen. Als der Bischof Turpin dies sah, erbarmte er sich über sie und sagte: „Herr König, ich bitte, Ihr wollet unsere Vettern erstlich vor Gericht und vor die Schöppen kommen lassen, denn es ist ja Euer eigen Fleisch und Blut!“ Da sagte der König: „Herr Bischof, durchaus nicht! Ich will, daß sie heut sterben sollen, denn sie haben mir meinen Sohn erschlagen und müssen nach ihren Werken den Lohn empfangen!“ Der Bischof sagte: „Herr König! diese Herren hier sind ihnen fast alle verwandt und ich zweifle nicht, sie werden es ungern sehen, daß man sie aufhenke, und Undank werdet Ihr haben, wo Ihr solches geschehen laßt!“ Der König fragte: „Herr Bischof, wollt Ihr Euch gegen mich auflehnen?“ — „Nein, sagte der Bischof, aber wir wollen nicht verwilligen, daß sie gehenkt werden sollen!“ Der König sagte: „Ich will sie doch henken lassen, und will sehen, wer mirs wehren wird!“ Der Bischof sprach weiter: „Ich glaube nicht, daß es die Herren werden

zulassen, denn sie sind ihnen schier alle verwandt.“ Da rief der König Foukon von Paris zu sich und sagte: „Was rathet Ihr mir, soll ich meine Vettern henken oder soll ich sie leben lassen?“ Foukon sagte zum König: „Großmächtigster König! dazu seid Ihr selbst klug und verständig genug. In Betracht, daß sich Bischof Turpin Euer Majestät widersetzt, und Ihr sie nicht henken laßt, so wird man sagen: „Der König hat es durch Zwang nicht thun dürfen.“ Als der König dieses hörte, ergrimmte er noch mehr und schwur noch einmal bei seiner Krone und sagte: „Nun sollen sie sterben, es koste auch was es wolle!“ — Aber der Schwur war ihm hernach von Herzen leid. Als der Bischof diese Worte vom Könige hörte, ward er zornig und sagte: „Nun wohlan, gnädiger Herr und König! es ist unser Aller Wille und Meinung, daß Euer Majestät den vier Brüdern, unsern Vettern, das Leben lassen soll, es sei Euer Majestät lieb oder leid!“ Der König versetzte dem Bischof: „Wie, wollet Ihr Euch gegen mich auflehnen und Euch wider mich setzen?“ und schlug hierauf nach dem Bischof. Der Bischof, dies ersehend, nahm den König bei dem Hals und würgte ihn beinahe zu Tode; aber die Andern fielen dazwischen und brachten sie von einander. Der König ward gar zornig und sagte: „Nun will ich sehen, wer Diejenigen sind, die mir absagen und mit Euch leben und sterben wollen!“ Als der Bischof das hörte, sprang er auf die Seite und sagte: „O Ihr Herren und Freunde, die Ihr es mit mir treu meinet und nicht von mir weichen wollt, stehet mir in meiner Noth bei! denn in der Zeit der Noth erkennt man einen Freund.“ Als der Bischof diese Worte geredet, sprang zu ihm von dem Könige Graf Aymerich, Arnolds Sohn von Mailand; nach ihm Herr Arnold selbst, ein stolzer und gewaltiger Ritter; nach ihm der Herzog von Burgund, der sagte: „Herr Bischof, wir wollen Euch helfen und beistehen mit Leib und Gut gegen Alle, die Euch anfechten werden! seid deshalb

nicht traurig.“ Ihm folgte Richard von der Normandie, Ogier, ein gewaltiger Ritter, der Herzog von Balmon und seine zwei Söhne Bertram und Richard; danach Graf Olivier von Genua und der stolze Roland, und noch etliche Andere mehr. Als die Herren nun an des Bischofs Seite standen, sagten sie Alle mit lauter Stimme: „Seid nicht traurig, Herr Bischof! wer Euch jetzt was zu Leide thut, der soll es uns thun, und sollt es unser Leben kosten!“ Als der König das sah, sprach er zu Roland: „Vetter, wie geht dies zu? ich meinte, wenn mir Alle abfallen, so würdet Ihr bei mir bleiben? Ich sehe wohl, ich habe Euch also lange vergebens an meinem Hof behalten und habe Euch allen andern Herren vorgezogen und mein Vertrauen auf Euch gesetzt; Ihr aber lasset mich in der Noth stecken; das hätte ich Euch nicht zugetraut!“ Da sagte Graf Roland: „Gnädigster Herr! dies achte ich durchaus nicht. Euer Majestät sollte sich billig schämen vor der ganzen Welt, daß Ihr diese drei Herren hinrichten wollet, so doch vom königlichen Geblüt und Eure Verwandten sind.“ Da rief der König Foukon von Paris und sagte: „Foukon, was saget Ihr dazu? soll ich meine Vettern losgeben oder nicht?“ Foukon sagte: „Euer Majestät ist klug und verständig genug. Sehet Ihr nicht, daß Eure nächsten Freunde sich gegen Euer Majestät waffnen und dem Bischof zufallen? Im Fall ihr die drei Herren losgebet, so wird man sagen, Ihr habt sie nicht richten dürfen, durch Zwang Eurer Räthe, und also müssen laufen lassen.“ — „Das ist wahr!“ sagte der König. Als Ogier die Worte von Foukon hörte, ward er zornig, sprang hervor und schlug dem Foukon ins Gesicht, daß er vor des Königs Füße fiel, als ob er todt wäre, und sprach: „Ei, Du falscher Rathgeber und böser Tyrann! willst Du das Blut dieser drei Herren und siehest, daß wir es nicht begehren? Du sollst den Tag nicht erleben!“ ging dann zu den drei Brüdern, löste ihnen ihre Hände und entblößte ihr Gesicht, und

wollte sie nicht länger also gebunden sehen. Da fragte der Bischof: „Wer will nun diese drei Herren henken? Ich glaube, es wird Niemand so keck sein!“ Der König sagte zu dem Bischofe: „Ihr seid sehr trotzig gegen mich!“ Der Bischof sprach: „Herr König! ich habe Euer Majestät zuvor gesagt und sag es noch: wenn ich mich gegen Euer Majestät sperren wollte, so wollte ich durch meine Gunst, die ich habe, Euch Land, Leut und die Krone abzwingen!“ Als der König das hörte, ward er zornig und beklagte sich dessen vor seinem ganzen Rath. Als der Bischof sahe, daß der König sich so sehr beklagte, ließ er die Herren wieder binden, wie sie zuvor gebunden gewesen waren, und lieferte sie also in des Königs Hand und sagte: „Gnädiger Herr und König! da habt Ihr Eure Gefangenen wieder, thut nach Eurem Gefallen; aber ich rathe Euer Majestät, laßt sie los um das, was Reinold für sie geboten hat!“ Da sagte der König: „Ach, die Allerliebsten, auf welche ich mich verlassen, weichen nun von mir! wie ist mir also geschehen?“ Da sagte Roland: „Fürwahr! Herr König, ich thue das nicht, daß ich von Euch abweiche! wollet Ihr gegen die Türken und Heiden streiten, so will ich Euer Majestät nicht verlassen, will auch noch getreuer sein, als vorhin; ich will allezeit vorn und nicht der Hinterste sein und Euch dienen!“ — Hierauf bedachte sich der König und sagte: „Habt Ihrs gehört, Herr Bischof? heut sollen meiner Schwester Kinder sterben, denn ich will meinen Sohn gerochen haben, ich kann solche Schmach nicht vergessen! Ein Knecht schlägt bisweilen so harte Streiche als sein Herr!“ Roland, dies vom König hörend, sprach: „Wie, Herr König! sollen Eure Knechte gegen mich streiten?“ Als nun Foukons Knecht sein Schwert zog, schlug ihm Roland alsbald das Haupt ab und sprach.: „Herr König, lasset Eure Knechte nicht gegen mich streiten, ich werde sie alle erschlagen, die im Königreich sind!“ Als der König sah, daß er nichts ausrichten konnte, weder mit

Güte noch Gewalt, schwieg er eine Weile still, bedachte sich, wie er sich am besten rächen könnte, und sagte endlich: „Ach, Ihr Herren, wie thut Ihr so übel! ich verwundere mich, daß Ihr Euch wider mich also aufführet, daß ich meinen geschwornen Eid nicht vollführen kann, daß ich meiner Schwester Söhne tödten lasse und also räche das Blut meines Sohnes, den sie so jämmerlich erschlagen haben!" — Ueber diese Rede ward er selbst ein wenig bestürzt, doch sagte er weiter: „Ich habe gemeint, Ihr solltet mir in solchem Falle beigestanden haben." Hierauf sagte der Bischof: „Gnädiger Herr und König! Euer Majestät erzürne sich nicht über uns, daß der Eid, den Ihr geschworen, nicht vor sich gehet; es ist schon zweimal geschehen, daß Ihr einen Eid gebrochen habt, darum achten wir es nicht hoch, ob er für diesmal auch gebrochen wird." Der König sagte: „Hab ich das gethan, so ists mir leid; da weiß ich nichts davon." Der Bischof sagte: „Ich will es Euch wohl sagen: gedenkt Ihr nicht, daß Ihr im zornigen Muthe bei Euer königlichen Krone schwuret, Ihr wolltet Amalis von Olinde henken lassen, weil er Euer Majestät Tochter verführt hatte? und nun ist er Euer allerliebster Sohn und habt ihm Eure Tochter zum Gemahl gegeben und dazu noch Land und Leute." Als der König dies hörte, sagte er zu dem Bischofe: „Herr Bischof, ich gebiete Euch bei meiner Krone, lässet die Worte bleiben und streitet nicht länger gegen meine Person, denn ich sehe wohl, Ihr gewinnet mir Land und Leute ab!" Da sagte Roland: „Herr König! ich rathe Euer Majestät als ein Freund: haltet die Herren alle drei noch ein wenig gefangen; Euer Majestät mag sich noch etwas bedenken, daß Alles noch zum Besten dienen kann!" — „Das will ich thun, Roland!" sagte der König. Darauf wurden die Brüder wieder ins Gefängniß geführet, welche in großer Gefahr ihres Lebens gestanden waren, und also schied die Versammlung von einander und der König ging in seine

Kammer, und waren alle Dinge also für diesmal zufrieden gestellt. Als dies nun sich also zugetragen hatte, kam Malegys wieder gen Paris, um des Reinolds Brüder auch zu erretten aus ihrem Gefängniß, denn sie meinten alle Stunde, sie müßten sterben. Er ging deshalb nach dem Palast in das Gefängniß, erwies daselbst seine Kunst, daß die Fallbrücke niederfiel und das Thor sich eröffnete, und ging zu den Gefangenen. Hier brauchte er seine Kunst abermals, und die Schlösser des Thurms zersprangen. Da ging die Thür entzwei und Malegys ging zu den Gefangenen hinein, nahm Adelhart bei der Hand und zerbrach die Ketten, mit denen sie geschlossen waren. Aber die Brüder wußtens nicht, daß es Malegys ihr Vetter war, sondern meinten, daß es des Königs Diener wären, welche kämen, um sie heimlich umzubringen. Darüber waren sie sehr traurig, und Adelhart sagte: „Edler Bruder Reinold, wir müssen jetzt scheiden, wir sehen einander nimmermehr, denn der König will uns jetzt tödten lassen; Gott wolle unsere Seele in sein ewig Reich nehmen!" Die Andern, als Rittsart und Writsart, fingen an gar bitterlich zu weinen und klagten: „Ach, es ist nun um unser Leben gethan!" Malegys hörte dies bitterliche Weinen und Grämen, erbarmte sich ihrer und sagte: „Liebe Herren, seid zufrieden und erschrecket nicht, es hat keine Noth! ich bin Malegys, Euer Vetter, ich will Euch aus dem Gefängniß führen." Als die Brüder dieses hörten, waren sie sehr froh. Hierauf sagte Adelhart: „Lieber Vetter! ohne Eure Hilfe stehet unser Leben in der Hand des Herrn und Königs Karl; wir bitten, Ihr wollet uns helfen!" Darauf nahm sie Malegys bei der Hand und führte sie aus dem Gefängniße bis an die Brücke der Stadt Paris, und sagte: „Ich habe übel gethan, daß ich Euch aus dem Gefängniß geführt habe ohne Wissen des Königs; ich will hingehen und es ihm anzeigen und Erlaubniß von ihm begehren." Da sagte Adelhart: „Vetter, ich bitte Euch,

lasset uns gehen! denn ich weiß, es wird Euch keine Erlaubniß gegeben." Malegys aber ließ die Herren alle drei daselbst stehen und ging zum Könige bis vor sein Bett und sagte: „Herr König! Gott gebe Euch einen guten Tag und Gott wolle Euer Seelen Geleitsmann sein, wenn sie aus diesem Jammerthal scheiden wird! Ich kann nicht unterlassen, Herr König! Euch wissen zu lassen, daß ich meine Vettern aus dem Gefängniß geholt habe, und sie hinweggeführt bis an die Brücke vor Paris, es gehe wohl oder übel. Nun bitte ich, gnädigster Herr und König! Ihr wollet mir erlauben, daß ich sie weiter darf hinwegführen nach Montalban. Daselbst werden sie Euch keinen Schaden mehr zufügen, vielweniger Euer Majestät daselbst fürchten." Als der König dies im Schlafe hörte, antwortete er: „Nehmet Eure Vettern und thut damit was Euch gefällt!" wußte aber selbst nicht, was er geredet hatte. Als Malegys diese Worte vom König gehört, war er wohl zufrieden und sah sich um nach des Königs Krone, und nahm sein Schwert

mit sich und ließ den König zusehen; brachte also die drei Herren sammt der Krone nach Montalban. Als nun Reinold seine Brüder sah, sprang er vor Freuden auf und dankte seinem Vetter freundlich. Reinold und seine Brüder blieben sammt dem Malegys zu Montalban bei einander. — Nachdem Malegys vom Könige fort war, schlief dieser wieder ein; und als er erwachte, wußte er nicht, ob er jenes Alles von Malegys gesehen und gehört hätte, oder ob es ihm nur im Traume so vorgekommen wäre. Er ging also, sobald er angekleidet war, nach dem Gefängniß, um zu sehen, ob es wahr, oder ob es ein Traum gewesen wäre. Als er dahin kam, fand er das Gefängniß offen und die Gefangenen waren heraus. Da ward er sehr zornig und ging wieder nach seinem Gemach; unterwegs kam ihm Roland entgegen und grüßte den König, und sagte: „Gnädiger Herr und König, zu guter Stunde seid Ihr also früh aufgestanden!" Da sagte der König zu Roland: „Liebster Vetter, gehet mit mir; ich muß Euch ein Unglück klagen, so mir diese Nacht widerfahren ist. Vergangene Nacht, als ich im Schlaf war, kam der Betrüger Malegys zu mir, so ich recht weiß, und sagte zu mir: er hätte Reinolds Brüder aus dem Gefängniße genommen; und er bat mich um Erlaubniß, daß er sie nach Montalban führen möchte, daß sie mich nicht fürchten sollten; und ich meinte, er stände vor mir, und gab ihm Urlaub, sie hinweg zu führen. Ich sah auch, daß er meine königliche Krone sammt meinem Schwerte zu sich nahm, und fürchte, ich werde es nimmer wieder bekommen." Roland antwortete dem König: „Herr König! habt Ihr Malegys Urlaub gegeben und nehmet es ihm nun für übel? was ist das?" Der König sagte: „Roland, höhnet Ihr mich und treibet Euern Scherz mit mir? das soll mich bald verdrießen!" Hiermit gingen sie mit einander in des Königs Kammer, und der König war sehr übel zufrieden wegen seiner Gefangenen.

Wie der König Karl seine Krone bei einem Rennen zu Pferde als Preis aussetzte, und Reinold mit List nach Paris kam und die Krone gewann.

Es währte nicht lange, da kam dem großen König Karl Botschaft, daß die Stadt Köln von den Heiden belagert würde. Da gab der König dem Grafen Roland ein stattliches Heer und schickte ihn wider die Heiden, und es gingen aus freien Stücken noch mit ihm Herr Oliver, Ogier, der Herzog von Baierland und viele Andere mit großer Mannschaft von den Herren am Hofe König Karls; und er mochte ihre Treue und Tapferkeit aufs Neue erproben, denn sie schlugen die Heiden auf das Haupt. Herr Roland besonders that große Thaten und erschlug den heidnischen König selbst, worauf die Heiden alle die Flucht ergriffen. Es entkamen ihrer aber nur wenige. Als nun die Herren wieder zu Hofe kamen, da empfing sie König Karl gar freundlich und alle lobten den starken Roland und sagten, welche Wunder von Tapferkeit er verrichtet habe. Nur an Einem habe es ihm gefehlt, daß er noch viel mehr Thaten vollbracht hätte, nämlich an einem Rosse, so seiner Stärke gemäß gewesen wäre. Als der König das hörte, stand er in Sorgen, wo man ein Pferd bekommen möchte, so Roland recht wäre und darauf er sich verlassen könnte. Wie nun der König nicht wußte, woher ein solch Roß zu bekommen wäre, das dem Roß Beyart an Kraft und Stärke ähnlich, auch in Geschwindigkeit gleich wäre, so wurde ihm von dem Ritter Dunay gerathen, er solle seine Krone, die er sich erst neu hatte machen lassen, als ein Kleinod aussetzen, und in seinem ganzen Land ausschreiben: wer Lust und Belieben trüge, mit seinem Pferd um die Krone zu rennen, der sollte sich nach Paris verfügen, da wolle der König die Krone aussetzen; und welcher der Erste mit seinem Pferd an dem Ziel wäre und die Krone erreichte, dem wolle er sie viermal mit rothem Gold abkaufen, sammt dem Roß, mit welchem er sie erlanget, und reichlich bezahlen. Dieser Rath gefiel dem Könige wohl und er

gedachte: so möchte er das beste Pferd bekommen, das im ganzen Königreich wäre, damit Roland der Gewalt, die Reinold üben möchte, widerstehen und ihn von Frankreich abhalten könnte. Er setzte daher die Krone zu einem Kleinod, und befahl daneben: es sollte sich ein Jeder auf das Allerbeste gebrauchen und sich mit dem besten Pferde versehen, das er haben könnte. Dies erfuhr Reinold von einem Freunde, den er in Frankreich hatte. Derselbe kam in aller Eil zu ihm nach Montalban und sagte: „Herr Reinold, ich thue Euch zu wissen, daß der König seine Krone zum Kleinode zwischen Montalban und der Seine ausgesetzt dazu alle Ritter berufen, mit den besten Pferden zu Paris zu erscheinen und ihr Bestes zu thun mit Rennen, um die Krone zu gewinnen; und solches thut er in der Meinung, daß er das beste Roß bekäme, um Euch damit zu bezwingen und aus dem Lande zu halten." Reinold sagte: „Freund, schweige davon still! so es meinem Vetter Malegys dünket rathsam zu sein, so will ich nach Paris reiten und das Kleinod gewinnen; denn ich weiß, er findet kein Roß, das meinem gleich ist mit Laufen und Springen." Dieweil er also mit diesem redete, kam Malegys dazu, und Reinold sagte ihm, was der Freund ihm hinterbracht hatte. Malegys sagte: „Wo meinte der König ein solch Roß zu finden, das dem Beyart gleich kommt mit Laufen und Springen? das ist ihm nicht möglich. Darum rathe ich Euch, Vetter Reinold, daß Ihr dahin ziehet, und nehmet Eure Brüder sammt Eurem Volk mit Euch, damit Ihr desto besser verwahrt seid, und sehet, daß Ihr die Krone davon bringet! ich will auch selber mitreiten." Da ließ Reinold das Roß Beyart satteln, und sie rüsteten sich in aller Eil und zogen dahin. Als sie gen Orleans kamen, fragte Malegys nach der besten Herberge; sie stiegen von ihren Pferden und gingen hinein. Als es nun Essenszeit war, wuschen sie ihre Hände und setzten sich zu Tisch und befahlen, daß man den Pferden ihre Gebühr auch geben

sollte; saßen also und waren fröhlich, denn es war da kein Mangel. Als die Mahlzeit zu Ende war, ging ein Jeder lustwandeln, wie es ihm wohl gefiel; aber Malegys und Reinold gingen in einen Kräutergarten, darinnen allerlei Kräuter und Blumen standen. Da suchte Malegys etliche Kräuter, die ihm nöthig waren, und stieß sie zusammen in einem Mörser; den Saft nahm er und bestrich Reinold den ganzen Leib damit. Als er also bestrichen war, veränderte Reinold die Farbe und sah viel jünger aus, als er war, also, daß man ihn nicht erkennen konnte. Als Adelhart, des Reinold Bruder, dies sahe, lachte er und sagte zu den andern Brüdern: „Sehet, Brüder, was unser Vetter gethan hat durch die schwarze Kunst!" Darnach ging Malegys in den Stall und veränderte dem Roß Beyart auch seine schwarze Farbe, und machte es so weiß wie der Schnee, daß man es nicht erkennen konnte. Als die Brüder solches sahen, mußten sie lachen und sagten unter einander: „Wenn wir nicht wüßten, daß es Beyart wäre, so könnten wir das Roß jetzt nicht erkennen, also ist es nun verstellt; und ist gewiß Niemand unter der Sonne, der es erkennen kann." Als dies geschehen, sagte Malegys: „Nun lasset uns gen Paris reiten, denn Niemand kennt jetzt den Reinold, noch das Roß Beyart, wie genau man es auch besiehet." Reinold der tapfere Held ließ sein Pferd satteln und rüstete sich sammt seinen Brüdern zum Rennen, und sein Vetter Malegys desgleichen; aber Niemand war so herrlich als Reinold. Die Worte, so Reinold und Malegys mit den Brüdern redete, hörte aber von ungefähr ein Verräther. Derselbe lief eilends nach Paris und verkündigte es Alles dem König und sagte, wie Reinold sich gerüstet hätte und nach Paris reiten wollte, um die Krone zu gewinnen, denn er hätte es von ihm hören sagen. Als der König dieses hörte, entfiel ihm der Muth, und er sagte: „Freund, was saget Ihr? Ich weiß, daß Reinold nicht hieher kommen darf, wenn er auch

die Stadt Paris damit gewinnen könnte.“ Da sagte der Verräther: „Gnädigster König! ich sage Euch fürwahr, es geschieht; denn ich habe ihn sammt seinen Brüdern und Malegys zu Orleans gesehen.“ Als der König das hörte, ward er zornig und rief Foukon von Morlin und sagte zu ihm: „Ich will Dir dreitausend Mann geben, darüber sollst Du Obrister sein und mit ihnen nach Orleans ziehen, daß Du meinen Vetter Reinold bekommest und bringest ihn gefangen hieher. Wo er sich gegen Dich zur Wehr stellt, so haue ihn sammt seinen Brüdern und Malegys in Stücke und bringe mir ihre Häupter, dafür ich Dir schwer Gold geben will.“ Foukon willigte dem König in solches und zog hinweg mit seinem Volk, besetzte alle Pässe und Straßen und sprach: „Nun ist Reinold sammt seinen Brüdern mein Gefangener! Gott wolle es denn nicht; ich will nun fleißig Achtung auf ihn geben, daß er mir nicht entkomme.“ Unterdessen kam Reinold auf vier Meilen Weges nahe bei Paris auf ein schönes Feld, wo er einen schönen springenden Brunnen fand. Da verließen Reinold und Malegys das Volk, welches sie bei sich hatten, und befahlen es dem Adelhart, daß er darüber gebieten sollte als ihr Obrister. Sie ritten also gen Paris und sagten zu Adelhart: „Wenn man uns mit Gewalt überfallen sollte, so wollen wir in eine Trompete blasen, alsdann komme Du uns mit dem Volk ohne Verzug zu Hilfe.“ Als sie nun zu Paris angelangt waren, sagte Malegys zu Reinold: „So man Euch etwas fragen wird, so antwortet sanftmüthig auf bretagnisch und lasset Euch nicht merken, daß Ihr französisch reden könnet.“ Unterdessen kam Foukon mit seinem Volk und sah Reinold herankommen. Da sagte Reinold zu dem Malegys: „Vetter, was wollen wir thun? Lasset uns wieder umkehren zu unserm Volk; denn sehet, da kommt Foukon von Morlin!“ Da sagte Malegys: „O Reinold! ich merke wohl, Ihr habt kein Herz mehr, reitet fort und besorget Euch nicht; denn man

kennt Euch und das Roß nicht.“ Da ritt Foukon tapfer auf Reinold zu, und hatte ein Schwert in seiner Hand; und als er bei Reinold kam, vermeinte er, das wäre ein junger Knabe, und sah, daß er nicht gewaffnet war. Dessen schämte er sich sehr und ließ sein Schwert aus der Hand fallen, nahm den Reinold bei der Hand und fragte ihn: „Jüngling, wo kommst Du her und wo bist Du geboren?“ Da antwortete ihm Reinold auf bretagnisch mit gelinden Worten. Da sprach Foukon: „Rede französisch, denn ich verstehe Dich sonst nicht. Fürwahr, Jüngling! sagte er; ein solch großes Pferd hab ich noch niemals gesehen; es ist beinahe dem Roß Beyart gleich, das der Reinold hatte, und wenn es schwarz wäre, so spräche ich, es wäre das Roß Beyart.“ Also ließ er den Reinold seine Straße reiten. Darnach kam der Ritter Dunay zum Foukon und fragte ihn: „Wie, Foukon! habt Ihr den Reinold nicht angetroffen und erschlagen?“ „Nein, sagte Foukon, es ist Reinold nicht gewesen; es ist ein junger Held von vierzehn oder funfzehn Jahren und kommt aus Bretagne.“ Als Dunay dieß hörte, steckte er sein Schwert ein und ritt ihm in aller Eil nach; und als er zu Reinold kam, nahm er seinen Zaum in die Hand und fragte ihn auch, wo er geboren wäre? Reinold antwortete ihm gar demüthig auf bretagnisch: „In Brevie bin ich geboren.“ Dunay sagte: „Sprecht französisch, ich verstehe Euch sonst nicht.“ Als aber Dunay hörte, daß er sonst keine Sprache reden konnte, sagte er: „Nun reite hin in Gottes Namen!“ Darnach nahm Dunay Malegys Pferd bei dem Zaum und fragte ihn auch, wo der junge Held geboren wäre? Malegys antwortete französisch und sagte: „In Bretagne, und er ist eines Grafen Sohn; aber sein Land und Leut hat er versetzt.“ Da fragte Dunay: „Wie, wo ist er an das Pferd gekommen? das ist ein schönes großes und geschwindes Roß; solches Roß hab ich niemals gesehen. Es ist fast dem Roß Beyart gleich, und wenn es schwarze

Haare hätte, so sagte ich, es wäre Beyart selbst, denn es hat eben seinen Gang und seine Gestalt bis auf die Haare.“ „Das ist kein Wunder, sagte Malegys, daß es so groß ist; es hat niemals nichts anderes gefressen, als Korn und Brot, und das allein darum, weil der König hat publiciren lassen, er wollte seine Krone auf das beste Pferd zum Kleinod aussetzen, welches am geschwindesten und am mächtigsten wäre im Turniren und Rennen, dasselbe wolle er kaufen, der Meinung, daß man den Reinold bezwingen und aus dem Land halten sollte. Deswegen hat der Jüngling sein Pferd allein mit Korn und Brot füttern lassen, auf daß er die Krone gewönne und den Preis davon trüge.“ Da sagte Dunay zu Malegys: „Habt Ihr nichts von Reinold vernommen?“ Malegys sagte: „Ich glaube, er ist noch dahinten und trachtet sehr nach des Königs Unglück.“ Hierauf ritt er Reinold nach und nahm Urlaub von dem Ritter Dunay. Dieser ritt zu Foukon von Morlin und sagte zu ihm: „Mich dünkt, daß wir vergebens auf Reinold warten; denn ich weiß, daß er nicht nach Paris kommt, und wenn er schon die Stadt Senlis, Orleans und Amiens damit verdienen könnte!“ Foukon antwortete dem Ritter Dunay: „Fürwahr, Herr, das dünkt mich auch! und wenn es der Reinold erfährt, daß wir allhier sein warten, so wird er lachen und seinen Spott mit uns haben und sagen: Jetzt sehe ich, daß man mich sehr fürchtet, weil sie mit solcher Gewalt auf mich warten!“ Mit diesen Worten kehrten sie wieder nach Paris zurück. — Als Foukon vor den König kam, fragte ihn dieser: ob er Reinold bekommen hätte? Foukon antwortete dem Könige: „Nein, Herr König!“ Der Ritter Dunay sagte zum Könige: „Gnädigster Herr König! es wäre gar unweislich gethan, daß wir den stolzen Ritter Reinold erwarten sollten; denn er wird wohl besser wissen, daß er nicht gen Paris darf; und ich weiß, wenn er schon Paris, Orleans und Amiens damit gewinnen könnte, so kommt er doch nicht hie-

her.“ Der König sprach zu Dunay: „Das ist wohl wahr, was Ihr saget, Herr Dunay; aber er ist von Eurer Verwandtschaft, darum habt Ihr dem Foukon davon abgerathen. Aber fürwahr, ich sage Euch, wenn mir der Reinold entkommt, so will ich Euch an seiner Statt henken lassen!“ Darauf sagte Dunay: „Gnädiger Herr und König! nicht also; ich will Euer Majestät einen andern Rath geben. Ihr sollet alle Thore der Stadt zusperren lassen, und an jedes Thor ungefähr drei oder vier gewaffnete Mann stellen und alle die fremden Ritter und Herren draußen lassen; und wenn nun Reinold mit einigen Pferden käme und gern herein wollte, so soll man ihn alsbald ergreifen und Euer Majestät bringen, ihn zu bewahren.“ Der König sah den Rath für gut an und befahl, solches ins Werk zu setzen, und ließ die Stadt Paris solcher Gestalt bewahren, auf daß er den Reinold bekommen möchte. Aber Reinold und sein Vetter Malegys sahen das nicht an; kamen vor der Thore eins und klopften an, aber Niemand war da, der ihnen aufmachte. Als Malegys dies sah, steckte er sein Haupt durch ein Loch des Thors und sah einen gewaffneten Mann da sitzen; denselben redete er mit sehr guten Worten an und sagte: „Mein Freund, warum thut der König die Thore also verschließen? dessen verwundere ich mich sehr, daß alle diese Ritter und Herren hier ausbleiben müssen. Oder meinet der König, daß er alle gute Pferde drinnen habe? ach nein! es ist noch eines hier außen, das ist das beste, was er je sehen wird.“ Der gute Mann sagte zu ihnen: „Meine Freunde, es ist nicht darum gethan, es ist nur um den Ritter Reinold zu thun.“ — „Ists sonst anders nichts, als um Reinold? sagte Malegys; ich habe gehört, er ist noch dahinten, aber er trachtet gewaltig nach des Königs Schande und Unehr.“ Indem nun Malegys also redet mit dem Wächter, stand da ein Verräther neben Reinold, der sagte: „Hab ich Reinold jemals gesehen, so ist es der, welcher da auf dem gro-

ßen Rosse sitzt!'' Malegys, dieß hörend, veränderte sogleich den Reinold, und Beyart verstand die Worte auch, die der Verräther sagte, schlug mit seinen Füßen hinten aus und traf den Verräther vor die Brust, daß er zurückfiel und starb. Hierauf sagte Malegys zu den Herren, die dabei waren: ,,Das Pferd hat den Knecht todtgeschlagen.'' Die Herren sagten: ,,Das Pferd hat recht gethan; warum hat ers belogen, wie kann das Beyart sein? Beyart ist kohlschwarz, und dieß Roß ist ja so weiß wie der Schnee. So auch kennen wir Reinold wohl, der hat eine Gestalt von zwei und zwanzig Jahren; dieser Jüngling scheinet nicht über fünfzehn Jahre alt zu sein.'' Als diese Rede ein Ende genommen, machte man das Thor auf und ließ die Ritter alle hinein reiten. — Als sie nun darinnen waren, fragte Malegys nach der besten Herberge, die zeigte man ihm. Darnach stiegen sie von ihren Pferden; diese wurden in den Stall geführt und die Ritter gingen zum Morgeneſſen. Ueber Tisch saß Malegys bei dem Wirth und redete mit ihm, und der Wirth gab ihm so gute Worte, daß ihm Malegys ein schönes Pferd schenkte, welches ein Zelter war. Der Wirth dankte ihm höflich dafür und wartete fleißig auf mit Essen und Trinken bis auf den Abend. Als die Herren zu Abend gegessen hatten, gingen sie bei Zeiten schlafen. Als es ungefähr um Mitternacht war, da stand Malegys auf und ging in den Stall zu dem Roß Beyart, das war lustig und fröhlich und gutes Muths. Er brauchte seine Kunst wieder und verband Beyart seinen rechten Fuß, daß er sein Ansehen noch mehr veränderte und ganz mager ward, also, daß das Pferd nicht viel Gelds werth zu sein schien. Als der Wirth Beyart ansah, daß es so gar elend aussah, verwunderte er sich sehr, und war sehr zornig und sprach: ,,Was hast Du böser Laurer dem Roß gethan, daß es so elend aussieht? verflucht mußt Du sein! mich dünkt, Du bist Malegys. Ehe ich esse oder trinke, will ich hingehen und will es dem

König anzeigen.“ Diese Worte hörte Reinold von dem Wirth, ward darüber zornig und sagte: „Ich rathe Euch, verlüget uns nicht vor dem König, denn das wäre nicht recht gethan! Ob mein Roß in Eurem Stall etwas geändert ist, wollet Ihr darum hingehen zum König und uns fälschlich daselbst anklagen?“ — „Ho! ho! sagte der Wirth, nun sehe ich wohl, daß Du Reinold bist; fürwahr! nun will ich hingehen und dem König solches anzeigen.“ Reinold ergrimmte im Zorn, zog sein Schwert aus und schlug dem Wirth das Haupt ab und sagte: „Nun wirst Du uns hinfort nicht verrathen!“ Dies sah die Wirthin und rief überlaut: „Weh, weh! mein Mann ist erschlagen! Ach Gott, was soll ich thun? Das hat der Jüngling gethan!“ Da sagte Malegys zu der Frau: „Wo Ihr nicht bald stillschweiget, so muß ich Euch auch todtschlagen.“ Die Frau erschrak der Worte und durfte nichts mehr sagen. Reinold und Malegys sattelten ihre Pferde und ritten wieder zu der Stadt hinaus auf einen grünen Platz und erwarteten daselbst des Königs. Als nun die Mahlzeit vorbei war, ritt der König mit seinem Adel hinaus, und ihm folgten alle Ritter, die um das Kleinod sich versuchen wollten. Als sie nun an den Ort kamen, da die Krone ausgesteckt war, begaben sich Reinold und Malegys mit ihren Pferden unter die andern Ritter und Herren, und als sie Reinold sahen, trieben sie ihren Spott mit ihm und sagten untereinander: Dieser wird das Kleinod gewinnen und das Roß wird ihm der König abkaufen! und dergleichen Spottreden mehr. Darauf sagte Reinold mit ganz demüthigen Worten: „Scherzet nicht so sehr, Freunde; wer weiß, was Gott mir jungen Helden heut diesen Tag für Glück bescheren wird! Er möchte mir noch so viel Gnade erzeigen, daß ich die Krone mit meinem unansehnlichen Roß gewönne.“ Dies hörte ein anderer Bürger, welcher dabei stand, lachte dessen und sagte: „Freund, Ihr saget die Wahrheit; aber ich rathe Euch, daß

Ihr wieder zurück in die Stadt reitet und entlehnet einen Esel, und brauchet den für dieses Pferd, oder eine Kuh, die kann fein weit schreiten, so kommt Ihr bald zu der Krone!" Also ward der gute Reinold mit seinem Pferde verspottet. Indem befahl der König, man sollte das Rennen anfangen; und ein Jeder machte sich in gute Ordnung und verhoffte die Krone für sich zu gewinnen. Danach stieg Malegys von seinem Pferde und machte dem Roß Beyart seinen rechten Schenkel los, den er ihm zuvor verbunden hatte, und machte, daß Beyart wieder zu seinen vorigen Kräften kam, sowohl im Laufen und Rennen als Springen. Dieses gefiel dem Reinold wohl, und das Pferd wäre ihm um viel Gold und Gut nicht feil gewesen; da sagte Malegys zu ihm: „Nun, Vetter, thut Euer Bestes, daß Ihr das Kleinod mit Ehren davon bringen möget! ich will wieder durch Paris reiten und auf der andern Seite der Seine warten." — Während Malegys und Reinold also zusammen redeten und darnach von einander schieden, waren die andern Ritter ein gut Stück Wegs geritten. Da Reinold dies sah, sagte er zu seinem Roß: „Wie nun, Beyart, willst Du so träg sein? soll ein Anderer die Krone gewinnen? das wäre mir und Dir eine große Schande!" Beyart verstand diese Worte und fing an zu laufen, daß sich ein Jeder verwundern mußte, lief also geschwind wie ein Pfeil von einem Bogen geschossen. Als die Herren, so dabei waren, dies Spiel ansahen, sagten sie zu einander: „Wir hatten unsern Schimpf und Spott an diesem Jüngling, aber er wird wohl die Wahrheit gesagt haben; Gott wird ihm das Glück und die Gnade verleihen, daß er die Krone gewinne." Mit den Worten redete einer mit dem andern; indem ersieht auch der König den Beyart, rief den Roland und fragte: „Vetter, sehet das Roß an, auf welchem der Jüngling sitzet! dasselbe läuft so geschwind und ist groß und stark genug und ist dem Beyart fast gleich; und wenn es so schwarz wäre, als es weiß ist, so dürfte ich sagen, es wäre Beyart

selbst: das will ich Euch kaufen, auf daß Ihr Reinold damit bezwinget und aus dem Lande haltet.“ Roland sagte: „Herr König, das ist wahr! ich würde auch sagen, wenn es schwarz wäre, es wäre Beyart selbst.“ Unterdessen kam Reinold den andern Pferden weit zuvor, also, daß er der Erste bei der Krone war; die nahm er vor dem Ziel ab, da sie aufgesetzt war, und ritt damit eilend durch die Seine und brachte die Krone hinweg. Als der König sah, daß Reinold mit der Krone hinweg ritt, ward er traurig, rief ihm nach und sagte: „Freund, hieher mit der Krone, gebt sie mir wieder! ich will sie Euch viermal mit Gold bezahlen und will Euch das Roß, mit dem Ihr die Krone gewonnen, abkaufen, und Euch dafür geben, was Ihr von mir begehret!“ Als Reinold dies vom König hörte, sagte er: „Herr König! dies Roß ist mein, ich will es auch behalten; wollet Ihr ein schön Pferd haben, so sehet daß Ihrs bekommt, denn ich weiß, Ihr findet der keines. Wenn Ihr schon die ganze Welt durchsuchen ließet, so findet Ihr Beyarts gleichen nicht. Ich sage Euch fürwahr, Herr König! habt Ihr Reinold je gesehen oder erkannt, so bin ich es selbst mit meinem Roß Beyart. Soviel die Krone betrifft, Herr König! die hab ich durch Gott und das Glück gewonnen; die will ich behalten, die Edelsteine davon nehmen und sie setzen nach Montalban zu einem Gedächtniß meines Sieges, denn keine Kaufleute dürfen Kronen tragen. Es ist besser, daß mein Roß diese trägt, denn mich dünkt, Ihr wollet ein Roßtäuscher sein.“ Hierüber wurde der König betrübt und sagte: „Ei, lieber Vetter, lasset mir die Krone wieder zukommen! ich will Euch zum Rentmeister über meine Güter machen; Adelhart soll Marschall, Rittsart soll Speisemeister und Writsart soll mein Schultheiß sein.“ Reinold sagte zum König: „Herr König! Gott weiß, wenn wir Euer Majestät dienten, es würde uns übel gelohnt werden! Heut, als Ihr die Krone aussetztet, meintet Ihr ein Pferd zu finden,

das Beyart gleich oder über dasselbe wäre; das hat aber Euer Majestät weit gefehlet! Es ist in der Welt kein bessers; denn ich bin in der Welt herum gezogen, aber seines Gleichen ist mir nicht vorgekommen; und ich will es auch nicht verlassen, wenn Ihr mir gleich soviel Gold dafür geben wolltet, als es schwer und groß ist, denn es ist die Blume von allen Pferden!" Als Reinold mit dem König also redete, kam Malegys mit seinem Pferde daher gerennt und fragte: „Vetter Reinold! wie ist es mit der Krone, wer hat sie gewonnen? habt Ihr sie oder nicht?" Reinold sagte: „Ja, Vetter, ich habe sie Gottlob! bekommen; ich danke es Gott und Euch, Vetter Malegys!" Da sprang Malegys vom Pferde und küßte Reinold sammt Beyart. Als der König dieses sah, fragte er Malegys: „Seid Ihr das, Vetter Malegys? oder versehe ich mich? Ich bitte, Ihr wollet meinen Vetter Reinold bereden, daß er mir die Krone wieder zukommen lassen wolle; ich will sie ihm vierfach bezahlen! dazu will ich ihm vier Monat lang Frieden geben, um nach Dordone zu reisen und seine Mutter zu besuchen; denn ich weiß, daß sie ihn lieb hat und sehr nach ihm verlanget." Als Malegys dies hörte, sagte er zu dem König: „Herr König! kommt über die Seine, wir wollen Euch die Krone geben." Der König wurde zornig und sagte zu den Rittern, die bei ihm waren, besonders zu Roland und Olivier: „Ich bitte Euch, Ihr Herren, folget mir nach und trauet Malegys nicht wegen seiner schwarzen Kunst!" Da sprach Malegys: „Ich rathe der Herren keinem, daß sie sich auf die Seine begeben; kommen sie darauf, so kommt keiner mit dem Leben davon; ich werde sie alle ertränken!" König Karl sagte: „Nein, böser Schalk! ich komme nicht allein zu Dir; wenn ich bei Dir wäre, möchtest Du mich wohl ins Gefängniß werfen oder gar tödten!" Malegys sagte: „Das möchte wohl geschehen." Indem sprang Reinold auf Beyart und Malegys auf sein Pferd, schieden vom König und eilten

zu Reinolds Brüdern, welche ein großes Verlangen nach seiner Wiederkunft hatten, wie auch nach der Krone. — Reinold und seine Brüder mit ihrem Vetter Malegys blieben zu Montalban bei einander.

Wie Malegys gefänglich zum König gebracht wurde; wie dieser ihn wollte henken lassen, aber Malegys begehrte, man sollte ihn leben lassen bis den andern Tag. Unterdessen brach er aus dem Gefängniß und nahm den Genossen ihre Schwerter und vieles Silbergeschirr mit sich.

Einstmals wollte Olivier in einen Wald außerhalb Paris auf die Jagd reiten und kam auf einen hohen Berg. Da sah er unten an dem Fuße des Berges einen Mann, der kam ihm vor wie Malegys, doch zweifelte er noch. Endlich erkannte er ihn, daß ers war; denn er wußte wohl, daß sich Malegys durch seine Kunst in eine andere Gestalt verändern konnte, als er sonst hatte. Olivier verwunderte sich, wie der dahin gekommen wäre, setzte sich auf sein Pferd und ritt zu ihm. Er ergriff ihn bei seinem Mantel und sprach: „Stehe still, Du loser Zauberer, und gib Dich gefangen! ich muß Dich zum König Karl führen.“ Als Malegys dies sah und hörte, sprang er hinter sich, zog sein Schwert aus und stellte sich zur Wehr. Olivier schlug nach dem Malegys, daß ihm sein Schwert aus der Hand fiel. Als Malegys sah, daß er wehrlos war, wurde er zornig und sagte: „Ich will mich gefangen geben!“ Olivier nahm ihn gefangen und führte ihn nach Paris. Als der König den Olivier sah, empfing er ihn freundlich und sagte: „Wie, Olivier! bringet Ihr mir Malegys gefangen?“ Er antwortete: „Ja, Herr König! Euer Majestät mag nun mit ihm handeln wie Euch beliebt.“ Da sagte der König: „Malegys, Du falscher Dieb! weißt Du wohl, daß Du mir letztmals, als Rittsart hier gefangen war, fast meinen Daumen abgebissen hast?“ Da antwortete ihm Malegys und sagte: „Herr König! das wird das letzte Mal gewesen sein, daß ich Euch geschadet habe.“ Der König sagte: „Du sollst heut

noch hangen.“ Da sprach Malegys: „Herr König! ich bitte, lasset mich leben bis morgen.“ — „Nein! sagte der König, Du möchtest mir entlaufen.“ Malegys sprach: „Nein, Herr König! ich will Euer Majestät dafür Bürgen stellen.“ Der König sprach: „Wer will denn Dein Bürge sein?“ Malegys sagte: „Ich versehe mich dessen zu Olivier.“ Da fragte der König Olivier: „Wollt Ihr Bürge sein für Malegys, daß er mir zwischen heut und morgen nicht entlaufe?“ Olivier sprach: „Ja, Herr König!“ Der König sprach zu Malegys: „Er kann nicht allein Bürge sein, es müssen ihrer noch mehr sein.“ Da fragte Malegys den Roland: ob er auch Bürge sein wolle? Roland sprach: „Gnädiger Herr König! Euer Majestät darf nicht sorgen. Olivier und ich wollen ihn verbürgen, daß er nicht entweichen soll.“ Indessen wurde es Essenszeit, da ließ der König zur Tafel blasen und zwei und zwei von den Herren und Genossen setzten sich zusammen, aber der König saß allein, und sie aßen und waren fröhlich. Als Malegys dies sah, sagte er zum König: „Gnädiger Herr König! alle Eure Herren sind gesessen, aber ich bin vergessen worden; ich denke, ich komme und setze mich zu Euer Majestät.“ Als der König die Spottrede von Malegys hörte, wurde er zornig und sagte: „Du ehrloser Schelm! wie darfst Du noch reden und Du sollst morgen hangen? Wenn ich an Deiner Statt wäre, das Essen und das Lachen sollte mir wohl vergehen!“ „Ha! sagte Malegys, Herr König, ich bin heute den Abend noch frei; was morgen geschieht, das weiß ich nicht!“ Als Roland das hörte, sagte er: „Malegys, schweiget still! kommt und esset mit mir.“ — „Das will ich thun, sagte Malegys; ich muß heut noch fröhlich sein und muß noch ein schönes Liedlein singen.“ Damit ging er, bei Roland zu sitzen. Als nun das erste Gericht auf die Tafel kam, fing er an zu singen. Da sagte der König: „Wie, Malegys! gelüstet Euch noch zu singen und sollet morgen hangen?“ Malegys sagte:

„Herr König! Ihr habt keinen lustigern Menschen gesehen, als ich bin, weil ich noch Zeit habe bis morgen zu leben.“ Der König sagte: „Du gedenkest vielleicht mit Deinem Gesang Dich vom Galgen zu erlösen, aber Deine Hoffnung ist umsonst.“ Nun ließ er ihn alsbald in das Gefängniß führen und ihm fünf Centner Eisen anlegen. Als Malegys sah, daß es dem König Ernst war, sagte er: „Herr König! wo Ihr mich nicht losgebt und bestellt mir eine Herberge, so will ich Euch mit Gewalt entlaufen!“ Der König sprach: „Wo Du mir entlaufen kannst, will ich Dir es frei stellen.“ Da sagte Malegys: „Herr König! erlasset meine Bürgen der Bürgschaft, ich will versuchen was ich kann.“ Der König sagte: „Ich begehre die Bürgschaft nicht.“ Als Roland das hörte, sagte er: „Herr König! das ist auch mein Begehr; entlasset mich und Olivier der Bürgschaft, weil Malegys in den Kerker geworfen wird.“ Darauf antwortete der König: „Ihr Herren! ich entlasse Euch der Bürgschaft; ich versehe mich, er wird mir nicht entlaufen, und ich befehle Euch Gott; ich will mich zu Bette legen.“ Als Malegys dies hörte, sagte er: „Ich will mich losmachen, ehe es Mitternacht wird.“ Der König sagte: „Ei, Du loser Schelm! wie wolltest Du das zuwege bringen? Du bist ja fest genug geschlossen und hast auch Eisens genug am Leibe, und ich will Dir das Gefängniß noch dazu bewachen lassen durch einen Diener.“ — Um Mitternacht brauchte Malegys seine Kunst, daß ihm alle Schlösser abfielen und das Thor des Gefängnisses sich eröffnete. Die Genossen, welche ihn bewachten, fielen in den Schlaf, also, daß er sie alle auf einander legte. Er nahm ihnen ihre Schwerter, ging danach in des Königs Schlafkammer, nahm beinahe alles Silbergeschirr mit sich, soviel er tragen konnte, und ging damit nach Montalban. Reinold schlief fest in derselben Nacht und wußte nicht was sich mit seinem Vetter Malegys zugetragen hatte; und es kam ihm im Traum vor,

daß Malegys an einen Baum gehangen wäre. Ueber diesen Traum erwachte er, zog seine Kleider an, waffnete sich und sprach: „O gütiger Gott! ich bitte Dich, Du wollest meinen Vetter vor einem solchen schändlichen Tode behüten!“ Er setzte sich auf Beyart, ritt nach des Malegys Burg und klopfte allda an. Der Pförtner fragte ihn, was er begehre? Da fragte ihn Reinold: „Wo ist Dein Herr?“ Der Pförtner sprach: „Herr, das weiß ich nicht!“ Reinold wurde traurig und ritt nach Paris. Als er nach Montfalcon kam, sah er, daß da Niemand gehenkt war; dessen erfreute er sich wieder. Darnach sah er sich etwas um und sah einen Mann daher kommen, beladen mit einer schweren Last, und der sich härmte, als ob er augenblicklich sterben wollte. Reinold erschrak heftig und meinte, es wäre der Teufel selbst, und sprach: „Bist Du von Gott, so sag mirs, wer Du bist?“ Malegys sprach: „Ich bin Malegys; kennet Ihr mich nicht?“ Da sprach Reinold: „Jetzt kenne ich Euch wohl! Vetter; ich bitte, saget mir: was traget Ihr so schwer?“ — „Das will ich Euch sagen,“ antwortete Malegys und erzählte ihm, was sich zugetragen hatte. Da fragte Reinold: „Vetter, habt Ihr Olivier sein Schwert auch genommen?“ Malegys sagte: „Ja; hätte ich es ihm gelassen, so wäre er bei dem König in Verdacht gekommen, als hätte er darum gewußt, daß ich entkommen wäre.“ Da ließ Reinold Malegys auf Beyart sitzen, und so ritten sie zusammen nach Montalban. König Karl, der den Kerker zu bewahren befohlen hatte, daß Malegys nicht entkäme, ging des Morgens, als er sich angezogen hatte, nach dem Gefängniß und wollte den Malegys Morgens in aller Frühe henken lassen. Als er vor das Gefängniß kam, fand ers offen und die Genossen auf einem Haufen liegen. Da gedachte der König, daß Malegys entkommen wäre, wurde traurig und rief mit lauter Stimme: „Roland! steh auf, wir haben Malegys verloren!“ Als der König ein

solch Geschrei machte, wurden die Genossen alle wach; da sagte Roland: „O Gott! wer mag uns Alle also auf einen Haufen gelegt haben?“ griff alsbald nach seinem Schwerte, desgleichen auch die andern Herren; da waren die Schwerter alle hinweg. König Karl, dies hörend, ward hierauf gar zornig über die Genossen, daß sie nicht besser Wacht gehalten hatten. Ogier antwortete dem König und sagte: „Herr König! wenn Euer Majestät ihn schon bei dem Galgen hätte, so entkäme er doch und nähme mit sich was er begehrte.“ Da schwur der König: Malegys sollte ihm nicht entgehen, wenn er schon zu Montalban wäre; er wollte ihn henken lassen und die Schwerter in eigener Person wieder holen.

Wie König Karl nach Montalban ritt und es belagerte; Frau Aya aber dem Reinold und seinen Brüdern bei dem König Karl den Frieden erwarb.

Der König ließ in seinem ganzen Land eine große Menge Volks versammeln und zog damit nach Montalban, um dasselbe zu belagern, that auch großen Schaden in der Gegend mit Rauben und Brennen. Roland schickte einen Boten an Reinold, und begehrte, er sollte ihm helfen, daß er sein Schwert Durendal wieder bekäme. Da entbot ihm Reinold wieder: er wolle nicht allein ihm, sondern allen Genossen helfen, daß sie ihre Schwerter wieder bekämen; Roland sollte ihm nur wieder helfen, daß er und seine Brüder bei dem König zu Gnaden aufgenommen werden möchten. Roland zeigte den Genossen des Reinolds Begehren an und sie bewilligten solches alsbald. Ogier sagte: „Möchten wir Gnade bei dem König erlangen, ich wollte kein Gut daran sparen.“ Es ward aber abgeredet, der Bischof Turpin sollte es dem Könige vortragen. Sie gingen also sämmtlich zu dem König und der Bischof sagte: „Gnädiger Herr König! Ihr wisset wohl, daß Montalban also fest ist, daß die, welche

darinnen sind, sich nicht zu fürchten haben; deshalb bitten wir, Euer Majestät wolle Reinold und seine Brüder zu Gnaden aufnehmen und Frieden mit ihnen machen. Was hilft es Euer Majestät, daß das ganze Land sammt der Stadt und der Burg verderbt wird; es wäre besser, Euer Majestät nähme sie zu Gnaden an und ließe sie mit uns gegen die Heiden ziehen und die Feinde Gottes vertilgen helfen. König Karl sagte mit zornigem Muthe: „Solches soll nicht geschehen! aber ich will sie fragen lassen, ob sie die Burg Montalban aufgeben und sich gebunden in meine Hände liefern wollen.“ Da fragte der Bischof: „Herr König! wer soll der Bote sein, der das fragen soll?“ Roland sagte darauf: „Es ist Niemand so stolz oder keck allhier, der sich solches unterstehen dürfte.“ Als der König dies hörte, sagte er: „Roland, ich weiß keinen Bessern oder Bequemern dazu, als eben Euch; deshalb sollt Ihr zu Reinold gehen und ihm sagen: wo er mir die Burg zu Montalban nicht übergeben will und was ich sonst mehr von ihm begehren werde, so will ich in seinem Lande keinen Stein auf dem andern lassen, sondern Alles verheeren und verderben, was ich finde.“ Roland bedachte sich bald und sagte: „Gnädiger Herr und König! ich will es gern thun;“ und rüstete sich und zog nach Montalban. Als er zu Reinold kam, grüßte er ihn sammt seiner Gesellschaft ganz freundlich und sagte: „Vetter Reinold, ich bin hierher zu Euch geschickt von König Karl, und soll Euch anzeigen, daß Ihr ihm die Burg Montalban übergeben sollet, und sollet mit Allen denen, die in Montalban sind, mit einem Strick um den Hals, willig und barfüßig kommen und ihm zu Füßen fallen; und sofern Ihr solches nicht thun wollet, so will er Euer ganzes Land verheeren und verbrennen; und wo er Euch sammt Euren Brüdern bekommen kann, so will er Euch henken lassen.“ Reinold hörte diese Botschaft an. Als Roland ausgeredet hatte, sagte er zu ihm: „Der, welcher mir als einem Landesherrn also drohen darf, und

will, ich soll ihm Land, Leut, Leib und Gut übergeben, der ist selbst des Todes würdig! Aber, Freund und Vetter Roland, ich begehre von Euch, daß Ihr dem König wieder anzeigen sollet: Ich erbiete mich und meine Brüder in seine Gnade und will ihm übergeben Land und Leute, Dörfer und Städte als sein Eigenthum, und ich will ihm auch lassen die Burg Montalban; doch soll er mir sie als ein Lehen überlassen; verspreche auch für mich und meine Brüder, ihm allenthalben zu dienen mit Leib und Blut, wo er unser nöthig hat, so er uns zu Gnaden aufnehmen will, auf daß wir bei unsern Aeltern, Weib und Kindern bleiben mögen. Wenn er uns in seinem Land und Königreich aber nicht leiden will, so wollen wir uns in andre Länder begeben und das Kreuz mit Geduld ertragen, und daselbst sieben Jahr lang bleiben. Sofern er aber diese vorgeschlagenen Punkte nicht eingehen will, so sagt ihm, Roland, frei, daß er sich hüte, wo er kann; denn ich will ihm allen Schaden thun, der mir möglich ist, und will also lang Krieg gegen ihn führen, als ich Volk aufbringe!" Roland sagte: „Freund Reinold, es soll Alles geschehen, ich will es dem Könige so hinterbringen und hören, was er dazu sagen wird." Somit ging er wieder zu dem Könige und that dem zu wissen, was ihm Reinold befohlen hatte. Als der König von Roland des Reinolds Meinung vernommen, ward er zornig und ließ überall die Wachen verstärken; ließ auch Alles wohl mit Volk versehen und brachte eine große Menge zu Roß und Fuß zusammen. Als aber Reinold das hörte, ließ auch er all sein Volk waffnen und die Pferde rüsten und zog zu Felde. Da ward eine große Schlacht, und Reinold und seine Brüder erschlugen dem Könige viel Volks. Reinold stieß auf einen französischen Edelmann, daß er von seinem Pferd todt auf die Erde fiel. Als der König sah, daß Reinold unter seinem Volke so großen Schaden that, rief er seinen Genossen zu: „Ihr Herren, stellt Euch zur Wehr! denn Reinold thut mit seinen Brüdern großen Schaden." Da die Franzosen das hörten, daß

der König ernstlich war, marschirten wohl tausend Mann auf Reinolds Volk; sie wehrten sich aber ritterlich. Als der König das sah, sagte er zu Roland und Olivier und zu allen Genossen: „Folget mir Alle nach, so Ihr Euer Leben behalten wollet!“ und ritt auf Reinold und sein Volk. Als Reinold sah, daß der König stracks auf ihn zu kam, floh er vor ihm; der König rief ihm und sagte: „Reinold! hieher, und stich auf mich!“ Reinold antwortete dem König und sagte: „Herr König! das soll unverzüglich geschehen;“ gab seinem Pferde die Sporen und ritt so stark auf den König, daß er vom Pferde fallen mußte, und wäre wohl da geblieben, wenn ihm Roland nicht Hilfe geleistet hätte. Alsbald rief Reinold seinem Volke zu und sagte: „O, Ihr Gasconier! jetzt brauchet Euch und setzet tapfer unter die Franzosen, denn wir sind jetzt Meister!“ Als der König dies hörte, sagte er: „Reinold, ich hoffe, Du wirst daran lügen!“ Alsbald ersah er den Malegys; dieser aber war nicht faul und wehrte sich tapfer, so daß ihm das Pferd unter dem Leibe todt blieb; doch kam er gleich wieder auf ein anderes Pferd und focht mit dem Schwert und fällte damit manchen Franzosen. Darüber war Reinold sehr erfreut, und so zogen sie wieder ab und begaben sich nach Montalban. — Als der König sahe, daß seines Volkes so viel todt geblieben und Reinold ihm entronnen war, wurde er sehr betrübt und sagte zu seinen Genossen: „Nun hat mir Reinold soviel Schaden gethan, daß ich es ihm nicht vergeben kann.“ Dieser Streit hat zwischen dem König und Reinold wohl sieben Jahre gewährt, wie die Geschichte meldet. Die Genossen hielten auch noch immer bei dem König an, daß er ein Parlament halten sollte, um den Krieg beizulegen, welches der König endlich auch that. Als Reinold hörte, daß ein Parlament ausgeschrieben war, erschien er daselbst und kam in eigener Person vor den König, grüßte ihn und sagte: „Gnädigster Herr König! der große König des Himmels und der Erde müsse

Euer Majestät Beschützer sein!" König Karl sagte: „Was grüßest Du mich noch, und hast mir so großen Schaden gethan!" Reinold sagte: „Herr König! den Schaden will ich wieder gut machen und für meine Missethat begehre ich Strafe zu leiden. Ich werde mich bessern nach allem Vermögen, und so es Euer Majestät gefällig ist, so wollen wir uns Euch mit Leib und Gut ergeben." Auf solches hieß der König ihn abtreten, er wolle sich mit seinen Herren und Freunden darüber besprechen. Diese waren Griffon, Alloret und Forcier; denn die andern Genossen waren zu Montalban geblieben. Forcier sagte zu dem König: „Gnädiger Herr! Reinold ist zwar allhie erschienen; aber Ihr gedenket nicht, daß er Euren Sohn Ludwig erschlagen hat: und den solltet Ihr zu Gnaden annehmen?" Als Ogier das hörte, fürchtete er, Forcier möchte etwas mehr gegen den Reinold sagen, und lief eilend dazu und sagte: „Schweiget still, Forcier! lasset mich reden; Ihr solltet billig auf kein Parlament kommen!" Da sagte der Bischof Turpin: „Das ist wahr, Ogier; sie rathen dem König, daß er allezeit zu streiten hat, damit das Land und die Unterthanen verdorben werden. Aber, Herr König! ich rathe: Euer Majestät wolle Reinold mit seinen Brüdern zu Gnaden aufnehmen und sich mit ihnen versöhnen, so mögen sie gegen die Heiden ziehen und uns das Land gewinnen helfen, denn sie sind die besten Kriegshelden, die ich im ganzen Lande weiß." Da sagte der König: „Nein! ich will das nicht thun; soll ich mich mit dem versöhnen, der mir meinen Sohn und so viele andere Ritter und Volks erschlagen hat?" Als das Parlament sah, daß sie nichts erhalten konnten, schieden sie von einander, und der König schwur, er wollte Reinold henken lassen. Da sagte Reinold zu dem König: „Weil ich denn sehe, daß ich von Euer Majestät keine Gnade erlangen kann, so wisse Euer Majestät! daß ich mit meinen Brüdern das Aeußerste thun werde; und so wir Eure Person bekommen können, es mag über kurz oder lang sein, so wollen wir Euch das Haupt abschlagen! Darum möget

Ihr Euch vorsehen!" Als der König das hörte, daß Reinold noch so muthig war, sagte er: „Pfui, Du loser Lecker! willst Du Dich mit Gewalt gegen mich auflehnen und bedroheſt mich?" Reinold sagte: „Ja, Herr König! das will ich thun; warum wollet Ihr Euch mit uns nicht versöhnen!" Also schieden sie in Unfrieden von einander. Reinold ritt hierauf nach Montalban und rüstete sich zum Streite. König Karl ließ auch Alles herbei bringen, was zum Sturm der Burg nöthig war. Reinold fiel etlichemal heraus mit seinem Volk und that großen Schaden. Die Herren gingen auf einander mit solcher Kraft, daß ihnen die Speere zersprangen, die Pferde niederfielen und starben. Malegys ritt auf den König und hätte ihn beinahe erschlagen; aber der ward entsetzt von Roland, Olivier und Ogier. Roland that einen Streich auf Malegys, daß er vom Pferde fiel und in Ohnmacht kam. Alsbald sprang Roland von seinem Pferde, band dem Malegys Hände und Füße und führte ihn in des Königs Lager. Des Morgens stieß Roland auf Rittsart, daß sie alle Beide von den Pferden fielen. Rittsart war getrost, sah wie er am besten wieder auf sein Pferd kam und wehrte sich tapfer. Salomon von Bretagne ritt auf Adelhart; der wehrte sich männlich, daß ihnen Beiden ihre Speere zersprangen und Salomon mit dem Schwert von seinem Pferde gebracht wurde. Forcier ersah dieses bald, kam wieder auf ein Pferd und ritt auf Writsart; der wehrte sich tapfer und durchstach den Forcier. Darüber erzürnte sich der König und rief Monoy zu sich, und die Herren ritten alle in der Ordnung hinter dem Könige. Dieses sah Reinold und gedachte, was soll das werden? Indem ritt der König wieder auf Writsart; und da der dies merkte, ging er auf den König mit solcher Stärke, daß er vom Pferde fiel. Reinold kam auch in den Streit, rief sein Volk an und sagte: „Ihr Herren von Montalban, nun wehret Euch ritterlich; denn fürwahr, wir werden den König schlagen und obsiegen!" Der König hörte dies und

sagte: „Reinold, ich hoffe, Du wirst gelogen haben!“ saß hier-auf zu Pferd und ging auf Reinold. Der aber sah sich wohl vor und ritt von dannen. Indem kamen die Genossen und setzten mit Gewalt unter des Reinolds Volk, so daß sie in kurzer Zeit bei dreihundert Mann erschlugen. Als Reinold das sah, forderte er sein Volk ab und sagte: „Ihr Herren von Montalban, folget mir und laßt uns fliehen, denn der König ist uns zu mächtig!“ Also zog Reinolds Volk wieder in die Burg. Reinold blieb hinter ihnen und beschützte sie. Malegys blieb gefangen. Als Reinold in die Burg kam, sah er seinen Freund Malegys nicht und fragte gleich nach ihm. Da ward ihm gesagt, wie er gegen den König gefochten hätte, und alle Beide von den Pferden ge-fallen wären; aber die Genossen hätten dem König wieder auf das Pferd geholfen und Roland Malegys gefangen genommen. Reinold, dies hörend, ward traurig, seufzte gen Himmel und sprach: „O allmächtiger Gott! soll ich denn meinen Vetter also jämmerlich verlieren? O widerwärtiges Glück! wie wendest Du Dich also?“ Indessen gingen ihnen die Lebensmittel aus. Als Adelhart dies sah, sagte er zu seinem Bruder: „Ich bitte Dich, sei nicht traurig! denn Du siehst, daß wir keine Lebens-mittel mehr haben; darum laß uns die Burg aufgeben.“ Nun zog König Karl mit seinem Volk in sein Lager und hörte daselbst einen Jeden klagen, daß sie viel Volks auf dem Platz gelassen hätten, und sonderlich viel von seinen Freunden erschlagen wä-ren. Da sprach König Karl: „Das will ich noch rächen an dem Reinold, über kurz oder lang, so wahr ich König bin!“ Malegys, dies hörend, fing an und sagte: „Herr König! ich bitte, Ihr wollet Euch doch mit dem Reinold versöhnen! er wird Euch beistehen bei Tag und Nacht, und helfen Euer Ma-jestät vertheidigen, wo er kann und mag.“ Da schwur der Kö-nig und sagte: „Hätte ich ihn hier, ich wollte ihn neben Dir henken lassen!“ und rief dem Griffon und Alloret; denen befahl

er: sie sollten an dem Berge einen Galgen aufrichten lassen, denn er müßte Malegys noch heute henken lassen. Da Malegys hörte, daß er hangen sollte, bat er den König und sagte: „Gnädigster Herr König! ich bitte, Ihr wollet mich noch leben lassen bis morgen, daß ich meine Sünden überlegen und dieselben bereuen kann! ich will Euer Majestät Bürgen stellen, daß ich nicht entfliehen will.“ Der König sagte: „Nein, Malegys; so ging es zu Paris auch, da Du den Genossen ihre Schwerter mitnahmest.“ Malegys antwortete: „Fürwahr, Herr König! so wahr ich Malegys heiße, ich will nicht entlaufen, es sei denn, daß Euer Majestät mit mir gehe.“ — „Was? sagte der König, Du falscher Laurer! ich soll mit Dir gehen?“ — „Ja, sagte Malegys; ich will Euer Majestät nach Montalban führen zu Reinold, und daselbst sollet Ihr freundlich und wohl empfangen werden. Ich bitte Euch, gnädiger Herr König! Ihr wollet Euch daselbst mit dem kühnen Helden versöhnen und ihn zu Gnaden annehmen. Wo aber nicht, so werden alle Eure Herren und Freunde von Euer Majestät abweichen und dem Reinold zufallen.“ — „Was! sagte der König, willst Du nun vom Frieden reden, da Du siehst, daß Du hangen mußt?“ Malegys sagte: „Herr König! ich will Euch meinen Vetter Roland zur Geißel setzen, daß ich Euch nicht entweichen will.“ Der König fragte Roland, ob er das thun wollte? Roland sagte: „Ja, Herr König!“ Der wußte aber nicht, was Malegys im Sinne hatte. Ungefähr um die halbe Nacht brauchte Malegys seine Kunst, daß er vom Gefängniß entledigt ward, ging vor des Königs Bette und sagte: „Herr König! Reinold hat entboten, wir sollen nach Montalban kommen, er will die Burg aufgeben.“ Der König erwachte aus seinem Schlaf, sah den Malegys vor seinem Bette stehen und wußte nicht, was er antworten sollte, denn Malegys hatte ihn bezaubert. Doch sagte er: „Ich wollte, daß wir schon auf

der Reise wären.“ Malegys sagte: „Herr König! stehet denn auf und lasset uns gehen!“ — „Nein! sagte der König, ich muß noch schlafen.“ Da nahm Malegys den König auf seine Schultern und trug ihn also schlafend nach Montalban und legte ihn daselbst in ein schönes Bett. Hierauf ging er zu Reinold und sagte zu ihm: „Vetter Reinold, ich bringe den König Karl in Eure Burg und gebe ihn Euch gefangen.“ Reinold verwunderte sich und sagte: „Wie geht das zu, daß Ihr den König gefangen bringet? seid Ihr doch sein Gefangner gewesen!“ — „Ja, sagte Malegys, es ist jetzt nicht anders, er ist Euer Gefangener.“ Reinold stand auf und fand es, wie ihm Malegys gesagt hatte. Indessen ging Malegys zu des Reinolds Brüdern und zeigte ihnen auch an, was sich mit dem König zugetragen hätte. Danach ward der König wach, sah sich um und sah Reinold sammt seinen Brüdern vor sich stehen. Da wurde er sehr traurig und mißzufrieden und sagte: „Dies hat Malegys durch seine Kunst gethan; Gott wird ihn darum strafen!“ Reinold fiel auf die Knie und bat den König um Gnade; der König aber schlug es ihm ab und wollte nicht. Da Rittsart dies hörte, ward er zornig und sprach: „Herr König! wo Ihr uns nicht zu Gnaden aufnehmen wollt, so müsset Ihr allhier sterben!“ — „Wie, sagte der König, willst Du, loser Schalk! Dich gegen mich aufwerfen und Gewalt an mir üben?“ Da trat Rittsart zu dem König und zog sein Schwert gegen ihn aus; aber Reinold war sanftmüthig, verhinderte es und sprach: „Was willst Du thun, Bruder? willst Du den König erschlagen? er ist unser Herr und wirds sein Lebtag bleiben!“ Da sagte der König zu Reinold: „Wollt Ihr mich gehen lassen in mein Lager?“ Da sagte Reinold: „Wollet Ihr Euch mit uns versöhnen und uns zu Gnaden aufnehmen?“ — „Nein!“ sprach der König. Da sprach Reinold: „Thut Ihrs nicht, Herr König, so müsset Ihr allhier sterben!“ Malegys hörte, daß der König so hart

war und sprach: „Herr König! versöhnet Euch mit Euren Vettern, das rathe ich.“ Da sprach der König: „Ich wills aber nicht thun und sollt ich gleich sterben! und verflucht mußt Du sein, Du loser Schelm! mit Deiner verfluchten Kunst hast Du mich hieher gebracht.“ Malegys sprach: „Herr König! bedenkt Euch wohl und machet mit Euren Vettern Frieden, oder es wird übel ablaufen!“ Adelhart sprach: „Vetter, ich sag Euch fürwahr! er muß Friede mit uns machen, oder er kommt nimmer wieder nach Frankreich.“ Wie Malegys sah, daß der König so hart war, sprach er: „Ich sehe, es ist vergebens; ich befehle Euch Gott! nun will ich keine Hand mehr gegen die Krone von Frankreich aufheben.“ Alsbald ging er und wurde ein Einsiedler und blieb wohl vier Jahre als solcher. Der König aber sprach: „Reinold, lasset mich in mein Lager gehen! ich will Euch gute Antwort geben.“ Reinold sagte: „Das ist uns lieb, Herr König! gehet hin, wenns Euch gefällt; wir haben Euch nicht gefangen.“ Mit diesen Worten nahm der König Abschied von Reinold und seinen Brüdern und kam in sein Lager. Als die Herren den König wieder sahen, waren sie froh, und empfingen ihn freundlich, denn sie hatten nicht anders gemeint, als Malegys hätte ihn umgebracht. Der König erzählte ihnen, wie ihn Malegys gefänglich dem Reinold nach Montalban geliefert, und wie ihn Ritsart bald erschlagen hätte, wenn ihn Reinold nicht beschützt und ihn fortgeleitet hätte. Alsbald ließ er den Herzog von Baierland zu sich fordern und befahl ihm, er sollte nach Montalban reiten und Reinold sagen, er solle kommen und sich in die Hand des Königs geben. Der Herzog that solches und ritt nach Montalban. Reinold stand auf der Zinne, sah den Herzog kommen, ging ihm entgegen und empfing ihn sehr freundlich. Der Herzog that seine Botschaft und sprach: „Edler Herr Reinold! der König von Frankreich hat mich zu Euch geschickt und begehrt, daß Ihr Euch gefänglich in seine Hand geben und zu ihm kommen sollet.“ Reinold sprach:

„Nein, das thu ich nicht! will er uns aber unser Leben schenken, so wollen wir in allem Gehorsam und Freundschaft zu ihm kommen, und Alles gut machen, was wir gegen seine Majestät verübt haben.“ Da sagte der Herzog: „Reinold! wenn Euch aber der König auf gut Geleit zu sich kommen ließ, wollet Ihr ihm dann die Schlüssel von der Burg überliefern?“ Reinold sprach: „Ja, so fern er uns kein Leid thun und sich mit uns versöhnen will!“ Da schied der Herzog von Reinold und ritt zu dem König und zeigte ihm an, was Reinold geantwortet hatte. König Karl wurde zornig, als er dies hörte, und sprach: „Wollen sie nicht gern, so will ich sie mit Gewalt zwingen! denn ich weiß, sie haben keine Lebensmittel mehr.“ Alsbald ließ er die Burg von allen Seiten bestürmen. Als Reinold dies sah, wurde er betrübt und sprach zu Clarissa, seiner Frau: „Beyart muß nun sterben, denn wir haben sonst nichts zu essen.“ Er ging in den Stall und wollte Beyart umbringen, um das Pferd zu essen, denn sie hatten die andern Pferde alle schon aufgezehrt. Rittsart sagte: „Bruder, laß Beyart leben und thue ihm nichts; wer weiß, was uns Gott geben wird!“ Diese Worte hörte und verstand das Roß, wie ein Mensch, und fiel auf seine Knie, als wenn es um Gnade bitten wollte. Als Reinold die Demuth des Pferdes sah, jammerte ihn dasselbe und er ließ es leben. Adelhart sprach: „Brüder, ich habe einen andern Rath gefunden, daß wir noch eine Zeitlang leben können. Wir wollen Beyart alle Tage, so lang er es ertragen kann, zur Ader lassen und von seinem Blut leben, bis es besser wird.“ — Dunay sah, daß sie nichts zu essen hatten, und sprach zu den Genossen: „Ihr Herren! Reinold muß gewiß mit den Seinigen noch Hungers sterben; denn sie haben ihre Pferde alle gegessen, bis auf Beyart.“ Roland und der Bischof Turpin waren über sie mitleidig und der Bischof sagte: „Roland! es ist eine Schande vor der Welt und eine Sünde vor Gott, daß wir unsere Verwandten vor Hunger vergehen lassen! Wir wollen den König bitten, weil er will, daß man die

Burg bestürmen soll, daß er Roland mit seinem Volk den Vorzug lasse; alsdann sollen sie die Burg ohne des Königs Wissen mit etwas Speise versehen." Die Herren sahen den Rath für gut an, gingen zum König und begehrten, er solle Roland den Vorzug vergünstigen. Der König bewilligte es gern und die Herren rüsteten sich und kamen vor Montalban. Als Reinold dies merkte, faßte er Herz zu streiten; denn er hatte noch eintausend fünfhundert Soldaten bei sich; König Yvo und Malegys hatten ihm auch Jeder eintausend und fünfhundert Mann geschickt. Gleichwohl war er traurig und sagte zu seinen Brüdern: „Jetzt stehen wir in großer Gefahr! denn Roland, Dunay, Ogier, Olivier und der Bischof Turpin kommen und wollen uns heimsuchen; und wenn sie Ernst gebrauchen, so können wir ihnen nicht lange widerstehen." Als sie nun Alles fertig hatten, und ihr Lager befestiget war, brachte ihnen der Bischof Turpin allerlei Proviant zu, also, daß Reinold mit seiner Gesellschaft beinahe ein Jahr genug zu essen hatte. Die Herren waren auch mehr dem Reinold, als dem Könige zugethan. Danach zogen sie zum König und zeigten ihm an, daß sie nichts hätten ausrichten können. Reinold und seine Gesellschaft freueten sich, daß sie soviel Proviant bekommen hatten, und er gab auch Beyart soviel zu essen, daß er innerhalb vierzehn Tagen wieder so stark wurde, als er jemals gewesen war. Nach diesem forderte Reinold seine Brüder zusammen und sprach: „Lieben Brüder! was sollen wir jetzt thun? bleiben wir länger hier, die Lebensmittel möchten wieder ausgehen. Ich rathe, daß wir nach der Burg Ardane ziehen, da können wir uns besser erhalten, als hier." Als Frau Clarissa dieses hörte, wurde sie betrübt und sprach: „Allerliebste Freunde! warum wollet Ihr in solcher Gefahr von mir ziehen?" Reinold sprach: „Es ist dem König allein um uns zu thun; darum wollen wir uns nach Ardane begeben, da werden wir sicherer sein als hier; und zudem thun wirs darum, daß Ihr Euch desto besser erhalten könnet mit dem was Ihr noch habt." Hierauf

nahm er Urlaub von seiner Frau und ritt mit seinen Brüdern auf dem Roß Beyart heimlich zu einer Wasserpforte hinaus, damit sie nicht verrathen würden. Als sie ein wenig von der Burg waren, ward es dem König Karl zu wissen gethan, daß Reinold mit seinen Brüdern auf dem Roß Beyart von der Burg entweichen und sich nach Ardane begeben wollte; da ließ er sogleich sein Volk waffnen und ritt ihnen nach. Alloret war am besten beritten, der war auch der Vorderste und ritt in aller Eil auf Reinold zu. Er stieß dem Reinold mit seinem Speer durch den Schild, daß jener vorn absprang und in dem Schilde stecken blieb; Reinold fehlte seiner auch nicht, rannte wieder auf ihn zu und stieß ihm mit seinem Speer durch den Schild und ihn selbst auch durch und durch, so daß er von dem Pferde fiel. Als der König sah, daß Alloret todt war, ritt er auch auf Reinold zu und meinte ihm desgleichen zu thun; aber Reinold war aufs beste beritten und nahm die Flucht nach dem Schloß Ardane. Als er nahe zu demselben kam, sahen sie von der Burg, daß es Reinold war, und eröffneten geschwind das Thor, daß er hinein kam. Als Reinold darinnen war, sah er nach dem Proviant, was für Vorrath da wäre. Mittlerweile schlug der König sein Lager vor Ardane, belagerte es in aller Eil und sprach zu Roland: „Mich dünkt, daß Reinold und seine Brüder mich je länger je mehr erzürnen und meinen, mir noch mit Beyart zu entkommen, welches sie oftmals aus der Gefahr errettet hat. Aber ich versichere, wofern ich das Roß einmal in meine Gewalt bekomme, so will ich es zur Stunde umbringen lassen!“ und bekräftigte es mit einem Eide, daß er von der Burg nicht weichen wolle, er hätte denn das Roß in seiner Hand und Reinold sammt seinen Brüdern gefangen. Reinold und seine Gesellschaft waren auf der Burg in großen Sorgen und befürchteten, sie müßten sie aufgeben und sich gefangen geben, denn sie konnten sich gegen die Gewalt des Königs nicht wohl erhalten. Der König kam selbst so nahe an die Burg, daß er den Reinold fragte, ob er sie aufgeben wollte? Reinold ant-

wortete dem Könige! „Ja! ich will sie Euer Majestät nicht weigern;“ und sprach weiter: „Gnädigster Herr König! gedenkt, daß Ihr unser Vetter seid, und daß ich Euch gefangen gehabt und Euch freiwillig wieder los gelassen habe!“ Indem bekam der König Nachricht, daß seine Schwester, Frau Aya, im Lager mit noch drei Königinnen, drei Grafen und mehren andern Herren angekommen wäre. Da verließ der König den Reinold und begab sich zu seiner Schwester, um zu vernehmen, was ihr Begehren wäre. Als Frau Aya zum Könige kam, fiel sie ihm mit den andern Königinnen zu Fuß und bat ihn freundlich, daß er Reinold und seine Brüder zu Gnaden annehmen wollte, denn der Krieg hätte nun in die sieben Jahre gewähret; desgleichen thaten auch die Genossen von Frankreich und andere Herren mehr. Als der König die Demuth seiner Schwester sah und wie sie ihm zu Füßen lag, wurde er durch ihr bitterliches Weinen bewegt und sagte: „Liebe Schwester! Du thust jetzt wie eine fromme Mutter; darum will ich Dein demüthiges Herz und freundliches Bitten ansehen. Wenn mir Reinold sein Roß Beyart geben will, meines Gefallens damit zu leben, so will ich ihn und seine Gesellschaft gnädig annehmen!“ Als Frau Aya diese Worte vom König, ihrem Bruder hörte, wurde sie hoch erfreut, lobte und dankte Gott heimlich in ihrem Herzen und sprach: „Gnädiger Herr Bruder! ich bitte, so es Euer Majestät beliebt, so will ich zu meinen Kindern in die Burg gehen und ihnen Eure Meinung anzeigen und fragen, ob sie die Burg aufgeben und sich in Euer Majestät Gnade begeben wollen.“ Der König sagte: „Ja, Schwester! gehet hin und verkündet ihnen, was ich Euch gesagt habe; denn es ist kein ander Mittel, mich zu versöhnen!“ Frau Aya war wohl zufrieden und ging in die Burg zu ihren Kindern; die empfingen sie sehr freundlich. Sie erzählte ihnen des Königs Begehren. Als Reinold und seine Brüder des Königs Willen durch ihre liebe Mutter ver-

nommen, sprach Adelhart: „Bruder, ich wollte lieber tausendmal Feindschaft gegen den König haben, als daß ich bewilligen sollte, was ich jetzt höre!“ Desgleichen sagten auch die andern Brüder. Als Reinold der Brüder Meinung angehört, sprach er: „Lieben Brüder! können wir unsere Versöhnung durch das Roß erwerben, so lasset es geschehen; so kommen wir aus der Gefahr, denn wir können des Königs Gewalt nicht widerstehen.“ Er ging deshalb zu seiner Mutter, Frau Aya, und sagte ihr: wie sie dem Könige das Roß gerne geben wollten, und noch viel mehr, wenn sich der König mit ihnen versöhnen lassen, sie zu Gnaden annehmen, und Alles verzeihen und vergeben wollte, was sie gegen seine Majestät gehandelt hätten. Die Frau, als eine getreue Mutter, ging wieder zum König und zeigte ihm die Antwort an, die sie von ihren Kindern empfangen hatte.

Wie die vier Heymonskinder dem König Karl das Roß Beyart übergaben, welches der König ertränken ließ; und wie Reinold ein Einsiedler wurde.

Als nun der Friede zwischen König Karl und des Heymons Kindern durch Fürbitte ihrer Frau Mutter Aya geschlossen war, kamen sie zusammen vor der Burg Ardane und ließen das Roß Beyart vor sich herführen. Als sie vor den König kamen, fielen sie ihm zu Füßen und baten ihn um Gnade. Der König hieß sie aufstehen und empfing sie in Gnaden im Beisein aller Edelleute und des ganzen Raths; solches geschah nicht ohne große Freude, und sonderlich der Frau Aya, ihrer Mutter. Danach nahm Reinold das Roß Beyart, gab es dem König und sagte: „Herr König! das Roß sei Euer Majestät übergeben, Ihr möget damit thun was Euch beliebt!“ Der König nahm es an und vollbrachte seine Verheißung damit. Er ließ ihm zwei Mühlsteine an den Hals binden und es von der Brücke

in das Wasser werfen. Das Roß ging anfänglich zu Grunde, kam aber bald wieder herauf und fing an zu schwimmen. Es sah alsbald seinen Herrn Reinold, eilte auf ihn zu, schlug die Steine ab, kam an das Land und lief dem Reinold nach. Es stellte sich so freundlich gegen ihn, als wenn es Verstand gehabt und hätte sagen wollen: „Warum hast Du mir das gethan?“ Als der König das sah, sagte er: „Reinold, gib mir das Roß wieder, es muß sterben!“ Reinold sagte: „Herr König! es ist Euer Majestät ungeweigert.“ und gab es ihm. Der König ließ ihm hernach an einen jeden Fuß einen Mühlstein binden und an den Hals zwei und hieß es wieder in das Wasser werfen. Beyart kam wieder über sich, sah seinen Herrn wieder, schlug die Mühlsteine zu Stücken und kam zu ihm. Als Adelhart dies sah, lief er zu Beyart und liebkoste es. Der König und die andern Herren verwunderten sich über des Rosses Stärke und begehrten von Reinold zum drittenmal das Roß. Da sagte Adel-

hart: „Verflucht mußt Du sein, Bruder, so Du das Roß wieder von Dir gibst!“ Reinold sagte: „Bruder, schweig still; soll ich um des Rosses willen des Königs Ungnade erregen?“ Da sagte Adelhart: „Ach Beyart! wie wird Dir jetzt für Deine treuen Dienste gelohnt, die Du meinem Bruder und uns Allen erzeigt hast!“ Reinold gab dem Könige das Roß wider seiner Brüder Willen und sagte: „Herr König! so es nun wieder herauskommt, fange ich es nicht wieder, denn es thut meinem Herzen zu weh.“ Da ließ der König dem Roß an den Hals einen Mühlstein binden und an jeden Fuß zwei und ließ es wieder in das Wasser werfen, und verbot dem Reinold, daß er sich nicht nach dem Roß umsehen sollte, sonst könnte es nicht zu Grunde gehen. Dennoch kam das Roß wieder über das Wasser, streckte den Kopf heraus und sah nach seinem Herrn, als wäre es ein Mensch gewesen, der nach seinem Freund gesehen hätte, daß er ihm helfen sollte. Es war aber vergebens, und zuletzt ging es zu Grunde, weil es Reinold nicht ansehen durfte. Als Reinold den Jammer des Rosses ansah, verschwor er sich, sein Lebtag kein Pferd mehr zu reiten, noch Sporen an seine Füße zu bringen und kein Schwert mehr an seine Seite zu gürten, und gelobte Gott, er wolle ein Einsiedler werden, und begab sich in einen wilden Wald. Doch dachte er daran, daß er zuvor nach Hause ziehen und für seine Kinder sorgen müsse, wenn sie aufwüchsen, was ein Jedes haben sollte. Also nahm er Urlaub vom Könige und von seinen Brüdern und ging nach Montalban; aber seine Brüder blieben bei dem Könige. Als er nach Montalban kam, ward er freundlich von seiner Hausfrau und seinen Kindern empfangen. Die Frau fragte ihn: „Wo sind Eure Brüder, Herr? und wo habt Ihr Beyart?“ Reinold sagte: „Liebe Frau, meine Brüder sind bei dem Könige geblieben und Beyart ist ins Wasser geworfen und ertränkt worden.“ Als die Frau das hörte, ward sie traurig und fiel in Ohnmacht.

Reinold hob sie auf und half ihr ins Bett und küßte sie freundlich; da kam sie wieder zu sich selbst. Sie weinte aber bitterlich; und Reinold tröstete sie und erzählte ihr Alles, was sich zugetragen, auch wie Beyart ertränkt worden war. Da sagte die Frau: „Das ist mir leid, daß Ihr das gute Roß habt verlassen müssen; jedoch aber ist mir des Königs Huld noch viel lieber, denn wir können seiner Macht doch nicht länger widerstehen.“ Als diese Rede ein Ende hatte, ließ Reinold seine Kinder zu sich fordern und schlug seinen ältesten Sohn Emerich zum Ritter, machte ihn zum Herrn über das ganze Land und gab ihm auch die Burg Montalban; den Andern gab er auch so viel Städte und Schlösser, daß sie sich wohl darauf erhalten konnten, ließ seiner Frau auch genug, küßte sie Alle, befahl sie dem lieben Gott und zog in der Nacht heimlich hinweg mit betrübtem Herzen.

Wie Reinold in eine Wüste zu einem Einsiedler kam, bei dem er drei Jahre blieb, und wie er hernach das heilige Land gewinnen half.

Als nun Reinold hinweg war, ließen sie ihn allenthalben suchen, fanden ihn aber nirgends. Da waren sie sehr bekümmert und riefen Gott fleißig an, daß er ihn bewahren wollte. Wie nun Reinold auf der Reise war, kam er in eine Wildniß. Da begegnete ihm ein Einsiedler, der hatte in funfzehn Jahren keinen Menschen gesehen; denselben grüßte er. Der Einsiedler dankte ihm und fragte, wie er daher gekommen wäre? und wer er wäre, und was er begehrte? Reinold antwortete ihm und sagte: „Herr! ich bin jetzt der traurigste Mensch, der jemals unter der Sonne gewesen ist; denn ich bin in zwanzig Jahren nicht fröhlich gewesen, weil ich Ludwig, des Königs Sohn aus Frankreich, erschlagen habe. Ich wollte meine Sünden gern beichten und Buße dafür thun, denn sie reuen mich von Herzen.“ Der Einsiedler sagte zu ihm: „Freund, ich höre

wohl, Ihr seid in grobe Laster gefallen und habt wider die Gebote Gottes gehandelt; das ist nicht gut! Nun wohlan! weil Euch Eure Sünden leid sind und Euch von Herzen reuen, so sollt Ihr dies thun, und auf Eure Knie fallen und Gott den Allmächtigen bitten, daß ers Euch verzeihen wolle, denn seine Barmherzigkeit erstreckt sich viel weiter als Eure Sünden." Wie Reinold also getröstet ward, war er etwas besser zufrieden und sprach: „Herr! ich will bei Euch bleiben, und was Ihr mir gebietet, will ich gern thun." Da sagte der Einsiedler: „Wurzeln und Kräuter soll Eure Speise sein, ohne Hemd und Schuh müßt Ihr gehen und also Armuth und Elend leiden." Reinold sagte: „Ja, Herr! das will ich Alles gern thun und wenn es noch mehr wäre." Also blieb er drei Jahre bei dem Einsiedler in der Wüste, lernte manch schönes Gebet von ihm, that wahre Buße und kasteite seinen Leib mit Fasten, Frost und Kälte dermaßen, daß er matt und krank davon wurde. Als Reinold sich also krank befand, klagte er es dem Einsiedler und sagte: „Herr, ich befinde mich sehr schwach und meine Kleider werden mir zu weit, dazu leide ich große Kälte; ich fürchte, ich werde es nicht länger ertragen können." Da der Einsiedler hörte, daß Reinold schwach war, tröstete er ihn und sagte: „Bruder, seid zufrieden und vertrauet auf Gott! der wird Euch nicht verlassen." Da Reinold anders keinen Trost bekam, seufzte er zu Gott und sagte: „Ach Gott! vom Himmel sieh herab und sei mir gnädig in meiner Strafe; ich muß jetzt vor Kälte und Hunger sterben!" Der Einsiedler schickte auch sein Gebet zu Gott, weil er ein großes Mitleiden mit Reinold hatte. Indem hörte er eine Stimme vom Himmel, die sagte, daß er seinem Mitgesellen sagen sollte, er solle ohne Verzug in das heilige Land ziehen und wider die Heiden streiten. Da der Einsiedler das hörte, ward er froh, rief Reinold und sagte: „Freund! es ist mir von Gott durch einen Engel befohlen, daß ich Euch sagen solle, Ihr sollet ohne Verzug in das heilige Land nach Jerusalem ziehen und

unsern Mitchristen helfen, daß sie das Land unter den christlichen Glauben bringen mögen." Da sagte Reinold: „Ach Herr! wie sollte ich das thun? es ist über fünf Jahre, daß ich mich verschworen habe, kein Pferd mehr zu reiten, auch kein Gewehr oder Waffen in meine Hand zu nehmen; und wenn ich den Eid brechen würde, so möchte mich Gott darum strafen." Der Einsiedler sagte: „Lieber Freund, seid Gott gehorsam und thut, was mir der Engel befohlen hat; ziehet in seinem Namen!" Reinold sagte: „So begehr ich freundlich von Euch, Ihr wollet Gott für mich bitten, daß er mich beschützen wolle!" schied darauf mit weinenden Augen von ihm und begab sich auf den Weg nach Ungarn, und kam nach Hrats, da St. Georgius begraben liegt. Daselbst fand er ein Schiff, damit fuhr er bis nach Slavonien und kam hernach bis in den Hafen von Tripolis.

Wie Reinold mit den Christen von Tripolis auszog wider die Türken und die Stadt Nazareth mit dem ganzen Land eroberte, und wie Malegys, sein Vetter, in dem Lager zu ihm kam.

Als Reinold zu Tripolis angelangt war, blieb er daselbst acht Tage und ruhte aus. Mittlerweile kam Zeitung, daß die Stadt Tiberias belagert sei und Akers in großer Noth stehe, und daß viele Christen da todt geblieben wären. Da versammelten die Herren vierzig tausend Mann, um die Stadt zu entsetzen, die Besten zu Pferd und zu Fuß. Als Reinold vernahm, daß die Christen auszogen, lief er zu Fuß auch mit, wie ein Pilger. Wie die Türken vernahmen, daß das Volk aus Tripolis gezogen war, eilten sie ihnen entgegen und wollten sie zurücktreiben; die Christen aber fielen auf ihre Knie und riefen Gott um Hilfe an, denn ihr Haufen war zu gering gegen die Türken. Als sie nun nahe an einander kamen, entsetzten sich die Christen vor der Türken Macht und wollten fliehen. Als Reinold dies sah, rief er mit lauter Stimme: „Nicht, Ihr Herren! nicht also; stellet Euch tapfer zur Wehr und

zweifelt nicht: Gott ist der beste Kriegsmann, der wird uns aus der Noth helfen und den Feind schlagen." Da ersah Reinold einen Pflaumenbaum, den zog er aus der Erde und wollte sich damit wehren. Als die Christen dies sahen, schrien sie: „O heilige Maria! was will doch dieser Pilger thun? hat weder Hosen noch Schuh, dazu keine Waffen, und will sich hier zur Wehr stellen! lasset ihm Waffen geben, damit er sich wehren kann!" Alsbald ward ihm ein Harnisch angethan, und aus dem Baum machte er einen Pilgerstab und erschlug den Tag viel Saracenen. Unterdessen drangen die Saracenen auf die Christen ein, daß sich die Christen fürchteten; aber Reinold, der kühne Held, zog allein voran und schlug ihrer wohl bei vierzig zu Tod, ehe die Andern herbeikamen. Als die Tripolitaner das sahen, schöpften sie neuen Muth und riefen Gott an, daß er den Pilger behüten wolle; griffen darauf mit Lust die Saracenen an, trieben sie in die Flucht und zertrennten das ganze Heer. Als Reinold sah, daß der Feind floh, eilte er ihm nach und erschlug Alles, was ihm zu Handen kam. Danach kam er wieder zu seinem Haufen und besah, wie viel ihrer geblieben waren, fand aber nicht mehr als zwanzig Todte und funfzehn Verwundete, welche er nach Akers führte. — Um dieselbe Zeit war Malegys auch viele Jahre in der Wüste gewesen; danach erfuhr er, wie die Saracenen den Christen große Drangsal anthäten. Da fiel er auf seine Knie und schickte sein Gebet zu Gott, daß er das Christenthum beschützen wolle. Indem hörte er eine Stimme vom Himmel, die ihm befahl von Gotteswegen, daß er ohne Verzug nach Akers gehen und daselbst helfen solle den Unfällen der Christen wehren; da würde er seinen Vetter Reinold finden, der Gott getreulich diene und dem Christenthume mit Gewalt beistehe. Als Malegys das hörte, freute er sich dessen und eilte sehr, daß er nach Akers kam. Indessen war der Feind in die Christenheit eingefallen und hatte sein Lager daselbst aufgeschlagen. Als Malegys nun bis gen Akers kam, fand er den Reinold daselbst. Reinold em-

pfing ihn ganz freundlich, grüßte ihn, und bewies Einer dem Andern große Ehre. Als Reinolds Mitgesellen das sahen, fragten sie ihn, wer der wäre? Reinold antwortete und sagte: „Ich sage für gewiß: wenn Gott und dieser Mann nicht gewesen, ich wäre schon lange todt! denn er hat mich und meine Brüder durch seine Kunst oftmals aus großer Gefahr errettet; er ist Malegys genannt und ist mein Vetter.“ Unterdessen rüsteten die Saracenen sich zum Streit und wollten die Christen überfallen; dies wurden die Christen gewahr und theilten sich in drei Theile. Malegys und Reinold begaben sich in den Vorderzug und gingen also dem Feind unter die Augen. Malegys erschlug viele Türken mit ihren Pferden, und Reinold schlug auch sehr tapfer mit seinem Pilgerstab auf die Türken und zertrennte ihre Ordnung. Als die Christen sahen, daß Reinold und Malegys so tapfer auf den Feind schlugen, verwunderten sie sich und griffen so heftig an, daß der Feind fast ganz auf dem Platze blieb. In dem Treffen sah Malegys den Sultan; da ritt er mit seinem Speer auf ihn zu, that ihm aber keinen Schaden. Der Sultan stach auch mit Gewalt auf Malegys, daß er vom Pferde fallen mußte. Da Reinold dies sah, daß sein Vetter vom Pferde war, überfiel er den Sultan und schlug ihn mit seiner Wehr, daß er vom Pferde fiel und starb. Da nahm Reinold das Pferd beim Zaum und gab es dem Malegys; der war nicht faul, setzte sich in der Eil wieder auf das Pferd, begab sich wieder unter den Feind und that großen Schaden.

Wie Malegys und Reinold in das heilige Land zogen und die Stadt Jerusalem belagerten und eroberten, und wie Malegys daselbst blieb.

Wie Reinold und Malegys wieder nach Akers kamen, erhielten sie Zeitung, daß die Türken die Stadt Jerusalem eingenommen hätten, worüber sich die Christen in der Stadt sehr betrübten. Sie hielten deshalb Rath mit Reinold und Malegys, wie

sie dem Feinde widerstehen möchten. Da sagte Malegys und bekräftigte es mit einem Eid, er wollte dahin ziehen, die Stadt wieder belagern und nicht davon abweichen, bis der Feind daraus vertrieben und vertilgt wäre, oder er wolle davor bleiben. Als diese Verheißung geschehen, versammelten die zwei tapfern Ritter Reinold und Malegys all ihr Volk, das sie haben konnten, zogen vor die Stadt Jerusalem und belagerten sie, daß nichts aus- oder einkommen konnte. Als die Türken sahen, daß sie belagert waren, fielen sie mit ganzer Macht heraus und vermeinten die Christen hinwegzutreiben; aber die Christen wurden solches gewahr, stellten sich in eine gute Ordnung und erwarteten den Feind. Als sich nun der Feind merken ließ, zog Malegys mit Reinold voran; sie fielen in des Feindes Lager und erschlugen sehr Viele, so daß sich Jedermann darüber wunderte. Nach diesem kam das ganze Heer der Christen, trieb die Türken nach der Stadt und blieb allda liegen bei sechs Monaten. Diese Zeit hatten sie manches Scharmützel mit einander; die Christen schossen täglich auf die Stadt und verderbten Alles; desgleichen schossen die Türken wieder heraus und beschädigten viele Christen. Bei einem solchen Scharmützel wurde der fromme und mannhafte Ritter Malegys mit einem Pfeil geschossen, daß er todt blieb. Als im Christenthume kundbar wurde, daß Jerusalem von den Christen belagert würde, kam den Christen eine große Anzahl Volks zu Hilfe aus Armenien, Ungarn und Antiochien, wohl an die dreißig tausend Mann. Als dies Volk angekommen war, begab sich Reinold zur Wehr und begann zu stürmen und wollte den Tod seines Vetters Malegys rächen. Der Feind fiel heraus mit ganzer Gewalt; aber Reinold, der keine andere Waffe als seinen Pilgerstab hatte, erschlug deren so viel, daß wenige wieder zur Stadt liefen. Deswegen gingen alle Hauptleute zu dem Sultan und sagten: „Wir wollen lieber im Streit, als vor Hunger sterben; darum lasset uns ausfallen

und versuchen, ob wir davon kommen können, und lasset uns uns wehren, so lange wir können, zu Ehren unsers Mahomets!" Als der Sultan seines Volks Begehren gehört, bewilligte er es und befahl ihnen, sie sollten sich dazu rüsten. Danach merkten sie fleißig, vor welcher Pforte Reinold lag; diese thaten sie nicht auf, sondern eröffneten das andere Thor und fielen heraus. Als die Christen, welche stets in guter Ordnung waren und fleißig Wache hielten, das vernahmen, thaten sie ihnen tapfern Widerstand und setzten sich dermaßen wider den Feind, daß ihrer eine große Zahl todt blieb und eine große Menge sich gefangen gab. Als Reinold vernahm, daß der Feind an dem andern Orte ausgefallen war, schickte er das Volk, welches er bei sich hatte, auch dahin und blieb allein mit seinem Stab vor der Pforte liegen und wollte nicht von dannen weichen. Als der Sultan sah, daß Reinold allein daselbst war und das Volk nach den andern Pforten geschickt hatte, waffnete er sich, setzte sich zu Pferd und wollte sich hinaus begeben. Da griff Reinold das Pferd am Zaum, hieß ihn still halten und fragte ihn: ob er ein Christ oder Türke wäre? Der Sultan schwieg und wollte nicht still halten, sondern stieß das Pferd mit den Sporen, daß es laufen sollte. Reinold schlug das Pferd mit seinem Stabe, daß es zur Erde fiel. Als die Saracenen dies sahen, riefen sie überlaut: „Unser Sultan ist todt!" Als Reinold hörte, daß es der Sultan war, sprach er zu ihm: „Sultan, gib Dich gefangen, wo nicht, so mußt Du sterben!" Der Sultan sprach: „Ja, Herr! ich begehre nicht wider Euch zu streiten, ich gebe mich gefangen!" und befahl auch dem Volk, das er bei sich hatte, daß sie sich Reinold ergeben sollten. Danach ging Reinold mit dem Sultan auf die andere Seite der Stadt, wo die Christen noch heftig gegen die Türken stritten. Da befahl der Sultan seinem Volk, daß es inne halten und nicht mehr streiten, sondern Reinold die Stadt übergeben sollte. Danach

ließ Reinold seine Kriegsobristen versammeln und überlieferte ihnen den Sultan sammt den andern Gefangenen, welche sie alle mit sich in die Stadt führten. Als sie nun den Sultan in die Stadt gebracht hatten, begehrte er von den Christen, sie sollten die Gefangenen alle wieder losgeben und sein Volk wieder nach Hause gehen lassen, er wollte für sie gefangen bleiben und allen Schaden wieder ersetzen. Diese Bedingung trugen die Obristen dem Reinold vor und fragten ihn, was ihm davon dünkte? Reinold war ganz mitleidig und gab ihnen zur Antwort: sie sollten darinnen thun was ihnen gut zu sein dünke, er stelle es ihnen frei. Als die Obristen diese Antwort von Reinold hörten, ließen sie alle Gefangene los und nach Hause ziehen und behielten den Sultan allein gefangen. Als nun der Friede also zwischen den Christen und Türken gemacht war, und die Christen die Stadt Jerusalem, nachdem sie ein Jahr davor gelegen, wieder in ihrer Gewalt hatten, wollten sie Reinold daselbst krönen und für ihren Herrn halten. Reinold nahm es aber nicht an und bedankte sich gar höflich; er gedachte, daß ihm der Einsiedler befohlen hätte, sobald die Stadt gewonnen wäre, wieder zurückzukommen. Er ging daher zum Patriarchen von Jerusalem, fiel ihm zu Füßen und begehrte Lossprechung von seinen Sünden und dazu einen freundlichen Abschied, welches ihm gleich mit großer Feierlichkeit gewährt wurde. Darnach nahm er Urlaub von den andern Herren und ging zu Schiffe. Der Patriarch sammt den andern Herren begleiteten ihn bis an das Schiff und boten ihm große Geschenke und Kleinodien; aber Reinold wollte sie nicht annehmen, sondern sagte: er hätte versprochen die Tage seines Lebens in Armuth zu bleiben; begehrte also mehr nicht, als ihm nöthig wäre, um nach Marseille zu kommen. Danach fuhr er in Gottes Namen vom Lande, und war vierzig Tage und Nächte auf dem Wasser, ehe er nach Marseille kam. Als er nun daselbst war, hörte er, daß der König zu

Paris einen Zweikampf bekommen hätte, zwischen Guillon und des Reinolds Sohn Aymerich, und solches aus folgender Ursache. Nachdem Reinold mit dem König versöhnet und das Roß Beyart ertränkt war, verschwor sich Reinold, er wollte sein Lebtag kein Roß mehr besteigen, kein Gewehr und Waffen an seinem Leibe mehr tragen, und zog also heimlich hinweg und verließ Weib, Kind, Land und Leute. Darüber betrübte sich der König sehr und ließ deshalb Reinolds ältesten Sohn Aymerich zu sich kommen und belehnte ihn mit allen Gütern, die Reinold vorher gehabt und die er auch seinem Vater vor seinem Weggehen gegeben hatte, und führte ihn mit sich nach Frankreich. Er behielt ihn an seinem Hof und zog ihn allen andern Herren vor. Das verdroß die Räthe sehr, weil er noch jung und nicht über sechszehn Jahr alt war; sonderlich verdroß es die, welche Fuchsschwänzer waren und dem König Ludwig gerathen hatten, daß er mit dem Adelhart um seinen Kopf spielen sollte, aus welchem Spiele so groß Elend und Jammer entstanden war. Darum meinten sie dem Könige den Aymerich verhaßt zu machen, und beschlossen einen falschen lügenhaften Rath und sagten zum König: Aymerich hätte geschworen, er wolle den Schimpf und die Gewalt, welche man seinem Vater sammt seinen Brüdern angethan habe, ingleichen auch den Tod des Rosses Beyart noch rächen, woran doch Aymerich niemals gedacht hatte. Um dieser Ursache willen wurde der Kampf angefangen. Als Reinold dieses vernahm, zog er nach Paris und kam zu dem Könige wie ein armer Pilger. Der König fragte ihn, ob er nichts Neues gehört hätte von jenseits des Meeres und von der Stadt Jerusalem? Reinold sprach: „Gnädiger Herr König! ich komme jetzt davon her; die Christen haben die Stadt Jerusalem erobert, dazu das ganze Land, und solches ist vornehmlich geschehen durch Hilfe zweier Männer, so von hiesiger Gegend her gewesen sind.“ Der König fragte: wer diese gewesen wären? Da sagte er:

„Es ist Malegys und Reinold gewesen; die haben den Türken solchen tapfern Widerstand gethan und der Feinde so viel erschlagen, daß es unmöglich zu erzählen ist; und zuletzt wurde Malegys erschossen.“ Da fragte ihn der König: ob er nicht wüßte, wo Reinold wäre? Da antwortete er: „Gnädigster König! er steht jetzt vor Euer Majestät als ein armer Mann.“ Als der König das hörte, empfing er ihn ganz freundlich und Jedermann erfreute sich des Reinolds Wiederkunft, und sonderlich die Genossen von Frankreich; aber am meisten freute sich sein Sohn, und die Verräther betrübten sich. Der König ließ den Reinold sogleich köstlich kleiden und erzeigte ihm große Ehre. Nach diesem ging Reinold mit seinem Sohn Aymerich etwas lustwandeln und fragte ihn: wo Heymon, sein Vater und seine Brüder sammt seiner Mutter wären? Da sagte er: „Vater! sie ziehen herum und suchen Euch und haben geschworen, sie wollten nicht wiederkommen, sie hätten Euch denn gefunden!“ Als Reinold das hörte, weinte er bitterlich und war ihm gar unlieb, daß er seinen Vater, Mutter und auch seine Brüder nicht fand. Aymerich tröstete ihn und erzählte ihm, warum er den Kampf gegen Guillon auf sich genommen hätte. Da sprach Reinold zu Aymerich: „Mein lieber Sohn! fürchte Dich nicht; denn Gott, der den Rechtschaffenen niemals verlassen hat, der wird auch Dich nicht in der Noth verlassen.“ Also stärkte Reinold seinen Sohn und blieb so lange bei ihm, bis die Zeit heran kam, daß sie kämpfen sollten. Da waffnete sich der junge Ritter Aymerich zum Streit und setzte sich zu Pferde. Indem kam Guillon auch gewaffnet daher und rannte dem Aymerich mit seinem Speere durch seinen Schild. Aymerich, als ein junger, unverzagter und herzhafter Held, setzte wieder auf ihn zu, daß sie alle Beide von den Pferden fielen. Aymerich machte sich in aller Eil wieder auf und fiel mit seinem Schwert auf Guillon; Guillon war auch nicht faul und wehrte sich tapfer. Zuletzt aber gab Gott dem Ay-

merich Gnade und Sieg, so daß er den Guillon überwand und ihn todtschlug. Als Reinold sah, daß Guillon todt war, fiel er auf seine Knie, lobte und pries Gott für den erlangten Sieg. Danach ließ der König den todten Körper auf den Galgen schleifen und schaffte die Verräther vom Hof ab mit ihrem ganzen Geschlecht; aber Aymerich blieb bei dem König in hohen Ehren und wurde allen Herren und Edelleuten vorgezogen, und der König besserte ihm sein Lehen, gab ihm Land, Leute, Städte und Schlösser zu regieren und machte ihn zum Herrn darüber.

Wie Reinold vom König Karl Abschied nahm und seinen Sohn Aymerich verließ, gen Cöln kam und daselbst große Wunderzeichen verrichtete.

Als Aymerich im Kampfe den Sieg erhalten, und Reinold Gott um solche Wohlthat gedankt hatte, gedachte er hinfort sein Leben in williger Armuth und Einsamkeit zu endigen, und begehrte sein Brot im Schweiße seines Angesichts zu genießen. Er zog seine köstlichen Kleider aus, legte schlechte Bauernkleider an und begab sich heimlich aus des Königs Palast. So verließ er den König und seinen Sohn Aymerich sammt Allem, was er hatte, und begab sich auf das Land zum Ackervolke, wo er unbekannt war. Er that Feldarbeit, nährte sich von Milch und Brot, trank Wasser und war damit wohl zufrieden. Nun hörte er, daß die Stadt Cöln die heiligste und vortrefflichste Stadt in ganz Deutschland wäre wegen der heiligen Leiber und Reliquien, die allda ihr Blut um des christlichen Glaubens willen vergossen haben. Als der fromme und gottesfürchtige Mann nach Cöln kam, begab er sich in St. Peters Kloster; allda lebte er heilig und war Tag und Nacht emsig in seinem Gebet. Gott der Allmächtige erhörte sein Gebet und gab ihm Gnade, daß er Lahme und Krüppel gerade, Taube hörend und Blinde sehend machen konnte; auch erweckte er durch sein Gebet, welches er zu Gott that, einen Todten und gab ihn seiner Mutter wieder. Danach machte er ein Kind gesund,

welches viele Jahre lang das Fieber hatte; er trieb auch Teufel aus und erwies viele große Wunderzeichen, von denen noch zu lesen ist. In dem nächsten Fürstenthum, wie auch in dem Stift Cöln herrschte die abscheuliche Krankheit der Pestilenz sehr heftig. Da kamen viele Leute zu ihm und begehrten, er sollte Gott für sie bitten, daß er die gräuliche Krankheit von ihnen nehmen und seinen Zorn gegen sie lindern wolle. Reinold, der fromme und heilige Mann, fiel auf Eingebung des heiligen Geistes auf seine Knie und rief Gott getreulich an und bat ihn mit großer Andacht für das Volk, und Gott erhörte das Gebet des heiligen Reinold; er bewies seine Barmherzigkeit an dem Volk und nahm die Strafe der Pestilenz von ihnen, und sie dankten, lobten und priesen Gott. Nach Reinolds Tode feierten sie alle Jahre das Gedächtniß seines Namens und verkündigten alle seine Thaten und Wunder, die Gott durch ihn in seinem Leben gewirkt hat.

Wie der heilige Reinold zu Cöln von den Steinmetzen erschlagen wurde und sein Leichnam als eine heilige Reliquie nach der Stadt Dortmund kam.

Zu dieser Zeit war ein heiliger Mann zu Cöln Bischof, Agilolphus genannt, der war ein kluger und verständiger Mann und führte ein eingezogenes keusches Leben und gab Andern ein gutes Beispiel. Dieser Bischof regierte durch seine Weisheit alle Sachen, die das ganze Frankenreich angingen, und fing an St. Peters-Kirche zu bauen, ungefähr um das Jahr nach Christi Geburt 810. Er ließ deshalb überall in allen umliegenden Ländern und Fürstenthümern an Zimmerleute, Steinmetzen und andere Arbeiter mehr ausschreiben: wer Geld verdienen wollte, der sollte nach Cöln kommen, da würde er Arbeit genug finden. Also kam eine große Menge Volks dahin. Unter Andern gab sich auch Reinold an; der wurde sogleich zu einem Regierer und Oberhaupt der andern Werkleute gesetzt, dieselben zur Arbeit an-

zutreiben, und begab sich auch selbst mit an die Arbeit und that mehr Arbeit als vier oder fünf Andere. Wenn die Andern zum Essen gingen, so trug er so viel Steine und Kalk zu, daß sie schier einen ganzen Tag genug hatten. Er trug ihnen Steine zu, an deren Einem ihrer fünf genug zu tragen hatten. Wenn Andere zu Bett gingen, so blieb er auf den Steinen liegen. Er aß des Tages nur ein Gerstenbrod, trank Wasser und begehrte des Tages einen Weißpfennig zum Lohne. Der Werkmeister fragte nach seinem Namen und wo er zu Hause wäre; er sagte es ihnen aber nicht, blieb verschwiegen und that seine Arbeit. Da nannten sie ihn St. Peters Werkmann, denn er war gar fleißig in seinem Vorhaben. Als die Meister den Fleiß dieses heiligen Mannes sahen, warfen sie den andern Knechten ihre Trägheit vor und sagten, sie nähmen viel mehr Lohn als dieser fromme Mann und thäten nicht den vierten Theil seiner Arbeit; er thäte allein auf einen Tag so viel als sie in fünf Tagen, und begehre doch nicht mehr als einen Weißpfennig. Um solcher Ursache willen wurden die andern Arbeitsleute diesem heiligen Manne feind und mochten ihn nicht länger dulden. Sie machten also einen heimlichen Anschlag, daß sie ihn todtschlagen wollten. Nun wußten sie, daß dieser heilige Reinold eine Gewohnheit hatte, die Kirchen zu Cöln zu besuchen, wo er seinen Ablaß holte, sein Gebet zu Gott in allen Kirchen schickte und Almosen austheilte. Sie wurden daher einig, daß sie an dem Orte, wo seitdem St. Reinolds Kapelle oder Kloster errichtet ist, auf ihn warten und ihn umbringen wollten, wie auch geschah. Dieses wurde dem heiligen Manne durch ein Gesicht geoffenbart. Er aber eilte desto eher zu der bestellten Marter, als wenn er zu einer Hochzeit hätte gehen sollen, befahl sich Gott dem Herrn und Christo seinem lieben Sohn und Maria seiner Mutter, und gab sich den Mördern in ihre Hände, auf daß er ein Märtyrer würde und seine Seele in Gottes Reich käme. Als die Mörder ihn sahen,

zerschlugen sie ihm sein Haupt, daß ihm das Hirn heraus floß. Danach steckten sie Reinolds Leichnam in einen Sack, füllten denselben vollends mit Steinen an und warfen ihn in den Rhein, in der Hoffnung, der Sack sollte unter dem Wasser bleiben, daß ihre Schandthat also verborgen bliebe. Aber Gott ließ es nicht zu, sondern gab Gnade, daß der Sack wieder über sich und an das Ufer zu liegen kam, obgleich der Rhein sehr stark lief. Da ward sein Leichnam gefunden und erkannt, und die Seele des hei-

ligen Märtyrers Reinold mit großem Lobgesange von den Engeln vor des Himmels Thron geführt. Um diese Zeit war die Stadt Dortmund auch zum christlichen Glauben bekehrt, und die Bürger schickten Boten nach Cöln zu dem Erzbischof und begehrten demüthig, er wolle ihnen Einiges von den Heiligthümern mittheilen, die sich in dieser heiligen Stadt befänden. Der Bischof rief die ganze Geistlichkeit zusammen und berieth sich mit ihnen, was für einen Heiligen er denen von Dortmund geben

sollte, der ihnen am nützlichsten wäre. Als sie also Rath hielten, zeigte Gott ihnen an, daß der heilige Reinold ihnen am segensreichsten sei. Wie nun Reinolds Leib mit dem Kasten auf dem Wagen stand, fing dieser von selbst an zu laufen bis nach Dortmund, ohne Pferde und ohne menschliche Hilfe, und blieb an dem Orte stehen, wo die Kirche von St. Reinold hingebaut steht, wie noch heut zu Tag allda zu sehen ist. Als der Bischof sammt seinen Geistlichen dieses sah, folgten sie dem heiligen Manne zu Ehren mit einer Prozession und unter Lobgesängen nach und begleiteten den Kasten wohl drei Meilen Weges. Also ist der heilige Reinold ein Beschützer der Stadt Dortmund, und man hat öffentlich gesehen, wie er dort auf der Stadtmauer gestanden und den Feind, der die Stadt belagert hielt, abgetrieben; und dergleichen Wunderwerke hat Gott mehr durch ihn gewirkt, wie in den Legenden zu lesen ist.

Geschichte
von dem
gehörnten Siegfried.

Wie Siegfried von seinen Aeltern wegzog und den Drachen erschlug.

Es wird in alten Geschichten gemeldet, wie König Artus in Britanien zu seiner Zeit stattlich Hof hielt und viele bewährte Helden bei sich zur Tafelrunde versammelte. Um diese Zeit wohnte in den Niederlanden ein König mit Namen Sieghart. Derselbe zeugte mit seiner Gemahlin einen einzigen Sohn, Siegfried genannt, und dieser stand viele Abenteuer und Gefahren aus, von denen in diesem Buche Nachricht gegeben wird.

Der Knabe Siegfried ward groß und stark; gab darum weder auf Vater noch Mutter etwas, sondern sann alle Zeit darauf, wie er sein eigen und ein freier Herr werden möchte, und machte damit seinen Aeltern große Sorge. Der König pflog deswegen mit seinen Räthen Rathes, und diese riethen ihm, wenn sein Sohn nun einmal nicht daheim bleiben möchte, so sollte man ihn ziehen lassen, damit er etwas ausstehen und sich endlich eines Bessern bedenken möchte; vielleicht würde auch noch ein großer Held aus ihm. Obwohl nun der König ungern darein willigte, so ward doch endlich beschlossen, daß man den Knaben ziehen lassen sollte. Siegfried aber konnte die Zeit nicht erwarten, bis ihn sein Vater ausgestattet hätte, und zog daher ohne Urlaub davon, um seine Abenteuer zu versuchen. Indem er nun

durch manch Gehölz und Wildniß geht und ihn der Magen zu mahnen beginnt, sieht er von ungefähr ein Dorf vor einem dichten Walde liegen, da ging er hinein. Nächst dem Walde außerhalb des Dorfes wohnte ein Schmied; zu dem ging Siegfried und sprach ihn an, ob er keinen Jungen oder Knecht vonnöthen hätte. Siegfried mußte thun, was er konnte, denn er war des Hungers nicht gewohnt, war weit gegangen und hatte in fast zwei Tagen nichts gegessen; wieder nach Hause zu kehren schämte er sich, und der Weg war auch zu weit. Der Schmied nun, wie er sah, daß Siegfried ein wackeres und starkes Ansehen hatte, ließ es sich wohl gefallen und gab dem Siegfried zu essen und zu trinken, wie derselbe dessen bedürftig war; und da es fast Abend war, so ließ er ihn zu Bette weisen. Am Morgen aber rief der Meister den Jungen und Knechten und wies auch den Siegfried zur Arbeit an, um zu sehen, wie sich derselbe dazu anstellen möchte. Da schlug Siegfried mit so gewaltiger Stärke

auf das Eisen, daß es entzwei brach und der Ambos fast zur Hälfte in die Erde sank. Der Meister erschrak deß, ward unwillig, nahm den Siegfried beim Kopf und zauste ihn ein wenig. Siegfried, der solches Dinges nicht gewohnt und darum erst seinen Aeltern entlaufen war, weil er keinen Zwang leiden mochte, wollte auch des Meisters Schläge nicht erdulden, nahm ihn beim Kragen und warf ihn wider Gottes Erdboden, daß er sich in langer Zeit nicht besinnen konnte. Nachdem der Meister aber wieder zu sich gekommen war, rief er seinen Knechten, daß sie ihm zu Hilfe kommen sollten; diese empfing Siegfried eben so wie seinen Meister, und dieser war fortan auf Mittel und Wege bedacht, wie er den Siegfried wieder los werden möchte. Nachdem nun der Meister und seine Knechte von Siegfried so wackere Schläge bekommen hatten, mußten sie sich zu Bett legen; nachdem aber die Nacht vergangen war und der Tag zu lichten begann, rief der Meister den Siegfried und sprach zu ihm: „Ich bin gerade jetzt der Kohlen sehr benöthigt, darum mußt Du in diesen Wald gehen und mir einen Sack voll holen, denn es wohnt ein Köhler darin, mit dem ich allezeit handle.“ Er verhoffte aber, der Drache, welcher in dem Walde bei einer Linde wohnte, — eben da, wohin er den Siegfried gewiesen hatte, — würde ihn tödten und verschlingen. Siegfried geht ohne alle Sorge in den Wald, indem er nicht anders meint, als daß er Kohlen holen soll; wie er aber zu der Linde kommt, sieh! da fährt der ungeheure Drache auf ihn zu und will ihn verschlingen. Siegfried bedenkt sich nicht lange, sondern reißt den ersten Baum, welcher ihm in die Hand kommt, aus der Erde und wirft ihn auf den Drachen. Der Drache verwickelte sich mit seinem Schwanze so in die Aeste und Zweige des Baumes, daß er nicht sogleich wieder loskommen konnte. Da ersah sich Siegfried seines Vortheils wohl, riß immer mehr Bäume aus und warf sie auf den Wurm; danach lief er eilend zu einem Köhler, holte sich Feuer

und zündete die Bäume über dem Wurme an, so daß derselbe mit sammt den Bäumen zu Asche verbrannte. Da floß das Fett von dem Drachen wie ein Bächlein unter den Bäumen hervor. Siegfried tauchte den Finger in das Fett und wie dasselbe erkaltete, wurde es hartes Horn. Als Siegfried solches gewahr ward, zog er sich sogleich ganz nackend aus und überstrich sich mit dem Drachenfette seinen ganzen Leib. Nur zwischen den Schultern bestrich er sich nicht, denn er konnte nicht wohl dahin gelangen; und so ward er am ganzen Leibe mit einem undurchdringlichen Panzer überzogen bis auf den Ort zwischen den Schultern; da allein blieb er verwundbar. Solches ist die Ursache, warum er der gehörnte Siegfried genannt worden ist.

Wie Siegfried zum Könige Gilbald kam, und dessen Tochter Florigunde von einem Drachen entführt ward.

Als Siegfried nun bemerkte, daß er am ganzen Körper gepanzert war, da dachte er bei sich: „Nun kannst du hinfort als ein gewappneter Ritter hingehen, wohin es dir gefällt!“ Er begab sich daher an den Hof eines weltberühmten Königs, Namens Gilbald. Derselbe nahm ihn an und auf, und Siegfried brachte es bald dahin, daß ihn Jedermann an dem Hofe werth und hoch hielt. Dieser König Gilbald hielt damals Hof zu Worms am Rhein und hatte drei Söhne und eine überaus schöne Tochter, die hieß Florigunde. Nun begab es sich einmal an einem heißen Mittage, daß sich die Jungfrau an ein Fenster stellte, um frische Luft zu schöpfen. Da kam ein großer, ungeheurer Drache daher geflogen, daß es nicht anders schien, als ob die Burg ganz in Feuer stände; und der Drache führte die schöne Jungfrau mit sich fort in die Luft hoch über das Gebirge hinweg, so daß man seinen Schatten über eine Viertelmeile weit das Gebirge bedecken sah. Da sah man Vater und Mutter der Jungfrau in solchem Gram und Aengsten, daß es nicht zu beschreiben ist, und

vornämlich weinte die Mutter Tag und Nacht, daß sie ganz blöde Augen bekam. Wie nun der Drache die Jungfrau auf den Drachenstein gebracht hatte, legte er sein Haupt in ihren Schooß und entschlief; und so über alle Maaßen groß war seine Stärke, daß der Fels von seinem Odemholen erschütterte. Nun mögt Ihr leicht denken, wie der Jungfrau zu Muthe gewesen sein mag, daß sie bei einem solch scheußlichen Wurm wohnen sollte, und wie über alle Beschreibung große Herzensangst und Wehklage sie da geführt. Als aber der heilige Ostertag herangekommen war, da verwandelte sich der Drache in einen Menschen, und die Jungfrau redete ihn an: „Werther Herr! sagte sie, wie übel habt Ihr an mir gethan, so wie an meinen herzliebsten Aeltern und vielgeliebten Brüdern! Weil es nun so viele und lange Tage her ist, daß Ihr mich an diesen Ort geführt habt, so begehre ich herzlich, meine theuern Aeltern und Geschwister wieder zu sehen, und bitte Euch, Ihr wollet mich zu ihnen führen; ich will Euch hier ein festes Gelübde ablegen, daß ich wiederum mit Euch auf diesen Fels zurückkehren will, oder wohin Ihr mich sonst führen wollt.“ Da sprach das Ungeheuer zu der Jungfrau: „Du bittest vergeblich; denn Du wirst nicht allein Vater, Mutter und Brüder nicht mehr sehen, sondern auch keinen einzigen Menschen nimmermehr!“ Das war der Jungfrau ein Donnerschlag in Seele und Herz. Wie sie nun so in Aengsten und Todesschrecken da saß und kein Wort mehr zu reden vermochte, sprach er zu ihr: „Du darfst Dich nicht so sehr grämen, noch weniger Dich meiner schämen; denn obschon ich mich jetzt wieder in einen Drachen verwandle, so werde ich doch heute über fünf Jahre wieder zu einem Manne. Und Du mußt also noch bei mir harren fünf Jahre und einen Tag; dann aber wirst Du meine Frau. Hiernach magst Du Dich richten und Dir die Zeit nicht lang werden lassen; denn zuletzt mußt Du doch mit mir nach der Hölle fahren, wo dann jeder einzelne Tag sein wird wie ein Jahr.“ Wie die Jungfrau

diese erschrecklichen Worte hörte, bebte sie am ganzen Leibe und wäre schier in Ohnmacht gesunken. Sie schrie zu Gott im Himmel von ganzem Herzen, getröstete sich seiner heiligen Zusagung und theuern Verheißung und bat ihn inbrünstiglich, er wolle doch zum wenigsten ihre Seele bewahren und sie durch seinen gnädigen Willen von diesem schweren Gefängnisse entledigen und befreien. Weiter schrie die Jungfrau in ihrem Jammer: „Ach! daß meine Brüder mein Gefängniß wüßten! ich weiß, sie hälfen mir daraus und ließen ihr Leben darum. Ach! daß mein herzlieber Vater wüßte, wo ich bin! er würde mich sicher erlösen. Ach! wie erbarmet mich meine theure Mutter! denn ich weiß, daß sie Tag für Tag so wie ich weinet, daß ihr das rothe Blut aus den Augen dringt.“ Solches Geschrei und jämmerliches Klagen trieb die tugendhafte Jungfrau bei Tag und bei Nacht, so daß sie oftmals ganz kraftlos in Ohnmacht danieder sank.

Wie Siegfried auf einem Turnier Ehre gewann, ein Ritter ward und auszog, die schöne Florigunde zu erlösen.

Nachdem der König Gilbald und seine Gemahlin sich genug gehärmt und Leid getragen hatten, beriethen sie sich endlich und schickten Boten aus in alle Lande, welche ihre Tochter Florigunde suchen sollten. Da erhielten sie endlich Kundschaft, daß die Jungfrau auf dem Drachenstein von dem Drachen verwahrt gehalten würde, sowie, daß sie Niemand als ein einziger Ritter mit unerhörten Abenteuern und Gefahr zu erlösen vermöchte. Indessen vergingen an vier Jahre, daß die Jungfrau auf dem Steine verharren mußte; und wenn also auch das fünfte Jahr hingeschlichen wäre, es würde mit der Jungfrau nicht zum Besten abgelaufen sein. Nunmehr war Siegfried zu seinen männlichen Kräften gekommen, so daß er Bären und Löwen fing und dieselben zum Gespötte an die Bäume hing, worüber sich Jedermann verwunderte. Eines Tages war Siegfried auf Kundschaft

der schönen Florigunde etwas fern ausgeritten, da begegnete ihm in einem engen Wege ein großer Bär; denselben fiel er tapfer an, tödtete ihn und henkte ihn an den nächsten Baum, denn das war sein Gebrauch. So begab sichs auch, daß der König Gilbald mit seinem Hofgesinde einst auf die Jagd geritten war, um sich die schwermüthigen Gedanken zu vertreiben; da war er etwas fern von seiner Gesellschaft in den Wald gekommen. Er wußte nicht wo er war, und es war Niemand bei ihm als Siegfried, der ihn überall begleitete. Da lief ein großer starker Eber auf den König zu. Der König wollte ihn mit seinem Spieß erstechen, aber Siegfried kam ihm zuvor und schlug dem Eber mit seinem Schwert den Kopf von einander, daß er todt zur Erde fiel, worüber sich der König verwunderte. Wie nun das Lob von dem edlen Siegfried sich weit und fern in allen Landen ausbreitete, so ward der König Gilbald demselben täglich mehr gewogen. Nicht lange danach kamen der König aus Frankreich, der König aus Spanien, der König aus England, der König aus Schottland und andere mehr zu dem Könige Gilbald, ihn und seine Gemahlin wegen ihrer Tochter zu trösten. Da ließ er ein Turnier und Stechen ausschreiben, damit er sehe, wie Siegfried sich dazu schickte; denn er setzte alle seine Hoffnung auf denselben, weil er hörte, daß sein Lob in so fernen Landen ausgebreitet war. Demnach wartete ein Jeder auf den angesetzten Tag, damit man sehe, wer das Beste auf dem Turnier thun und das Lob davon tragen würde. Als nun der angesetzte Tag erschienen war, kam ein Jeder wohlgewappnet und gerüstet auf den Kampfplatz; da ward die Bahn gleich getheilt, also, daß Keiner vor dem Andern einigen Vortheil hatte. Es ward allhier ritterlich gestochen, also, daß mancher Ritter den Sattel räumen mußte; aber Siegfried war nicht einmal im Sattel bewegt worden. Darum wurde ihm auch nach vollendetem Stechen und Turnieren der Preis zuerkannt und er bekam zur Verehrung eine

schöne goldne Kette, daran ein köstliches Kleinod von sehr großem Werthe hing. Da das die anwesenden Könige, Fürsten, Grafen und Herren sahen, ward der edle Siegfried mit ihrer aller Einstimmung geehrt und zum Ritter geschlagen. Da ging es zu mit großer Pracht und Herrlichkeit, so daß man viel davon schreiben könnte. Wie nun die ganze werthe Ritterschaft Urlaub genommen und der Ritter Siegfried ihnen das Geleit auf etliche Meilen Weges gegeben hatte, kehrte er wieder heim und fand den König Gilbald nebst seiner Gemahlin ganz traurig und betrübt. Denn dieselben waren auf ihre Tochter Florigunde zu reden gekommen, und davon war ihr Herz in Aengsten und Trauer gerathen. Siegfried tröstete sie aufs Beste, wie er nur konnte, und sprach: „Euer Majestät sollten Ihr übermäßiges Trauern einstellen und fahren lassen! ich hoffe, nächst Gott Eure Tochter bald zu erlösen.“ Wie sie wieder ein wenig gutes Muthes waren, nahmen sie das Nachtmahl und legten sich schlafen. Des Nachts hatte Siegfried einen Traum, daß er die schöne Florigunde sah, wie sie leibte und lebte, und hatte darüber große Freude. Als nun die Nacht vergangen war und die Sonne allmählich den Tag verkündigte, da erwachte Siegfried, stand auf und legte seine Kleider an. Da kam ihm eine Lust an zu jagen; er rief daher seinen Hunden und ritt mit ihnen hinaus. Nach einer Weile kam er in einen dichten Wald, wo sich kein Wild blicken ließ. Siehe, da läuft einer seiner besten Spürhunde in das Gehölze; dem eilte Siegfried mit Begierde nach, und so kam er von ohngefähr auf die Spur, wo der Drache mit der Jungfrau hingefahren war. Siegfried eilte seinem Hund und der Spur des Wurms bis an den vierten Tag, ohne zu essen und zu trinken, nach, bis er endlich am vierten Morgen in das hohe Gebirge kam. Siegfried aber vergaß sich selbst und gedachte stets an die schöne Florigunde. Wie er aber merkte, daß sein Pferd matt wurde, ließ er es ein wenig grasen, weil kein Hafer vor-

handen war; und weil er selbst auch matt war, wollte er auch ein wenig ruhen. Siehe, da lief ein großer Löwe aus dem Walde gegen Siegfried zu; der aber dachte: „Hier ist nicht lange zu überlegen!“ griff demselben, wie einst Simson gethan hatte, beherzt in den Rachen und riß ihn von einander, daß er todt vor ihm lag. Da nahm er den Löwen, hing ihn an einen Baum, sattelte sein Pferd und eilte seinem Hunde nach, denn derselbe zeigte ihm allezeit den Weg. — Wie nun Siegfried wieder auf sein Roß gesessen und noch nicht gar weit geritten war, begegnete ihm ein gewappneter Ritter, der sprach ihn also an: „Du junger Mann, wer Du auch bist, ich sage Dir, Du kommst ohne Schwertstreich nicht von dannen, Du gibst Dich denn mir gefangen; wo nicht, so mußt Du von meinen Händen sterben!“ Damit hob er sein Schwert in die Höhe. Siegfried bedachte sich nicht lange, griff zu seinem guten Schwert und sprach: „Du viel kühner Ritter, wer Du auch seist, nun wehre Dich männlich, denn es wird fast nöthig sein! Ich will Dich bald lehren, wie Du einen beherzten Ritter auf freier Straße anfallen sollst!“ Damit schlugen sie kräftig zusammen, daß die Funken herumflogen. Da sprach der gewappnete Ritter zu Siegfried: „Ich sage Dir, Held, gib Dich mir gefangen! denn Du bist nicht gewappnet, darum magst Du mich nicht bestehen.“ Siegfried sagte: „Ich will Dir Deine Waffen bald auflösen!“ und führte darauf einen so harten Streich auf den Ritter, daß er ihm damit das Visir wegschlug. Da sprach der Ritter zu Siegfried: „Das soll Dir übel bekommen, denn ich habe Dich bisher geschont!“ Damit holte er gewaltig aus und dachte mit dem Streich Siegfrieden das Haupt zu spalten. Aber Siegfried fing den Streich behend auf und traf den Ritter zugleich in den Hals, daß er vom Pferde zur Erde sank. Siegfried sprang geschwind vom Pferde, ging zu dem Ritter und besah seine Wunden. Da er nun merkte, daß sie tödtlich waren, gereuete es ihn gar sehr, daß er den Ritter so verwundet hatte.

Er zog ihm den Harnisch ab, indem er meinte, wenn er frische Luft schöpfte, würde er wieder zu sich selbst kommen. Es half dem Ritter aber nicht, als daß er noch etliche wenige Worte zu reden vermochte. Siegfried sprach: „Nun sage mir, viel edler Ritter, von wannen bist Du und wie heißt Dein Name, und was ist die Ursache, daß Du mich so freventlich angerannt?" Der Ritter antwortete: „Ich wollte Dir Alles sagen, wenn ich nur noch so viel Kräfte hätte; aber sage mir, wer bist Du?" Siegfried, der gern eine Kunde von dem Ritter erlangt hätte, antwortete ihm bald und sagte: „Ich werde genannt der gehörnte Siegfried." Als der Ritter dieses hörte, sagte er: „Mein viel edler Ritter, bist Du der, so habe ich viel von Dir sagen hören. Aber ich weiß, daß meines Bleibens nicht länger hier ist. Darum, edler Ritter Siegfried, nimm meinen Harnisch und Schild, denn es wird Dir fast Noth thun. Hier in diesem Walde wohnet ein großer Riese, Wolfgrambär genannt; derselbe hat mich bezwungen, daß ich sein Gefangener bin. Denn ich bin aus der Landschaft Sicilien gebürtig und auf Abenteuer ausgereist, und so bin ich von ohngefähr in den Wald gekommen, wo mich dann dieser Riese überwunden und mich ihm unterworfen hat, so lange bis ich ihm fünf Ritter wieder unterwürfig machte; alsdann sollte ich wieder auf freien Fuß gestellt werden. Nun habe ich ihm nicht mehr als Einen bezwungen und werde ihm ferner keinen mehr bezwingen. Nun wollte ich, gestrenger Ritter Siegfried, noch viel mehr sagen von sonderlichen Abenteuern, die noch in diesem Walde vorhanden; wegen eines Drachens, der eine schöne Jungfrau gefangen hält — aber ach leider! ich muß scheiden." Damit gab er seinen Geist auf. Als Siegfried dieses hörte und den Ritter so plötzlich dahin scheiden sah, so fehlte wenig, er wäre in eine Ohnmacht gesunken. Eine lange Weile dachte er hin und her, wie er seine Sachen angreifen wollte, und beklagte den Ritter sehr schmerzlich: „Ach Du edler

Ritter! sagte er; wollte Gott, Du wärest noch am Leben, damit ich mehr von Dir erfahren möchte, wo die schöne Florigunde anzutreffen wäre; aber, ach leider! das mag nun nicht sein!" Siegfried nahm von des Ritters Waffen nicht mehr als den Schild und die Sturmhaube. „Denn, sprach er: ich habe nun in drei Tagen keine Speise genossen und bin deshalb sehr matt, so daß ich den ganzen Küraß nicht tragen mag. So habe ich auch einen guten Harnisch an meiner hörnenen Haut." Damit setzte er die Sturmhaube auf sein Haupt und nahm den Schild in seine Hand, setzte sich wieder auf sein Roß und ritt weiter in den Wald, seiner Spur nach, in Hoffnung, die schöne Florigunde anzutreffen und zu erretten, oder sein Leben darum zu lassen.

Siegfried trifft den Zwergenkönig Egwald und kämpft mit dem Riesen Wolfgrambär.

Wie er nun in solchen Aengsten eine gute Weile verharrt hatte, unwissend, daß er so nahe an dem Drachenstein war, trieb er sein Roß mit den Sporen an, um eilend das Ende des Waldes zu gewinnen. Siehe! da kommt ein Zwerglein, das hieß Egwald, auf einem kohlschwarzen Rosse daher geritten, in überaus köstlichen Kleidern, wie ihm denn wohl zu tragen gebührte, denn es war ein König von großem Reichthume. Wie nun der Zwerg, König Egwald, des gehörnten Siegfried ansichtig ward, grüßte er ihn tugendlich. Siegfried bedankte sich und bewunderte seine kostbare Kleidung und sonderlich seine überaus künstliche Krone. Auch seine Begleitung setzte Siegfried in Staunen; denn der Zwerg hatte achttausend Zwerge bei sich, die waren alle wohl geputzt und gewappnet. König Egwald erkannte den Siegfried sogleich und erbot sich mit seinem Gefolge in seine Dienste; denn sein gut Gerücht war auch unter diese Zwerge erschollen. König Egwald konnte sich jedoch nicht genugsam verwundern, wie und warum Siegfried doch an diesen Ort gekommen sei, und fragte

ihn daher, was doch die Ursache sei, daß er sich an diesem Orte allein aufhalte, zumal da derselbe sehr gefährlich sei. Siegfried dankte Gott, daß er ihm Mittel und Wege zugeschickt hätte, sein Vorhaben weiter ins Werk zu setzen, und bat den König, er sollte ihn doch seiner Tugend und Treue genießen lassen und ihm Mittel und Wege zeigen, wie er am füglichsten zum Drachenstein kommen möchte. Wie nun der Zwerg mit Siegfried redete und ihn beim Namen nannte, verwunderte sich Siegfried darüber und sagte zu dem Zwerge: „Weil Du mich so wohl kennest, so wirst Du auch wohl wissen, wie mein Vater und meine Mutter heißen und ob sie noch am Leben sind.“ Der Zwerg antwortete ihm und sprach: „Dein Vater heißt Sieghard und ist ein König in den Niederlanden, Deine Mutter heißt Adelgunde und Beide sind noch am Leben.“ Wie nun Siegfried vernahm, daß der Zwerg von Allem so gut Bescheid wußte, gedachte er: meine Sache wird noch gut werden! denn er verließ sich auf seine Stärke. Demnach bat er ferner, der König wolle ihm doch den Weg zum Drachenstein zeigen. Darüber erschrak Egwald der König sehr und sprach: „Du sollst solches nicht begehren, denn es wohnt auf dem Drachenstein ein überaus schrecklicher Drache, der hält die schöne Jungfrau, eines Königs Tochter, gefangen, welche kein Mensch erlösen kann; ihr Vater heißt Gilbald und die Jungfrau Florigunde.“ Von diesen Worten ward Siegfried über die Maßen froh, da er einmal gewissen Bericht erlangt hatte, wo des Königs Tochter anzutreffen wäre. Er sprach daher zu dem Zwerge: „Ich habe genug und bedarf nun nichts weiter, als die schöne Jungfrau von dem verfluchten Drachen zu erretten!“ Wie nun der König Egwald dies vernimmt, daß Siegfried von seinem Vorhaben nicht lassen will, bittet er ihn, er möchte ihm erlauben, mit seinem Willen in Frieden von hinnen zu scheiden. Siegfried steckte sein Schwert in die Erde und schwur drei Eide, er wollte nicht von dannen

weichen, er habe denn die schöne Jungfrau erlöst. Der Zwerg sagte: „Und wenn Du gleich noch drei Eide schwüreſt, so ist doch Alles vergebens, und Du hast Dein Leben schon verloren, es sei denn, daß Du Dich von hinnen begibst!“ Siegfried sprach: „Ach! mein König Egwald, das kann nicht sein, solches geschieht nimmermehr! Ihr sollet auch weiter keinen Versuch machen, mich davon abzuschrecken, sondern mir lieber die Jungfrau erretten helfen.“ Da sich aber das Zwerglein sehr fürchtete vor diesem Abenteuer, wollte es davon fliehen; da ergriff Siegfried den Zwerg bei den Haaren und schleuderte ihn an eine steinerne Wand, daß ihm seine schöne Krone in Stücke brach. Da sprach das Zwerglein, König Egwald: „Du tugendhafter Ritter Siegfried, stille Deinen Zorn und laß den Unmuth fahren! Schone meines Lebens, ich will Dir rathen und helfen soviel ich kann.“ Siegfried sprach: „Das danke Dir der Teufel, daß Du mir jetzt erst zu Willen bist!“ Da sprach der Zwerg, König Egwald: „Hier bei uns wohnt ein Riese, mit Namen Wolfgrambär, dem gehört die ganze Gegend; und er hat tausend Mann unter sich, die ihm alle zu Gebote stehen. Derselbe hat den Schlüssel zum Drachenstein.“ Da freute sich Siegfried über die Maßen und sprach: „Nun zeige mir bald, wo sich der Riese aufhält, damit ich der Jungfrau zu Hilfe komme und sie errette; wo nicht, so mußt Du sterben!“ Da führte ihn der Zwerg zu einer steinernen Wand an einem Berge, in welchem der Riese seine Wohnung hatte. Siegfried klopfte an die Thür des Felsens und hieß den Riesen zu ihm herausgehen. Sobald der Riese das vernahm, sprang er mit Grimm und Zorn heraus und hatte eine eiserne Stange in der Hand; und als er Siegfrieden ansichtig ward, sprach er: „Welcher Teufel hat Dich hierher gebracht? gedenke nur nicht, daß Dich Deine Füße wieder hinwegtragen werden!“ Siegfried sprach: „Es ist nun schon vier Jahre, daß Du die schöne Jungfrau auf dem Dra-

chenstein in solcher großen Trübsal verschlossen hältst; darum begehre ich von Dir, daß Du mir die Jungfrau herausgibst!" Da der Riese diese Worte hörte, ward er voller Grimm und Zorn und faßte die eiserne Stange und schlug damit einen solchen ungeheuren Schlag nach Siegfried, daß die Aeste von den Bäumen umherflogen und die Stange fast halb in die Erde fuhr. Es fehlte aber der Schlag, so daß er dem Helden nichts schadete, denn Siegfried war ihm aus dem Wege gesprungen. Da nun der Riese sah, daß er des Schlages gefehlt hatte, ward er noch grimmiger und schlug so heftig auf den Helden, als ob er ihn zerschmettern wollte. Siegfried aber, hurtig und geschwind, sprang wohl drei Klaftern hinter sich und faßte sein gutes Schwert zur Hand. Und weil der Riese von dem ungeheuren Schlage die Stange fallen ließ, sprang Siegfried wieder vor sich und schlug dem Riesen eine so tiefe Wunde, daß das Blut haufenweise von ihm lief. Da sprach der Riese voller Zorn: „Du junger Lecker darfst Dich dessen erkühnen, wider mich zu streiten, da sich wohl ein ganzes Heer vor mir gefürchtet? Du sollst Dich tausend Meilen von dannen wünschen!" Damit schlug er abermals einen so kräftigen Schlag auf den Helden, daß die Stange in die Erde fuhr; und er hätte ihn auch ohne Zweifel damit zu Boden geschlagen, aber Siegfried war dem Schlage wiederum geschwind aus dem Wege gewichen, so daß er davon keinen Schaden bekam. Er säumte aber nicht lange, sondern gab dem Riesen abermals eine tiefe Wunde in den Leib, so daß er schier davon zur Erde gesunken wäre. Das verdroß den Riesen und er floh in die steinerne Wand und verband seine Wunde so gut er konnte. Indessen stand nun Siegfried da und bedachte, wie er die Jungfrau erretten möchte. Er klopfte wieder an des Riesen Haus und dieser gab ihm zur Antwort: er sollte sich nicht verlangen lassen, er wollte bald bei ihm sein und ihm das Garaus machen! Während dessen hatte sich der Riese ge-

wappnet in einen vergoldeten Harnisch, der war mit Drachenblut gehärtet. Sein Helm war außerordentlich künstlich und stark, sein Schild von gutem Stahl, eines Schuhes dick, und dazu trug er eine andere Stange, wie die vorige war, in seiner Hand, die war an allen vier Ecken so scharf, daß er damit ein Wagenrad, wie stark es auch mit Eisen beschlagen sein mochte, mit einem Hiebe zerschmettern konnte. Ueberdem hatte er ein großes Schwert, nach seiner Größe und Stärke künstlich zugerichtet, an seiner Seite. Wenn der Riese diese Waffen angelegt hatte, so traute er sich einem ganzen Heere Widerstand leisten zu können. Und so gewappnet sprang er wieder aus der steinernen Wand voller Grimm und Zorn und sprach zum Ritter Siegfried: „Nun sage, Du kleiner Bösewicht! welcher Teufel hat Dich hierher geführet, daß Du mich in meinem eigenen Hause ermorden willst?“ Siegfried sprach: „Das lügst Du in Deinen Hals! ich habe Dich heißen zu mir herausgehen.“ — „Was, sagte der Riese, pochst Du noch? Du sollst wünschen, daß Du nimmermehr hierher gekommen wärest; ich will Dich an einen Baum henken!“ — „Du Bösewicht! sagte Siegfried, meinst Du, daß ich um Henkens willen hergekommen bin? Nein, das wird Dir Gott verbieten. Und ich sage Dir fürwahr: wofern Du mir nicht die Jungfrau vom Drachenstein gewinnen hilfst, so will ich Dir Dein Leben nehmen! Und ob Du gleich der Teufel selber wärest, so ist doch Gott stärker, der wird Dich in meine Hände geben.“ — „Sollte ich Dir die Jungfrau gewinnen helfen? sprach der Riese. Das geschieht nicht; Du kennst meine Kraft und Stärke noch nicht. Ich will Dir Lehre geben, daß Dich nicht mehr nach Frauen gelüsten soll!“ — „Schnarcher! sprach Siegfried, hilf mir die Jungfrau gewinnen, oder ich will Dir das lehren und Dir zeigen, wer ich bin und was ich vermag!“ Damit schlugen sie Beide so grimmig auf einander, daß das wilde Feuer aus ihren Helmen und Schilden fuhr.

Siegfried vermeinte nicht anders, als daß er noch bei seinem Meister auf den Ambos schlüge. Er gedachte den großen Riesen auch so in die Erde zu schlagen; es fehlte auch wenig daran. Und als er ihn so hart geschlagen, schwingt er sich auf sein Pferd, weil er sonst gegen den Riesen sehr klein war. Da stach und schlug er den Riesen so tödtlich, daß er auf die Erde fiel und das Blut stromweise von ihm floß. Wie nun der Riese mit sechszehn tiefen Wunden gefällt war, begann er um sein Leben zu bitten und mußte dem viel kühnen Ritter den Preis wider seinen Willen geben. Dann sprach er: „Du magst wohl mit allen Ehren einen Ritternamen führen, denn Du bist ein kleiner Mann und gegen mich für ein Kind zu rechnen; gleichwohl hast Du mich überwunden. Aber wirst Du mir mein Leben schenken, so will ich Dir alle meine Rüstung und mich selbst zum Pfande meiner Treue übergeben.“ Siegfried sprach: „Das soll Dir von mir gewährt sein, wofern Du mir die Jungfrau Florigunde vom Drachenstein gewinnen helfen willst.“ Das versprach der Riese mit aller Treue zu thun.

Siegfried kommt auf den Drachenstein zu der schönen Florigunde und tödtet den verrätherischen Riesen Wolfgrambär.

Da schwur der Riese Wolfgrambär dem Ritter Siegfried einen theuren Eid: er wollte ihm die Jungfrau gewinnen helfen. „So schwöre ich Dir auch, sagte Siegfried, Dir Dein Leben zu erhalten,“ und verband dem Riesen seine Wunden und sprach zu ihm: „Der Wunden hättest Du nun wohl können überhoben sein, denn mit diesem Streite hätten wir ohne Zweifel die Jungfrau gewinnen können. Nun sage mir, Gesell, sprach Siegfried, wie kommen wir zum füglichsten auf den Drachenstein?“ — „Das will ich Dir zeigen!“ sagte der ungeheure Riese, und, indem er auf das Verderben des Ritters sann, führte er ihn in ein finsteres Thal, in welchem ein Wasser wild

daher floß, so daß sein Geräusch ein häßliches Geheul und Wiederschallen zwischen dem Gebirge und dem Drachenstein erregte. Wie sie nun so vor sich hin gingen und Siegfried sich keines Uebels versah, sondern nur mit Verlangen erwartete, wie er bald sowohl der schönen Jungfrau als des Drachens ansichtig werden möchte, gedachte der Riese: jetzt wird es Zeit sein, Deine Scharten auszuwetzen! und damit gab der meineidige Bösewicht dem edlen Ritter von hinten einen so ungefügen Schlag, daß er davon zur Erde sank, und ihm das Blut aus Nase und Mund floß. Siegfried hatte noch nie solch einen harten Faustschlag bekommen, als er hier heimtückischer Weise erhielt. Es hätte ihm auch der Riese ohne allen Zweifel das Garaus gemacht, wenn nicht das Zwerglein Egwald dazwischen gekommen wäre und dem Siegfried mit seinen Künsten das Leben erhalten hätte. Im Niederfallen hatte Siegfried seinen Schild über sich gedeckt, um sich vor mehrern Schlägen zu behüten, und lag also in einer Ohnmacht ohne alle Besinnung. Wie nun Siegfried also unter seinem Schilde auf der Erde lag, kam das Zwerglein und setzte ihm eine Nebelkappe auf, daß ihn der Riese nicht sehen konnte. Da lief der Riese ganz toll und unsinnig herum und wußte nicht wie es zuging. „Hat Dich denn der Teufel von hinnen geführt, sprach er, oder hat es Gott gethan? Erst lagst Du vor mir hingestreckt auf der Erde und jetzt bist Du nicht mehr da!“ Darüber mußte das Zwerglein in sich selber lachen, richtete den Siegfried auf und setzte sich neben ihn. Als nun Siegfried zu sich selber kam, dankte er dem Zwerge von ganzem Herzen: „Gott, sprach er, muß Dirs vergelten, daß Du so treulich an mir gehandelt hast, da ichs doch um Dich nicht verdienet habe!“ — „Ja, sprach das Zwerglein, Du edler Ritter hast wohl Ursache Gott zu danken; denn wäre ich Dir nicht zu Hilfe gekommen, so würde Dir noch viel Schlimmeres geschehen sein. Ich bitte Dich aber, Du wolleſt Dich um die Jungfrau nicht

mehr bekümmern noch bemühen, damit Dir nichts Aergeres widerfahre; denn jetzt kannst Du ohne alle Furcht in dieser Nebelkappe wohl von dannen kommen.“ Da sprach Siegfried: „Dein Bitten ist vergebens und umsonst; sollte ich alle meine Mühe und Arbeit umsonst angewendet haben? das sei ferne, und hätte ich tausend Leben, ich wollte sie alle daran wagen und sollte mir auch kein einziges übrig bleiben!“ Damit riß er die Nebelkappe von sich und nahm sein Schwert in beide Hände. So lief er den Riesen voller Grimm und Zorn männlich an und hieb demselben noch acht tiefe Wunden. Da schrie der Riese in seiner Angst: „Du bist ein kleiner Mann und schlägst so kräftig auf mich! was nützet Dir mein Tod, zumal doch kein Mensch auf der Welt nach mir vorhanden ist, der Dir die Jungfrau gewinnen helfen kann?“ Da gedachte Siegfried an die große Liebe, welche er zu der Jungfrau hatte, und ließ den Riesen beim Leben und sprach: „So hebe Dich von dannen, geh voran und zeige mir den Weg zur Jungfrau, oder ich schlage Dir Dein Haupt ab, und sollte auch zugleich die ganze Welt untergehen!“ Da nun der Riese den Ernst an dem Ritter sah, nahm er den Schlüssel in die Hand und ging voran und schloß die Thüre auf, welche acht Klaftern unter der Erde verborgen und verschlossen war. Als nun die Thüre aufgesperrt war, riß Siegfried den Schlüssel zu sich und sprach: „Hebe Dich fort, Du nichtswürdiger, treuloser Bösewicht! und zeige mir den Weg zur Jungfrau, oder ich will Dir Deine Untreue auf den Kopf vergelten!“ Da sie nun Beide in den ungeheuren Felsen hinabgingen, wurden sie sehr müde, zumal der Riese; der wäre gern wieder gesessen, weil er seine Wunden wohl empfand, aber Siegfried trieb ihn mit Gewalt fort. Indem ward der edle Ritter Siegfried die Jungfrau gewahr, dessen er sich von Herzen freute. Florigunde, die Jungfrau, weinte vor Freuden, wie sie den tapfern Ritter sah, und rief: „Diesen Ritter habe ich mehrmals bei meinem Vater gesehen!“ Sie hieß

ihn willkommen und begehrte zu wissen, wie es ihrem Vater, Mutter und drei Brüdern zu Worms ginge. Nachdem er nun kürzlich berichtet, daß sie bei seiner Abreise vor vier Tagen noch bei guter Gesundheit gewesen wären, sprach er: „Viel tugendreiche Jungfrau, laßt von Eurem Trauern und schicket Euch zur Reise, denn unser Bleibens wird nicht lange hier sein!“ — „Ach mein edler Ritter! sprach die Jungfrau, ich habe große Sorge um Euch, daß Ihr mich nicht ohne Streit von hier wegbringen werdet; und ich fürchte sehr, Ihr werdet dem ungeheuren Drachen nicht widerstehen können, denn er ist der leibhafte Teufel.“ — „Und wenn er gleich der Teufel wäre! viel tugendhafte Jungfrau, sagte Siegfried, sollte ich darum meine saure Arbeit und große Mühe umsonst angewendet haben? das sei ferne. Entweder ich muß Euch retten, oder mein Leben verlieren. Helfet mir Gott im Himmel mit Herz und Mund anrufen, daß der mir wolle Kraft und Stärke verleihen.“ Die Jungfrau betete von Herzen inniglich zu Gott, daß er dem Ritter Kraft und Stärke verleihen wolle, damit sie doch einmal von dem grausamen Drachen erlöst würde. Sie sagte auch dem Ritter viel Dank, daß er so große Arbeit und Gefahr um ihretwillen über sich genommen hätte, versprach ihm zugleich ihre Liebe und Treue, dafern er sie erretten würde, wie dies denn auch nicht unbillig war. Siegfried hieß die Jungfrau guten Muths sein und sagte: er wolle es an sich nicht fehlen lassen, sondern er werde den Drachen mit Gottes Zulassen wohl bestehen, oder sein Leben verlieren. „Zunächst, sagte der Riese Wolfgrambär zu Siegfried: siehe da vor Dir in die steinerne Wand! da wirst Du eine überaus schöne Klinge finden, die der berühmteste Meister der Welt mit Künsten zugerichtet hat, und außer ihr ist keine zu finden, mit welcher der Drache überwunden werden kann.“ Siegfried, sehr begierig, griff gleich nach dem Schwert, sich keines Uebels besorgend. Siehe! da schlägt der treulose Bube dem

edlen Siegfried eine tiefe Wunde, so daß sich derselbe kaum noch mit einem Fuße auf dem Drachenstein zu erhalten vermochte. Da lief der Held in grimmigem Zorn auf den Untreuen zu, und von neuem fing sich zwischen ihnen ein solches Ringen an, daß der Drachenstein darüber erbebte. Die Jungfrau wand ihre Hände und raufte ihr goldgelbes Haar aus dem Haupte und schrie inniglich zu Gott, er wolle doch dem Gerechten beistehen. Dann rief sie dem Ritter zu: „Du viel kühner Held! streite männlich für Dein Leben und errette mich armes Mägdlein! gedenke der großen Arbeit, die Du schon meinetwegen ausgestanden hast!" Da Siegfried die Jungfrau also klagen hörte, sprach er: „Sei getrost, meine Geliebte! es hat keine Noth." Der Riese dachte: „Das wird jetzt übel ablaufen; jetzt muß gewonnen oder verloren sein." Da faßte Siegfried dem Riesen in die Wunden und riß sie ihm von einander, daß das Blut zum Steine hinab floß. Da sank der Riese zur Erde, mit bebender Stimme den Ritter flehentlich bittend, er wolle ihm doch seine Gnade gewähren und ihm das Leben schenken. Er bekannte auch, daß er ihm nun dreimal treulos geworden sei. „Weil Ihr dann sehet, sagte er, daß ich so kraftlos da liege, werdet Ihr Euch desto weniger vor mir zu fürchten haben." Siegfried aber, der nunmehr die Jungfrau in seiner Gewalt sah und den Schlüssel zum Drachensteine bei sich hatte, achtete solcher Bitten nicht, sondern stieß den ungeheuren Riesen vom Drachenstein hinab, daß er ganz zerschmettert ward.

Siegfried besteht den Kampf mit dem Drachen.

Da lachte die Jungfrau, freute sich über die Maßen und dankte Gott, daß er dem Ritter Kraft und Stärke verliehen hatte. Der Ritter ging mit Freuden zur Jungfrau, umfing sie züchtiglich und sprach zu ihr: „Nur gutes Muths, meine Geliebte! Euer Leid soll bald in Freude verwandelt werden." Die Jungfrau dankte dem Ritter von Herzen mit viel beweglichen Worten; sie

erinnerte ihn aber dabei, daß dieses noch nicht genug sei, denn sie fürchtete sich wegen des Drachens, der würde ihm noch größer Ungemach anthun. „Hieran, sprach der Ritter, ist wenig gelegen; nur dieses ist mein größter Kummer, daß ich in vier Tagen weder gegessen noch getrunken, vielweniger einiger Ruhe gepflegt habe.“ Das hörte das Zwerglein Egwald, und erschrak nebst der Jungfrau über die Maßen, lief hin und verschaffte, daß dem Helden zu Essen gebracht ward; erbot sich auch, ihn und seine schöne Jungfrau zum wenigsten dreizehn Tage mit Speise und Trank zu versorgen und ihnen mit vielen seiner Brüder und Gesellen zu dienen und aufzuwarten. Als nun das Essen aufgetragen war, setzte sich Siegfried mit der Jungfrau zu Tische, sich mit Essen zu laben, damit er wieder zu Kräften käme. Ehe sie aber angefangen, siehe! da kam der ungeheure Drache über das Gebirge daher geflogen, und neun junge Drachen mit ihm, daß davon das ganze Gebirge erschütterte, als ob es zusammenstürzen wollte, und es kein Wunder gewesen wäre, wenn ein Mensch vor Schreck davor gestorben. Da erschrak die Jungfrau, daß ihr der Angstschweiß über das Gesicht lief, und alle Zwerge, die bei Tische dienten, flohen davon. Siegfried nahm sein Seidengewand, statt eines Wischtüchleins, und wischte damit der Jungfrau zärtlich die Angsttropfen ab und sprach zu ihr: „Meine Geliebte! verzagt nur nicht, Gott wird schon helfen.“ — „Ach mein lieber Ritter! sagte die Jungfrau: wenn Euch jetzt auch die ganze Welt beistände, so wäre es doch um uns geschehen!“ — „Das wolle Gott nimmermehr! meine Freundin, sagte der Ritter. So pflegen Frauen zu reden; ein Ritter aber sagt viel anders dazu. So lange Gott und ich bei Euch sind, hat es keine Noth! Wer will uns das Leben nehmen, das uns Gott gegeben hat?“ Während nun die zwei Liebenden dieses Gespräch hatten, kam der Drache daher gefahren, und das Feuer fuhr dreier Riesenspieße lang vor ihm her, daß davon der Felsen sich erhitzte, als ob er

nunmehr brenne. Indem stieß der Drache mit solcher grausamer Wuth an den Stein, daß derselbe zerriß und erschütterte, als ob er einbrechen wollte. Siegfried, nebst der Jungfrau welche im Innern des Felsens waren, erschraken, denn sie meinten, der Fels würde über sie fallen und sie bedecken. Sie hatten sich nämlich vor der großen Hitze in die Höhle geflüchtet, damit das Feuer, welches der Drache ohne Zweifel mit aus der Hölle gebracht hatte, etwas verlöschen und vergehen möchte. Dieser Drache war zuvor ein feiner Jüngling gewesen und treuloser Liebe wegen von einem Weibe verflucht worden; also, daß der leibhafte Teufel bei ihm war, dem er auch mit Leib und Seele dienen mußte. Doch behielt er menschlichen Verstand und hatte darum auch die Jungfrau geraubt, in Willens, dieselbe nach verflossenen fünf Jahren, wenn er wieder zum Menschen geworden, zum Weibe zu nehmen. Aber der Jungfrau graute so sehr vor ihm, als vor dem leibhaften Teufel, daß sie fühlte, wie sie ihm nimmer und in Ewigkeit nicht hold werden könnte, wenn er auch die Gestalt des schönsten Jünglings annähme. Der Drache aber erboßte sich über die Maßen, daß er seiner schönen Jungfrau verlustig werden sollte, die er nunmehr über vier Jahre ernährt und des Winters mit seiner Hitze erwärmt hatte. Denn er legte sich zu Winters Zeit von fern vor die Höhle und hielt Wind, Frost und Kälte ab, damit der Jungfrau kein Ungemach zustieß. Nun war seine Zeit bald um, und er gedachte sie nunmehr zum Weibe zu nehmen; darum wäre er vor Zorn schier gestorben. Siegfried konnte in der Höhle nicht länger verharren, sondern bewaffnete sich aufs Beste und nahm sein gutes Schwert zu sich, das ihm der Riese auf dem Drachenstein gezeigt hatte, als er ihn verrätherischer Weise zu fällen gedachte. So nun ging Siegfried den Drachenstein hinab. Als der Drache des Ritters ansichtig ward, griff er ihn mit solcher Gewalt an, daß es nicht zu beschreiben ist. Da sollte man ein Gefecht gesehen haben, daß

der Stein davon erzitterte, als ob er zerfallen wollte. Siegfried wehrte sich männlich, so gut er nur immer mochte; doch konnte er nicht hindern, daß ihm nicht der Drache den Schild abriß mit seinen ungeheuren Klauen. Ueberdies machte der eine solche Hitze,

daß der Felsen wie eine Schmiedeesse anzusehen war und dem Siegfried der Schweiß am ganzen Leibe herunterfloß. Als nun Beide solch grausames Ringen mit einander hatten, wurden die Zwerge genöthigt, aus dem Berge in die Wälder zu fliehen; denn sie besorgten, der Fels würde einfallen und sie Alle zerschmettern. Nun waren auch Egwalds Brüder in dem Gebirge gewesen und hatten ihres Vaters Schatz daselbst gehütet. Da sie nun alle davon flohen, versteckten jene den Schatz in einer Höhle, dicht bei einer steinernen Wand unter dem Drachenstein. König Egwald wußte aber nicht, daß die Zwerge geflohen waren; auch nichts von dem Schatze, den sie versteckt hatten; denn er hatte sich verborgen, um Acht zu haben, wie es mit dem

erschrecklichen Streit ablaufen würde, damit er im Falle der Noth dem Siegfried mit seiner Kunst zu Hilfe kommen könnte. Denn wenn Siegfried überwunden worden wäre, so würden die Zwerge alle des Todes gewesen sein, weil der Drache wußte, daß sie Kunde von dem Steine hatten. Wie nun Siegfried die große Hitze von dem Drachen nicht länger ertragen konnte, weil ihm sein Horn am Leibe weich wurde, floh er zu der Jungfrau in die Höhle des Berges, bis sein Horn wieder erhärtet war und sich die große Hitze auf dem Steine etwas gemindert hatte. Damals fand er auch den überaus reichen Schatz, den die Zwerge da versteckt hatten. Er meinte aber, daß der Wurm den Schatz versteckt hätte und wenn er wieder zum Menschen geworden, alsdann denselben wieder zu sich nehmen wollte; oder er hätte dem Riesen, den er getödtet, zugehört. Er wußte aber nicht, daß derselbe des Zwerges Egwald Eigenthum war. Da erzählte die Jungfrau dem Siegfried, wie sie von dem Zwerge Egwald eben gehört hätte, daß der Drache noch andere sechszig junge Drachen zu sich genommen hätte, und so würde es nunmehro um sie geschehen sein. Siegfried dachte: „Ich muß dennoch mein Heil versuchen; wer weiß: wenn die Gefahr am allergrößten, so ist Gott mit seiner Hilfe am nächsten!“ Damit fiel er auf seine Knie und betete also:

„O Gott! weil ich zum Streite geh,
Mit Deiner Stärke bei mir steh!
Bei meinem Streit und Kampfe sei,
So werd ich von dem Drachen frei!“

Wie er nun sein Gebet vollendet hatte, stieg er den Drachenstein unverzagt wieder hinan, sein Heil ferner zu versuchen. Als er nun des Drachen mit seinen Jungen wieder ansichtig ward, faßte er sein Schwert in beide Hände und schlug so grimmig auf den ungeheuren Drachen aus allen seinen Kräften, als ob er ihn zerscheitern wollte. In dem Gefechte flogen die jungen Drachen

alle davon, wieder des Weges hin, den sie gekommen waren. Aber der alte Drache blieb und schoß aus seinem scheußlichen Rachen über den holden Siegfried die Flammen blau und roth in solcher Menge, daß er den Helden etlichemal beinahe zur Erde gefällt hätte. Ueberdies bediente sich der Drache seines Schwanzes mit solcher List, daß er den Ritter zum öftern mit demselben umflocht und ihn von dem Felsen hinunter zu schleudern suchte. Siegfried aber, der sich Gott ergeben hatte, sprang aus der Schlinge und trachtete, wie er den Wurm des Schwanzes berauben möchte. Demnach faßte er sein Schwert und führte solch einen harten Streich auf des Drachen Schwanz, daß er denselben von ihm abhieb, als ob er nie daran gewesen wäre. Da nun der Drache sich seines Schwanzes beraubt sah, ergrimmte er über den Ritter dermaßen, daß er ihn mit Feuer zu verbrennen trachtete. Er schüttete so viel Gluth auf ihn, als ob ein ganzes Fuder Kohlen auf dem Steine gebrannt hätte, und daß davon sowohl der Drachenstein selbst, als Siegfrieds Horn erweicht ward. Wie jedoch Siegfried sah, daß sein Schwert auf dem Drachen zu haften begann, faßte er ein muthiges Herz, schöpfte neue Kraft und führte einen so harten Streich, daß er damit den Drachen in zwei Stücke von einander theilte und die eine Hälfte von dem Steine herabfiel. Da nahm Siegfried die andere Hälfte und stieß dieselbe auch hinab, so daß der Drache nun ganz zerschmettert war.

Siegfried erholt sich von dem Kampfe und reitet mit der schönen Florigunde gen Worms.

Wie nun die Jungfrau aus dem schrecklichen Geschrei, Knall und Fall des Drachen unten in der Höhle merkte, daß er gewiß überwunden sein müßte, lief sie vor Freude, Furcht und Schrekken zugleich den Stein hinan; siehe! da liegt ihr Erretter von großer Arbeit und Hitze erbleicht, ausgestreckt auf dem Boden.

Seine Lippen waren ihm kohlschwarz, so daß kein einziges Zeichen des Lebens mehr an ihm zu sehen war. Da wollte die Jungfrau entfliehen, meinend, es würden die andern jungen Drachen wieder kommen; oder um das Zwerglein Egwald um Hilfe anzurufen; aber sie fiel selbst in eine Ohnmacht. Nachdem nun der edle Ritter eine lange Weile also ohne Besinnung gelegen hatte, begannen sich seine Lebensgeister allmählig wieder zu sammeln und er schöpfte ein wenig Odem. Dann schlug er die Augen anfänglich ein wenig auf und endlich richtete er sich allmählig empor. Nachdem er wieder eine Weile gesessen und um sich gesehen, wird er gewahr, daß seine schöne Jungfrau dort auf der Erde liegt. Da erschrak er in seinem Herzen, stand auf und ging zu ihr hin und fiel bei ihr nieder, faßte sie mit seinen Armen, rüttelte und schüttelte sie, ob er nicht noch ein Zeichen des Lebens bei ihr spüren möchte, und sprach: „Ach! daß es Gott im Himmel erbarme! soll ich denn für meine große Gefahr und Arbeit nur eine todte Jungfrau davon bringen? Wie schlechte Freude wird das ihren Aeltern sein! O wehe! daß ich hierher gekommen bin!“ — Wie er nun diese Klage eine gute Weile getrieben hatte, kam zu allem Glück der Zwerg daher gelaufen. Er brachte aber eine Wurzel mit sich und gab sie Siegfried, daß er dieselbe der Jungfrau in den Mund stecke. Von Stund an erholte sich die Jungfrau, und ihre Lebensgeister kamen allmählig wieder zu ihr. Sie richtete sich auf und umfing den Helden mit freundlichen Gebehrden, wie ihr das zu thun wohl geziemte. Da sprach das Zwerglein Egwald zu dem Helden: „Der falsche Riese Wolfgrambär hat uns in diesem Berge bezwungen, obschon wir über tausend sind, so daß wir ihm unser eignes Land haben verzinsen müssen. Davon habt Ihr uns frei gemacht! Dessen wissen wir Euch vielen und großen Dank und erbieten uns, Euch zu dienen, soviel unserer sind. Wir wollen Euch begleiten bis gen Worms am Rhein, denn wir wissen die Wege wohl.“

Dafür sagte ihm Siegfried höflichen Dank. Darauf bat ihn der Zwerg, er wolle mit der Jungfrau zu ihm in den Berg kommen und mit ihnen essen; und der Held war dessen gar wohl bedürftig. Als nun daselbst Alles aufs Beste zugerichtet worden, den Siegfried mit Speise und Trank zu laben und zu erquicken, da waren die Zwerge sehr beschäftigt und trugen auf das Beste, das sie in Eile nur zusammenbringen konnten. Das Zwerglein Egwald war sehr beschäftigt, ließ eine schöne Musik aufführen und erfreute dadurch Aller Herzen. Als nun die Mahlzeit vollendet war, trug man allerhand Kostbarkeiten in vergoldeten Schüssein auf, und die Zwerge tranken weidlich auf des edlen Ritters Siegfried und seiner Geliebten Wohlergehen. Die Zwerge waren recht fröhlich, tanzten und sprangen; aber der Ritter Siegfried war von Herzen müde, weil er in vier Tagen und drei Nächten nicht geruht. Darum bat er, daß man ihm und seiner liebsten Jungfrau die Ruhe bereiten wollte. Wie das König Egwald vernahm, schaffte er, daß die Betten aufs Köstlichste zubereitet wurden. Unterdessen nahm Siegfried die schöne Florigunde zu sich und sprach: „Meine allerschönste Jungfrau! nun sagt, wie habt Ihr bei dem ungeheuren Drachen so lange bleiben können?“ — „Mein edler Ritter, sagte die Jungfrau, ich habe wohl leider gemußt! Aber sagt mir, wie seid Ihr auf die Reise gekommen, daß Ihr Euer Leben so frisch gewagt habt?“ Siegfried sagte, daß er allein um ihrer Tugend und seiner innigen Liebe willen sie aufgesucht und sein Leben daran gesetzt habe. Da flossen Florigunden die Zähren über die Wangen, und sie zog einen herrlichen Ring mit köstlichen Diamanten von ihrer Hand und steckte ihn dem Ritter an den Finger. Siegfried wollte die edle Gabe nicht unvergolten lassen, sondern nahm die goldene Kette, die ihm im Turnier an ihres Vaters Hofe zu Theil geworden war, von seinem Halse und hing sie der Jungfrau um; und damit war ihrer Beider Liebe bestätigt. Während

dieses Gesprächs war bereits die Sonne hinter dem Gebirge untergegangen, die schwarzen Wolken überzogen schon den hellen Himmel, und Siegfrieden begannen die Augen zuzufallen. Wie die schöne Florigunde dies sah, winkte sie dem Zwerg Egwald und bat ihn, er wolle doch Anstalt treffen, daß der Ritter zur Ruhe kommen möchte. Da ward dem Ritter ein köstliches Bette gezeigt, über welches eine schöne sammtene Decke gebreitet war, und in die Decke war der Lauf aller Gestirne des Himmels künstlich gewirkt. Siegfried sagte: „Bisher habe ich unter dem gestirnten Himmel geschlafen, aber nun will ich unter diesem sammtenen Himmel schlafen." Für Florigunde war in seiner Nähe ein anderes Bett aufgeschlagen. Nachdem sie nun ihr Gebet gethan und sich Gott befohlen hatten, schliefen sie ruhig bis an den Morgen. Als nun der herannahete und die Sonne ihre Strahlen über das Gebirge zu senden begann, erwachte die schöne Florigunde, stand auf, verrichtete ihr Gebet, säuberte sich und dankte dem lieben Gott, daß er sie diese Nacht und die vorige Zeit ihres Lebens bewahrt und aus so großer Gefahr so gnädiglich erlöset habe. Darauf ging sie vor des Ritters Bette, denn sie hatte Sorge um ihn wegen all der harten Arbeit und Gefahr, die er ausgestanden. Als sie nun vernahm, daß der Ritter noch seinen natürlichen Schlaf hatte, ließ sie ihn ruhen, setzte sich und sang einen gar lieblichen Morgengesang, davon der Ritter erwachte, der sich schämte, daß er so lange geschlafen. Aber er war wegen seiner schweren Arbeit und Müdigkeit wohl zu entschuldigen. Florigunde ging ein wenig beiseite, daß sich der Ritter anziehen konnte; da stand er auf, säuberte sich und betete sein Gebet. Danach ging er züchtiglich zu der Jungfrau Florigunde, grüßte dieselbe und fragte, ob sie nicht bald Lust habe ihre Aeltern zu sehen? „Ja, antwortete die Jungfrau, von Herzen gern!" Da kam eben der Zwerg Egwald herzu, grüßte das liebende Paar freundlich und fragte, wie sie geschlafen?

Sie antworteten ihm: „Gar wohl!“ Siegfried begehrte von dem Zwerg Urlaub; der Zwerg bat ihn zwar, noch länger zu bleiben, doch schlug es ihm Siegfried höflich ab. Nun ließ der Zwerg eilig ein Frühstück bereiten. Als sie nun ein wenig Speise zu sich genommen hatten, nahm Siegfried höflich Abschied vom König Egwald und dessen zwei Brüdern. Der König Egwald schenkte der Florigunde ein wohlausgeschmücktes Roß auf die Reise; bat den Ritter und Florigunde, ihnen mit ihrer Gunst gewogen zu bleiben; erbot sich, ihm zu dienen nach höchstem Vermögen, und sagte ihm endlich in seinem und seiner Brüder Namen, daß sie ihn mit einem stattlichen Gefolge bis gen Worms begleiten wollten. Aber Siegfried hieß sie zu Hause bleiben und nahm nur den König Egwald mit, der sollte ihm den Weg zeigen; und der that es auch gern. Er setzte sich auf sein schönes Pferd und ritt vor ihnen her. Wie sie nun so ritten, sprach Siegfried zu Egwald: „Ich habe auf dem Steine gesehen, daß Du in der Sterndeutekunst erfahren bist; darum bitte ich, Du wollest mir sagen, wie mirs inskünftige ergehen wird.“ — „Das will ich zwar auf Dein Begehren thun, sagte der Zwerg; allein ich fürchte, daß Dir solches nicht zum Besten gefallen möchte. Du sollst wissen, daß Du Dein schönes Weib, die Du noch als Jungfrau heimführest, nur acht Jahre haben wirst; alsdann wird Dir Dein Leben mörderischer Weise genommen werden. Aber Dein Weib wird Deinen Tod blutig rächen, und mancher brave Held wird darum aus dem Leben scheiden müssen; doch auch Deinem Weibe wird der Krieg zuletzt den Tod anthun.“ — „Da denn mein Tod so wohl gerochen werden soll, sagte Siegfried, so begehre ich auch den Thäter nicht zu wissen.“ Hierauf hieß er den König Egwald wieder zurückkehren, und dieser ging mit weinenden Augen nach den Bergen zurück. Da dachte Siegfried an den Schatz, den er in der Höhle des Felsens gefunden und vergessen hatte, und wußte nicht, daß derselbe den Zwergen gehörte. Dieser

Schatz war von dem Vater des Königs Egwald hergekommen, und war kein König so reich geschätzt, als eben dieser Schatz werth war. Siegfried kehrte demnach mit der Jungfrau wieder um und sagte: „Wir wollen den Schatz nicht liegen lassen; denn weil ich den Drachenstein mit Gefahr meines Lebens gewonnen habe, so kann derselbe auch Niemand füglicher zukommen als mir!“ Er nahm also den Schatz und legte ihn auf sein Pferd und trieb das vor sich her und ritt die Straße, wo er den vorigen Tag den Ritter erschlagen hatte; da sah er dessen Pferd dort gehen und grasen. Er legte sich ein wenig dabei hin ins Grüne und schlief. Als er wieder erwachte, nahm er den Schatz und legte ihn auf das Pferd des Ritters, er aber setzte sich wieder auf sein eigenes. Die Jungfrau sagte: „Mein edler Ritter!

das Pferd ist uns wohl zu statten gekommen!“ — „Ja, meine Geliebte! sagte der Ritter, wer Gott vertraut, den verläßt er nicht!“ In diesem und anderem Gespräche kamen sie aus dem

Walde und bald in ein dichtes Gesträuch; darin waren sie nicht lange geritten, da kamen unversehens dreizehn Mörder und umringten sie. Da sagte Florigunde: „O, mein edler Ritter! wie wird es uns gehen?“ — „Seid ruhig, Geliebte! sagte Siegfried; die thun uns nichts.“ Indem umgaben ihn sechs der Mörder, der Ritter lachte dazu. Die Jungfrau sprach: „Wir wollen ihnen den Schatz geben, so werden sie uns passiren lassen.“ Der Ritter sprach: „Ich achte sein wenig; aber den Schimpf wollte ich um keinen Schatz der Welt über mich nehmen, daß ich mich vor solchen Kerls fürchten sollte!“ Indessen umringten sechs Mörder die Jungfrau, und der letzte nahm das Pferd beim Zaum und wollte mit dem Schatze davon. Der Ritter gedachte nicht, daß es ihnen Ernst war; wie er es aber merkte, sprach er mit strengen Worten zu ihnen: „Ihr leichtfertigen Straßenräuber! was habt Ihr im Sinn?“ — „Fragst Du noch?“ sagte einer, und schlug damit gewaltig auf ihn los. Siegfried säumte nicht lange, nahm sein Schwert, damit er den Drachen getödtet hatte, und schlug dem vornehmsten und trotzigsten Schnarcher mit dem ersten Streiche den Kopf ab. Mit einem zweiten Hiebe spaltete er einem andern den Kopf bis auf die Zähne. Da sie den großen Ernst dieses tapfern Ritters sahen, wichen die viere zurück. Die andern sechs, welche die Jungfrau umgaben, wollten ihren Gesellen zu Hilfe kommen; aber die wurden auch empfangen, daß ihrer drei auf dem Platze blieben. Der, welcher das Pferd mit dem Schatze führte, war unterdessen weit voraus gekommen; aber Siegfried holte ihn mit seinem guten Pferde bald ein und machte ihn mit geringer Mühe auch nieder. Als er sich nun wieder wendete und vermeinte, seine schöne Florigunde, wo er sie wartend gelassen, wieder anzutreffen, da hatten sich die flüchtigen Mörder indessen wieder gewendet und dieselbe davon geführt. Wie der Ritter dies wahrnahm, säumte er nicht lange, verließ das Pferd mit dem Schatze

und eilte der Stätte zu, wo er seine schöne Florigunde gelassen hatte, damit er auf den Hufschlag des Pferdes kommen möchte; denn die Zwerge hatten das Pferd gar künstlich beschlagen, daß er den Hufschlag wohl kennen konnte. Da er ihn nun wahrnahm, eilte er ihm nach und traf die Mörder in einem dichten Gesträuch an, setzte im grimmigen Zorn unter sie und machte sie alle danieder, bis auf einen, der lief in einen Morast bis an den Hals. Da wollte sich Siegfried um denselben nicht weiter bemühen, sondern sprach zu ihm: „So Du Jemand zu sehen bekommst, so sprich zu ihm, daß Du den gehörnten Siegfried, der die schöne Florigunde vom Drachenstein errettet hat, gesehen hast, und daß er Deine zwölf Mitgesellen geputzt, daß ihnen der Bart nimmer wachsen wird." Damit ritt er mit seiner schönen Florigunde davon. Darauf sprach er zu ihr: „Allerliebste Florigunde! wie hat Euch diese Kurzweil gefallen?" — „Mein vielwerther Ritter! antwortete sie, wenn das Kurzweil ist, wer wollte dann im Ernst mit Euch fechten?" Indem kamen sie an den Ort, wo der Streit zuerst angegangen war; da fragte die Jungfrau den Ritter und sprach: „Mein edler Ritter! habt Ihr das Pferd mit dem Schatze nicht wieder angetroffen?" — „Ja, sagte der Ritter, liebste Jungfrau! ich habe es dem Bösewicht wieder abgejagt und ihm soviel gegeben, daß er keines Geldes mehr bedarf. Wie ich aber wieder zurück kam und Euch an diesem Orte nicht antraf, da zwang mich die große Liebe zu Euch, daß ich des Schatzes wenig achtete. Ich ließ das Pferd mit demselben laufen und eilte Euch zu retten. Was fragte ich nach dem gefundenen Schatz? Ihr, meine Geliebte, habt mir viel mehr gekostet!" — „Ei, sagte die schöne Florigunde, so wollen wir uns auch nun nicht weiter in Gefahr begeben, das Pferd mit dem Schatze weiter zu suchen." Der Ritter dachte: weil ich nur acht Jahre leben soll, was nützt mir der Schatz? Und so kamen sie an den Rhein.

Wie Siegfried mit der schönen Florigunde Hochzeit hielt.

Wie nun der König Gilbald und seine Gemahlin Kunde erhielten, daß ihre Tochter Florigunde vom Drachenstein erlöst und sie nunmehr mit dem Ritter Siegfried auf der Reise und nicht weit mehr von dannen wäre, ließ der König die ganze werthe Ritterschaft und den Adel aufbieten, damit sie seiner Tochter und dem Ritter gebührende Ehre anthäten, ihnen entgegen ritten und sie mit großem Gepränge einholten und künftig der Hochzeit beiwohnten; denn der König konnte solches dem Ritter Siegfried nicht abschlagen, weil er seine Tochter mit großer Gefahr seines Lebens so theuer erworben hatte. Da hätte man die Pracht sehen sollen, in welcher stattlichen Ordnung sie eingeholt wurden! Es kamen aber nachher zu der Hochzeit mehre Könige und funfzehn Fürsten, unter welchen auch Sieghard, Siegfrieds Vater war, die Ritterschaft und Adel ohne Zahl, welche Alle wohl empfangen, ehrlich gastirt und bewirthet wurden, wie solches an königlichen Höfen bei dergleichen Gelegenheiten üblich ist. Was für große Freude Vater und Mutter bei dieser glücklichen Wiederkunft hatten, ist leicht zu denken. Da wurden Siegfried und die schöne Florigunde in die Hauptkirche geführt, und mit großem Gepränge aller anwesenden Könige, Fürsten und Ritter, von dem Bischof zu Mainz zusammengegeben und getraut. Die Hochzeit währte vierzehn Tage; danach hielt man allerlei Ringelrennen, Turniere und Stechen und was sonst zum Ritterspiel gehörte. Siegfried trug überall den Preis davon, welches seinen Schwägern, den dreien Königen, nicht zum Besten gefiel; denn sie warfen einen heimlichen Haß auf ihn und sprachen: „Er trägt alle Tage Ringe und Kleinodien davon und pranget damit, als ob er allein der Held wäre; uns aber macht er im ganzen Lande geringschätzig; das soll ihm übel bekommen!“ Unter der mancherlei Kurzweil, die auf dieser Hochzeit getrieben wurde, kam auch ein lustiger Schwank mit

einem Bauern vor. König Gilbald hatte nämlich sich einstmals auf der Jagd verirrt und war von einem Bauern, Namens Jorcus, bei Nacht wieder zurecht gewiesen worden; den hatte er zum Dank zu seinem Oberverwalter über sein Vieh gesetzt. Dieser Jorcus war so verzagter und blöder Natur, daß er vor einem bloßen Degen wohl in die Erde, wenn es möglich, gekrochen wäre. Nun war ein Edelmann an des Königs Hof, der war ein verschlagener und listiger Schalk, der manche Kurzweil zuwege zu bringen wußte. Derselbe redete mit dem Bauern, und bildete ihm fest ein, daß jetzt solche gute Gelegenheit vorhanden sei, sich bei dem Könige verdient zu machen, als er sein Lebtag nicht wiederfinden möchte. „Denn, sagte er, es ist unter diesen fremden Fürsten einer, der hat einen Soldaten bei sich, Namens Zivilles, der ist so verzagt, daß man ihn mit einer Blase mit Erbsen verjagen kann. Den fordere heraus zum Kampfe auf Leib und Leben. Wenn er dieses hören wird, so wird er Dir vor Schrecken nicht kommen, alsdann hast Du schon Ehre genug. Oder, so er ja käme, wird er doch, sobald er Dich gewappnet sieht, vor Furcht die Flucht nehmen, so kommst Du zu großen Aemtern beim Könige.“ Der Bauer ließ sich bereden und sagte es dem Edelmanne zu, er wolle den Soldaten fordern lassen. Wie nun der Edelmann sah, daß er den Bauer dazu bewogen hatte, ging er zum Könige und offenbarte ihm solches und bat, Ihro Majestät wolle doch diese Kurzweil erlauben; er wolle schon dafür sorgen, daß Keiner Schaden nehmen sollte. Der König erlaubte es dem Edelmann. Da ging dieser zu dem König Sieghard, begrüßte denselben und bat, er wolle doch seinen Willen darein geben, denn er hätte eine kleine Kurzweil vor, einer Komödie nicht unähnlich, welche allen anwesenden Herren eine besondere Ergötzlichkeit verschaffen sollte. Wie nun der König fragte, was es sei, sagte er: „Ihro Majestät wissen, daß mein Herr, der Fürst, den Jorcus bei sich hat; der ist so ver-

zagt, daß er vor einem bloßen Gewehr wohl in die Erde kröche; denselben habe ich überredet, er soll Euer Majestät Soldaten Zivilles herausfordern; und weil sie alle Beide furchtsam sind, so wird es eine lustige Komödie geben.“ Der König gab seinen Willen darein und sagte: „Wiefern man nur meinen Zivilles dazu bereden kann!“ Der Edelmann bedankte sich freundlich gegen Ihro Majestät und ging selber zum Zivilles, brachte seine Rede, mit vielen Umständen geschmückt, vor und sagte endlich, daß er zu keinem andern Ende hergekommen sei, als ihm zu hinterbringen, daß ihn Forcus auf den morgenden Tag auf Leib und Leben zum Kampfe herausfordere. Zivilles erschrak so, daß er am ganzen Leibe zitterte, und gab mit stammelnder Zunge zur Antwort: „Ich habe mit ihm nichts zu thun; wie kommt er denn dazu, daß er mich fordern läßt?“ Der Edelmann sagte: „Es sei dem wie ihm wolle, er hält Euch einmal für keinen redlichen Kerl, Ihr kommt ihm denn auf den Kampfplatz mit guter Rüstung versehen; er will Euer allda warten.“ Damit ging der Edelmann wieder seinen Weg. Wie nun der König und seine Leute sahen, daß Zivilles sehr erschrocken war, redeten sie ihm ein Herz ein, daß er sich endlich entschloß, den Kampf anzunehmen. Er rief den Edelmann wieder und sagte zu ihm: „Mein Freund, ich will mich bis zum Morgen bedenken.“ Mit dieser Antwort ging der Edelmann zu dem Bauer, der sich sehr freute, denn er dachte, Jener würde ihm nimmer kommen, weil er gehört, daß er so erschrocken sei. Am Morgen aber redeten des Königs Sieghard Leute mit Zivilles und sagten: „Es wäre ihm eine ewige Schande, wenn er den Kampf ausschlüge, denn Viele hätten wohl gehört, daß Forcus ein verzagter Kerl wäre: sobald er nur einen bloßen Degen sähe, würde er die Flucht nehmen.“ Zivilles ließ sich überreden und schickte früh Morgens zu dem Bauer und ließ ihm sagen: daß er um Ein Uhr Nachmittags auf dem Kampfplatze in guter Rüstung zu Pferde

erscheinen wolle, da wolle er ihn lehren, wie er einen redlichen Cavalier herausfordern sollte. „Wiewohl es mir, sagte er, als einem versuchten Soldaten nicht wohl ansteht, mit einem groben Bauerflegel zu streiten, so will ich Dir dennoch lehren, daß Du es ein andermal nicht wieder thun sollst.“ Also wurden sie Beide mit Rüstung wohl versehen und kamen zur bestimmten Zeit auf den Kampfplatz. Da möchte ich wünschen, daß Alle, die dies lesen, selber da gewesen wären und der Kurzweil zugesehen hätten. Denn sobald Jorcus, der Bauer, auf den Kampfplatz kam, sah er sich auf allen Seiten um, wo er am füglichsten ausreißen möchte und verfluchte den Ort des Kampfplatzes, weil er ihn so wohl verwahrt sah; denn an drei Orten war er mit hohen Brettern umgeben und die Pforten wurden alle versperrt, also, daß ein Jeder aushalten mußte. Als nun Zivilles, der Soldat, des Jorcus ansichtig ward, und daß er ein sehr muthiges Pferd hatte, fehlte es wenig, er wäre ausgerissen, wenn er nur gekonnt hätte, und er war schon Willens sich dem Jorcus zu ergeben. Gleicher Meinung war Jorcus auch. Indem theilten die Ritter den Kampfplatz in gleiche Theile und ließen die Trompeten blasen. Als nun des Jorcus Pferd die Trompeten hörte, konnte es nicht länger warten, weil es Siegfrieds Pferd und dessen wohl gewohnt war. Es lief so schnell dahin wie ein Pfeil; Jorcus hätte es gern aufgehalten, aber es war vergebens, denn es lief die gewohnte Bahn in vollem Laufe zu Ende. Da war er gezwungen die Lanze fallen zu lassen und hielt sich mit beiden Händen an des Pferdes Kamm, damit er nicht herunter fiele. Indessen schlugen sie des Zivilles Pferd mit Spitzruthen, daß es auch in den Gang kam. Der legte alsbald seine Lanze, ehe es noch Zeit war, ein; es trieb ihm aber der Wind dieselbe auf eine Seite, so daß er den Jorcus ohne sein Wissen damit berührte. Und weil dieser ohnedies kümmerlich in dem Sattel hing, fiel er herunter zur Erde. Zivilles, der solches

nicht inne ward, ließ sein Pferd bis zum Ende der Rennbahn auslaufen. Indem er nun sein Pferd umwendete, sah er den Forcus auf der Erde liegen; da dachte er: nun ist es Zeit, daß Du Deinem Feinde den Rest gibst, ihm mit dem Pferde den Kopf zertrittst und ihn mit der Lanze durchstößest! Indem er sich ihm aber näherte, machte sich Forcus allmählig auf die Beine. Wie nun Zivilles heran kam, fiel sein Pferd unter ihm nieder, entweder weil er selbst mit der Lanze, die er herunter hängen ließ, dem Pferde zwischen die Beine kam, oder weil Forcus, indem er sich aufrichtete, dem Pferde hinderlich war. Da dachte Forcus: jetzt ist es Zeit ein Ritter an dem Feinde zu werden, und hieb so grimmig von ferne auf ihn zu, als ob er ihn zerstücken wollte. Aber das Pferd arbeitete so grausam mit den Füßen, daß er ihm nicht beikommen konnte. Nachdem aber das Pferd sich endlich aufgearbeitet hatte und auf die Füße gekommen war, schnaubte es und schlug mit den Hufen um sich. Da besorgte der gute Forcus, es möchte ihn treffen, und lief daher in aller Furcht von dannen. Indessen hatte Zivilles Weile bekommen sich wieder aufzurichten und sich auf seine Füße zu machen. Aber sein Leib war ihm dermaßen zerquetscht, daß er voller Furcht und Zittern sich seinem Feinde zu ergeben gedachte. Damit zieht er seinen Degen, in Willens denselben bei der Spitze zu fassen und dem Forcus zu übergeben. Gleicher Meinung war auch Forcus, nämlich sich seinem Feinde zu ergeben. Wie nun Zivilles mit bloßem Degen daher kam, sich zu ergeben, denkt Forcus: das wird nicht wohl ablaufen! und flieht so schnell und weit als er immer kann. Als dieses Zivilles gewahr wird, will er an seinem Kampfesglück nicht gänzlich verzweifeln, sondern faßt wieder ein Herz und verfolgt seinen Feind so gut als ein Verzagter immer kann. Er schlug mit solchem Grimm auf den Bauer, daß dieser überlaut schrie und ihn bat, einzuhalten, oder er wolle es dem König Gilöald und Siegfried klagen. Wie Jener aber noch

nicht nachlassen will, weicht Jorcus zurück so weit er konnte. Wie er aber bis an das Wasser gekommen war, also, daß er nicht weiter zurück konnte, da ward ihm seine Furcht gedoppelt; denn er dachte: weichst Du weiter, so mußt Du im Wasser ersaufen; gehst Du vor Dich, so mußt Du unter deines Feindes Waffen sterben. So gerieth er in eine gänzliche Verzweiflung und beschloß in dieser endlich bei sich, nunmehr festen Fuß zu fassen; und weil es nicht anders sein konnte, so nahm er seinen Degen in beide Hände, drückte die Augen fest zu und fing an so grimmig um sich zu hauen, daß Zivilles mit Schrecken die Flucht ergriff und überlaut schrie: „Laß mich leben! laß mich leben! so will ich mich Dir ergeben!“ Denn er bildete sich ein, er hätte schon viele Wunden empfangen, da er doch noch keine bekommen hatte. Wie nun Jorcus das Geschrei hörte, that er die Augen wieder auf und sah, daß sein Feind weit von ihm gewichen war; da faßte er wieder Muth und verfolgte Jenen so gut er immer konnte. Da schrie Zivilles noch viel mehr: „Schenk mir das Leben! ich will mein Lebtag nicht daran gedenken, mich an Dir zu rächen!“ — „So wirf Dein Schwert von Dir!“ sagte Jorcus. Der arme Teufel that sogleich wie ihm befohlen war und warf sein Schwert von sich. Wie nun Jorcus seinen Feind ganz wehrlos sah, traute er ihm doch immer noch nicht, sondern sagte zu ihm: „Hebe Dich weit von mir und lege Dich auf die Erde nieder!“ Jener gehorchte abermals der Stimme seines Feindes und lief fern von dannen, legte sich ganz ausgestreckt auf die Erde nieder und erwartete wie ein Lämmlein sein Ende. Da dachte Jorcus nach, wie er ihm nun wohl am füglichsten beikommen möchte, und sprach bei sich selbst: „gehst Du mit dem Degen zu ihm, so kann er sich aufrichten und ihn Dir aus der Hand reißen!“ Er wollte daher lieber ohne Degen zu ihm gehen, ihm auf die Brust knieen und mit seinem großen Messer, das er bei sich hatte und womit er die Kühe abzustechen pflegte,

die Gurgel abschneiden. Wie er nun das Messer unter seiner Rüstung hervorsuchte und die Richter sein Beginnen merkten, kamen sie dazwischen, hießen den Forcus einhalten und sich mit dem Siege begnügen lassen: denn solches Beginnen, nachdem der Feind schon überwunden, wäre der Waffenordnung schnurstracks zuwider. Jetzt ließ Forcus seinen Feind, weil er ihn überwunden, ungern aus seinen Händen. Doch mußte er ihren vernünftigen Reden nachkommen, weil sie ihm überdies zusagten, daß sich Zivilles nimmer an ihm rächen sollte. Also ließ Forcus den Zivilles wieder aufstehen und gebot ihm, er sollte sich ein andermal besser bedenken und vorsehen, mit wem er zu thun hätte. Damit war der kurzweilige Kampf dieser beiden Hasen geendigt und Jeder von Beiden war froh, daß er mit dem Leben davon gekommen war. Dieses war einer der lustigsten Schwänke auf Siegfrieds Hochzeit.

Wie Siegfried ermordet und gerächt wurde.

Wie nun die Hochzeit und alle Ritterspiele ihr Ende erreicht hatten, kehrte ein Jeder wieder heim. Siegfried gab ihnen das Geleite so sicher und wohl, daß man ohne alle Gefahr Gold auf dem Haupte hätte tragen können. Da nun die drei Schwäger, als Ehrenbert, Hagenwald und Walther, der Florigunde leibliche Brüder, dem Siegfried feind waren, darum, daß er die Preise vor ihnen im Turnieren und Stechen davon getragen, und deswegen hoch angesehen und gerühmt war, so trachteten sie heimlich danach, wie sie ihn tödten möchten. Sie konnten aber nicht eher Gelegenheit finden, als bis acht Jahre um waren, wie der Zwerg Egwald dem Siegfried zuvor prophezeihet hatte. Siegfried lebte mit seiner schönen Florigunde in gutem Frieden und süßer Ruhe, zeugte mit ihr einen Sohn, den nannte er Löwhard. Derselbe führte Kriege mit dem Sultan und dem Könige von Babylonien und bestand große Abenteuer und Ge-

fahren und nahm endlich des Königs von Sicilien Tochter zum Weibe. — Wie sie nun acht Jahre im stolzen Frieden gelebt hatten, begab sichs eines Tages, daß Siegfried und seine Schwäger auf die Jagd ritten. Weil aber derselbe Tag sehr heiß war und Siegfried sich sehr erhitzt hatte, begab er sich zu einem Brunnen im Walde und legte sein Angesicht in denselben, sich abzukühlen. Das sah sein Schwager, der grimmige Hagenwald und dachte bei sich selber: „Die Gelegenheit findet sich nicht alle Tage, die mußt Du nicht versäumen, denn dies ist die rechte Zeit, Dich an Deinem Feinde zu rächen!" — nimmt seinen Degen und stößt ihn dem Siegfried zwischen die Schultern, wo ihm das Fleisch nicht mit Horn überzogen war, so daß die Spitze bis an die Brust ging und Siegfried zur Stunde todt blieb. So schändlicher und mörderischer Weise mußte der theure Held, dessen Tugend, Kraft, Stärke und Mannheit in der Welt nicht mehr zu finden war, um sein noch junges Leben kommen. Sein Tod aber ist hernachmals noch gerochen worden. Als Siegfrieds Gemahlin ihres Herrn, des Königs Tod berichtet war, fiel sie vor großem Leid und Kummer in eine große Krankheit, so daß die Aerzte an ihr verzagten. Da das der König Gilbald, ihr Vater, erfuhr, fiel auch er vor großem Leid in eine tödtliche Krankheit und mußte des Todes sterben. Da ward Leid über Leid! denn des Königs Gilbald Gemahlin legte sich ebenfalls zu Bette und starb an einem viertägigen Fieber, und es wäre kein Wunder gewesen, wenn die schöne Florigunde auch vor Jammer gestorben wäre. Aber Siegfrieds Tod mußte erst gerochen werden, wozu Florigunde behilflich war. Die drei Söhne nahmen den König Gilbald und seine Gemahlin, ihren Vater und ihre Mutter, und bestatteten sie nach königlichen Würden zur Erde, wie es ihnen geziemte. Darauf wollten sie das Reich einnehmen und besitzen; es schlug ihnen aber fehl. Unterdessen war es nämlich mit Siegfrieds Gemahlin etwas besser geworden, und

wie sie nun vermeinte stark genug zu sein, zog sie in aller Stille mit ihrem Sohne Löwhard in die Niederlande zu ihrem Schwiegervater, dem König Sieghard, und klagte diesem ihre Noth und die Mordthat an ihrem liebsten Gemahle, seinem Sohne. Als der König Sieghard solches mit Schmerzen vernommen hatte, ergrimmte er über die Maßen, ließ in seinem ganzen Lande Ritterschaft und Adel aufbieten und sammelte in schneller Eile eine unzählige Menge auserlesenes Kriegsvolk. Damit überzog er die drei Brüder und rächte an denselben seines Sohnes Tod rechtschaffen. Dieser Krieg hat vielen tausend Helden das Leben gekostet und ist darin der grimmige Hagenwald wieder schmählich um sein Leben gekommen. Denn er hatte sich dem verzagten Soldaten Zivilles ergeben, in Hoffnung, Barmherzigkeit zu erlangen, und weil er meinte, bei demselben viel sicherer zu sein, als bei einem andern beherzten Soldaten. Zivilles aber wartete, bis Hagenwald eingeschlafen war, dann nahm er seinen Degen und stieß ihm denselben durch den Leib, daß er zur Stunde todt blieb, und sagte: „Wie Du meines gnädigen Königs Sohn Siegfried gethan hast, so habe ich Dir wieder gethan; und so ist Dir mit dem Maaße gemessen, womit Du gemessen hast!“ — Die andern zwei Brüder, als Ehrenbert und Walther, sind von Land und Leuten ins Elend verjagt worden. Der verzagte Zivilles ward auch wieder erschlagen; Jorcus der Bauer kam auch in diesem Kriege um, und so mußte auch die schöne Florigunde ihren Geist aufgeben; sonst würde der König Sieghard dieselbe zur Königin in ihres Vaters Land eingesetzt haben. Löwhard, Siegfrieds Sohn, blieb bei seinem Großvater Sieghard am Hofe und ward daselbst in aller Gottesfurcht und in allen ritterlichen Tugenden auferzogen, so daß ein braver Held aus ihm wurde.

Bei **Otto Wigand**, Buchhändler in Leipzig, so wie in allen Buchhandlungen ist zu haben:

Conversations-Lexicon

der neuesten

Litteratur-, Völker-

und

Staatengeschichte.

Ein umfassendes Gemälde der Jahre 1830 — 1838.

Ein unentbehrlicher

Supplementband zu jedem Conversationslexikon.

Bearbeitet von

einer Gesellschaft deutscher Gelehrten.

Erstes Heft, Bogen 1—9.

Preis: Auf Druckpapier 6 Gr. Auf feinem Velinp. 9 Gr.

Inhalt:

Abbas Mirza. — Abdel Kader. — Abegg. — Abel. — Abercromby. — Achmet. — Adam. — Adel. — Adler. — Adrian. — Aegypten. — Aerzte. — Aesthetik. — Afghanistan. — Afrika. — Afzelius. — Agardh. — Agassiz. — Agnew. — Agrub. — Aguado. — Ahlefeld. — Aiblinger. — Aimon. — Ainmüller. — Alava. — Albrecht. — Alexander Karl. — Algier. — Alibaud. — Alibert. — Allard. — Allioli. — Almenräder. — Almodovar. — Aloys. — Alten. — Altenstein. — Alterthumswissenschaft.

Das Conversationslexikon der neuesten Litteratur-, Völker- und Staatengeschichte entwickelt in kurzen und kräftigen Zügen den innern Zustand der einzelnen Staaten und ihre Beziehungen zu einander; dasselbe giebt einen vollständigen Abriß von der gesammten sowohl physischen als geistigen Kultur, von allen Wissenschaften und Künsten und stellt eine Gallerie von Lebensbeschreibungen aller unserer verdienstvollen Zeitgenossen, der Gelehrten, Künstler, Dichter, Fürsten, Staatsmänner und Beamteten auf.

Durch die Einschränkung auf den wichtigsten und interessantesten Zeitraum der neuesten Geschichte, gewinnt das Conversationslexikon den Vortheil und Vorzug, die Mitwelt in allen Beziehungen schildern zu können, so daß es in Absicht auf die Kenntniß der neuesten Zustände recht eigentlich als ein Hilfs- und Handbuch für jeden Gebildeten und als ein unentbehrlicher Supplementband zu jedem ähnlichen Werke, so wie zugleich als Ersatz derjenigen Werke betrachtet werden darf, die jährlich als Annalen, Chroniken, Jahrbücher und dgl. in nicht geringer Anzahl gedruckt, selten ein treues Charaktergemälde der Zeit liefern. Für die festgesetzte Ausführung und Vollendung des Werkes im Druck darf der Name des Verlegers als Bürgschaft gelten.

Monatlich erscheint 1 Heft von 8—9 Bogen in 4. und kostet in Umschlag broschirt 6 Gr.

Allgemeine

Encyclopädie

für

Kaufleute u. Fabrikanten,

sowie für Geschäftsleute überhaupt! Oder vollständiges Wörterbuch des Handels, der Fabriken und Manufacturen, des Zollwesens, der Münz-, Maaß- und Gewichtskunde, des Bank- und Wechselwesens, der Staatspapiere und Usancenkunde, der Buchhaltung, des Handelsrechts, mit Einschluß des See- und Wechselrechts, der Schifffahrt, des Fracht- und Assecuranz-Wesens, der Handelsgeographie und Statistik, sowie der Waarenkunde und Technologie. Herausgegeben von einer Gesellschaft Gelehrter und praktischer Kaufleute.

Dritte Auflage. 4. 102 Bogen stark!

Auf Velinpapier und in einem schönen Umschlag steif broschirt.
Preis 3 Rthlr. 12 Gr.

Man wird in diesem Werke nichts vermissen, was dem Kaufmann, Bankier, Fabrikanten und dem Geschäftsmann überhaupt

zu wissen nöthig ist, und namentlich die ausführlichsten Aufschlüsse über das Rechnungs- und Münzwesen, die Wechsel-, Geld- und Effectencurse, die Maaß-, Gewichts- und Finanzverhältnisse aller Länder und Handelsplätze; die Natur- und Kunsterzeugnisse aller Erdstriche; die Zollverordnungen der einzelnen Staaten, vorzüglich der zum großen preußisch-deutschen Zollverbande vereinigten Länder; die gesammte Wechsel-, Staatspapier-, Bank-, Assecuranz-, Fracht- und Usancenkunde u. s. w. finden. Einige Zweige, welche für jeden Kaufmann von der größten Wichtigkeit sind und zumeist in das Innere seiner geschäftlichen Wirksamkeit eingreifen, haben wir mit besonderer Vollständigkeit bearbeitet; hierunter den Artikel Buchhalten, welchen man als eine besondere Abhandlung über diesen erheblichen Gegenstand betrachten kann. Bei einigen andern Artikeln von Bedeutung, z. B. Falliment, Bankrott ꝛc., haben wir die Gesetzesstellen der vorzüglichsten Staaten in ihrer ganzen Ausführlichkeit mitgetheilt, während wir bei den meisten andern — des beschränkten Raumes halber — nur das Wesentliche der positiv-gesetzlichen Vorschriften anführen konnten. Bei den Artikeln aus der Waarenkunde und Technologie haben wir den Grundsatz befolgt, ihre größere oder geringere Ausdehnung nach ihrer Wichtigkeit für den gesammten Handel zu bestimmen. So wird man z. B. bei den bedeutendern Waaren, als: Baumwolle, Cochenille, Gewürznelken, Glas, Holz, Honig, Hopfen, Indig, Kaffee, Krapp, Kupfer, Leder, Leinengarn, Leinsaat, Leinwand, Muskatblüte, Muskatnüsse, Papier, Porzellan, Pottasche, Taback, Wein, Wolle ꝛc. die größte Ausführlichkeit finden, während wir von den Droguen stets nur das Nöthigste hervorheben, ausgenommen die bedeutendsten, auch für den allgemeinern Handel interessanten Artikel dieser Art, z. B. Chinarinde, Aloe, Copal, Rhabarber ꝛc.

In allen Buchhandlungen sind nachstehende **Volksbücher** zu haben:

Geschichte von **Griseldis** und dem **Markgrafen Walther.** Nebst einigen andern Beispielen treuer Liebe. 2 Gr.

Alte und neue **Lieder in Leid und Lust.** (Enthält 50 ausgezeichnet schöne Lieder.) 2 Gr.

Geschichte von der **edlen und schönen Melusina,** welche ein Meerwunder und des Königes Helmas Tochter war. 2 Gr.

Der **Schildbürger** wunderseltsame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeschriebene Geschichten und Thaten. 2 Gr.

Geschichte von der **schönen Magelone** und dem Ritter **Peter** mit den silbernen Schlüsseln. 2 Gr.

Geschichte vom **Kaiser Octavianus,** welcher sein Ehgemahl und seine zwei Söhne in das Elend geschickt und endlich wiedergefunden hat. 2 Gr.

Geschichte von den **sieben Schwaben.** Nebst einigen schwäbischen Volksliedern. 2 Gr.

Geschichte von der heiligen Pfalzgräfin **Genoveva.** 2 Gr.

Geschichte von den **drei Schwestern.** Geschichte von den **drei Rolandsknappen. Schneeweißchen. Bruder Lustig.** 2 Gr.

Der **wiedererstandene Eulenspiegel.** 2 Gr.

Jedes dieser Volksbücher ist mit schönen Holzschnitten gezieret und wird einzeln für

2 Groschen

verkauft.

Der Herausgeber hat diesen herrlichen Büchern, welche lange nur in einer ihrer unwürdigen Gestalt existirten, alle ihre ursprünglichen Schönheiten wiederzugeben gesucht, und sie in eine zeitgemäße, einfache, dem Urtexte möglichst treue Sprache gebracht. Die Bilder zu denselben sind von ausgezeichneten Künstlern hergestellt. — Für die Folge erscheinen noch: **Fortunatus, Herzog Ernst, Riesengeschichte, Heinrich der Löwe, Helena, Hirlanda,** die **sieben weisen Meister, Dr. Faust,** das **Schloß in der Höhle Xaxa, Joachim und Anna, Salomon und Markolf,** — **Fierabras, Tristan und Isalde, Pontus,** — **Heldenlieder, Trinklieder, Kriegslieder,** — **Fabeln** u. s. w.

Druck von Breitkopf u. Härtel.

Geschichte
von den
drei Schwestern.

Geschichte
von den
drei Rolandsknappen.

Schneeweißchen. Bruder Lustig.

Volksbücher.
II.

Herausgegeben von G. O. Marbach.

Leipzig, 1838. Bei Otto Wigand.

Geschichte
von den
drei Schwestern.

Es war einmal ein reicher Graf, der lebte königlich und hielt alle Tage offene Tafel. Er liebte Bretspiel und Würfel; sein Hof wimmelte von Dienern und Edelknaben in prächtigen Kleidern, und seine Ställe nährten unzählige Pferde und Jagdhunde. Durch diesen Aufwand zerrannen aber seine Schätze. Er verpfändete eine Stadt nach der andern, verkaufte seine Juwelen und sein Silbergeschirr, und von seinem ganzen Eigenthume blieb ihm endlich nichts übrig, als ein altes Waldschloß. In diesem Schlosse hauste er von aller Welt verlassen, und war

Niemand bei ihm als seine tugendhafte Gemahlin und seine drei wunderschönen Töchter. Sie waren so arm, daß sie oft lange Zeit nur von den Feldfrüchten leben mußten, welche sie in ihrem Garten zogen. Zuweilen suchte aber der Graf auf der Jagd irgend ein gutes Stück Wild zu erlegen, um sich mit den Seinen einen guten Tag zu machen. So ging er denn eines Tages auch nach dem Walde auf die Jagd. Von diesem Walde ging die Rede, daß es darin nicht geheuer sei; der Graf glaubte aber nicht daran und fürchtete sich nicht. Er stieg rüstig über Berg und Thal, und kroch durch Busch und Dickig, ohne eine Beute zu erhaschen. Ermüdet setzte er sich endlich unter einen hohen Eichbaum, um auszuruhen, als er plötzlich einen grausam wilden Bär auf sich zuschreiten sah. Der arme Mann erbebte über diesen Anblick am ganzen Leibe; entfliehen konnte er nicht, und eben so wenig konnte er mit seinen Waffen sich zur Wehr setzen. Indeß hielt er doch seinen Jagdspieß vor sich, um sich damit zu vertheidigen, so gut es ging. Das Ungethüm kam nah heran; auf einmal stand es still und brummte ihm vernehmlich diese Worte entgegen: „Räuber, plünderst Du meinen Honigbaum? Den Frevel sollst Du mit dem Leben büßen!“ — Da merkte der Graf, daß es kein gewöhnlicher Bär, sondern irgend ein in einen Bären verzauberter Geist sein müsse, und schrie ihm kläglich entgegen: „Ach, ach, freßt mich nicht, Herr Bär, mich lüstet nicht nach Eurem Honig, ich bin ein biederer Rittersmann. Wenn dieses hier Euer Jagdgehege ist, so verspreche ich Euch heilig, daß Ihr mich nie wieder in demselben antreffen sollt.“ Der Bär antwortete brummend: „Unglücklicher, um diesen Preis löset Du Dein Leben nicht; verheiße mir Deine älteste Tochter Wulfild augenblicklich zur Frau; wo nicht, so freß ich Dich!“ In der Angst bedachte der Graf gar nicht was er that, und war wohl noch froh mit einem bloßen Versprechen davon zu kommen, sagte

daher: „Sie soll die Eure sein, Herr Bär, doch, setzte er trüglich hinzu, unter dem Beding, daß Ihr nach Landes Brauch die Braut löset und selber kommt, sie heimzuführen.“ — „Es sei, brummte der Bär, in sieben Tagen löse ich sie mit einem Centner Goldes und führe mein Liebchen heim.“ Nachdem er dies gesagt, machte der Bär rechtsum und trabte wieder in den Wald hinein; der Graf aber machte, daß er so schnell als möglich wieder nach Hause kam, und langte bei Sternenschimmer kraftlos und ermattet in seinem Waldschloß an. Unterweges hatte sich der Graf schon wegen des Verrathes, den er an seiner Tochter begangen hatte, damit getröstet, daß er sich vorgenommen hatte, sein Waldschloß so wohl verwahrt und verriegelt zu halten, daß es dem Bären nicht gelingen sollte, in dasselbe einzudringen, um seine Braut abzuholen. Den folgenden Tag berichtete er seiner Gemahlin und den Fräuleins das Abenteuer im Walde. Fräulein Wulfild fiel vor Entsetzen in Ohnmacht, als sie hörte, daß sie an einen scheußlichen Bären vermählt werden sollte; die Mutter rang die Hände und jammerte laut, und die Schwestern bebten und bangten vor Entsetzen und Wehmuth. Der Graf aber ging hinaus, beschaute die Mauern und Gräben ums Schloß herum, untersuchte, ob das eiserne Thor schloß- und riegelfest sei, zog die Zugbrücke auf und verwahrte alle Zugänge wohl. Darauf stieg er auf die Warte und fand da ein Kämmerlein, hochgebaut unter der Zinne und wohl vermauert, darin verschloß er das Fräulein, die ihr seidnes Flachshaar zerraufte und schier ihre himmelblauen Augen ausweinte. Sechs Tage waren verflossen und der siebente dämmerte heran, da erhob sich vom Walde her ein großes Getöse, als sei das wilde Heer im Anzuge. Unter Peitschenknall und Hörnerschall, Pferdegetrappel und Rädergerassel fuhr eine prächtige Karosse, mit Reitern umringt, übers Blachfeld daher ans Schloßthor. Alle Riegel schoben sich, das Thor rauschte auf, die Zugbrücke fiel, ein

junger Prinz stieg aus der Karosse, schön wie der Tag, angethan mit Sammet und Silberstück, um seinen Hals hatte er eine goldne Kette drei Mal geschlungen, um seinen Hut lief eine Schnur von Perlen und Diamanten, welche die Augen blendete, und für das Schloß, mit welchem die Straußfeder befestigt war, wäre ein Herzogthum feil gewesen. Rasch flog er die Schneckentreppe im Thurm hinauf, und einen Augenblick nachher trug er in seinen Armen die erschrockne Braut herab. Ueber dem Getöse erwachte der Graf aus seinem Morgenschlummer, schob das Fenster im Schlafgemach auf und sah nur eben noch, wie seine Tochter Wulfild von dem fremden Ritter in den Wagen gehoben wurde und die raschen Rosse mit der seltenen Beute wie ein Sturmwind zum Schlosse hinaus, dem Walde zubrausten. Der Graf erhob alsbald ein lautes Jammergeschrei und weckte damit seine Gemahlin und seine beiden Töchter, welche anfangs glaubten, er habe sich getäuscht, aber bald auch zu jammern und zu weinen begannen, als sie Wulfild in ihrer Kammer nicht mehr fanden und das Jubelgeschrei des hochzeitlichen Zuges vom Walde her in ihre Ohren schallte. Da saßen die armen Menschen drei Tage in Thränen und Wehklagen bei einander und beweinten Wulfild als eine Todte. Am vierten Tage aber verließ der Graf das Trauergemach, um frische Luft zu schöpfen. Wie er über den Hof ging, stand da eine feine dichte Kiste von Ebenholz, wohlverwahrt und schwer zu heben. Er ahnte leicht, was darin sei. Ein silberner Schlüssel stak im Schloß, der Graf drehte auf und fand einen Centner Goldes. Erfreut über diesen Fund, vergaß er all sein Herzeleid, kaufte Pferde und Falken, auch schöne Kleider für seine Gemahlin und die holden Fräuleins, nahm Diener in Sold, hob von Neuem an zu prassen und zu schwelgen, bis das letzte Goldstück aus dem Kasten flog. Dann machte er Schulden und die Gläubiger kamen schaarenweise, plünderten das Schloß rein aus und ließen ihm nichts als einen alten

Falken. Die Gräfin bestellte wieder mit ihren Töchtern die Küche und er durchstreifte tagtäglich das Feld mit seinem Federspiel aus Verdruß und Langeweile.

Eines Tages ließ er den Falken steigen, der hob sich hoch in die Lüfte und wollte nicht auf die Hand seines Herrn zurückkehren, ob er ihn gleich lockte. Der Graf folgte seinem Fluge, so weit er konnte, über die Ebene. Der Vogel schwebte dem grausenvollen Walde zu, welchen zu betreten der Graf nicht mehr wagte. Er gab sein liebes Federspiel verloren, als plötzlich ein rüstiger Adler über dem Walde aufstieg und den Falken verfolgte, welcher des überlegenen Feindes nicht sobald ansichtig wurde, als er pfeilgeschwind zu seinem Herrn zurückkehrte, um bei ihm Schutz zu suchen. Der Adler aber schoß aus den Lüften herab, schlug einen seiner mächtigen Fänge in des Grafen Schulter und zerdrückte mit dem andern den treuen Falken. Der bestürzte Graf suchte sich mit dem Speer von dem gefiederten Ungeheuer zu befreien, schlug und stach nach seinem Feinde. Der Adler aber ergriff den Jagdspieß, zerbrach ihn wie ein leichtes Schilfrohr und kreischte dem Grafen mit lauter Stimme diese Worte in die Ohren: „Verwegener, warum beunruhigst Du mein Luftrevier mit Deinem Federspiele? Den Frevel sollst Du mit Deinem Leben büßen.“ Aus dieser Sprache des Vogels merkte der Graf bald, was für ein Abenteuer er zu bestehen habe. Er faßte Muth und sprach: „Gemach, Herr Adler, gemach! Was hab ich Euch gethan? Mein Falke hat seine Schuld ja abgebüßt, den laß ich Euch.“ — „Nein, fuhr der Adler fort, mich lüstet eben heut nach Menschenfleisch und Du scheinst mir ein guter Fraß.“ — „Gnade, Herr Adler! schrie der Graf in Todesangst; fordert von mir was Ihr wollt, ich geb es Euch; nur schonet meines Lebens.“ — „Gut denn, versetzte der mörderische Vogel; ich halte Dich beim Wort; Du hast zwo schöne Töchter, und ich bedarf eines Weibes. Verheiße mir Deine Adelheid zur Frau, so laß ich Dich mit Frieden ziehen

und löse sie von Dir mit zwo Stufen Goldes, jede einen Centner schwer. In sieben Wochen führe ich meine Braut heim.“ Hierauf schwang sich das Ungeheuer hoch in die Höhe und verschwand in den Wolken. Obwohl der Graf diesmal nicht zweifeln konnte, daß das verzauberte Ungeheuer Wort halten werde, so war er doch froh, sein Leben gerettet zu haben, und die Aussicht auf den neuen Reichthum war ihm auch nicht widerwärtig. Den Frauen zu Hause sagte er nichts, um ihnen den unnützen Gram über das, was nun doch einmal nicht zu ändern war, zu ersparen. Fräulein Adelheid war eine Spinnerin, wie keine im Lande. Sie war auch eine geschickte Weberin und schnitt eben damals ein Stück köstlicher Leinwand vom Webstuhle, welche sie unfern der Burg auf einem frischen Rasenplatze bleichte. Sechs Wochen und sechs Tage vergingen, ohne daß die schöne Spinnerin ihr Schicksal ahnete, obgleich der Vater immer schwermüthiger wurde, je näher der Termin herannahete, welchen der Adler gesetzt hatte, und obgleich er nicht unterlassen konnte, der Tochter manchen auf ihr Schicksal hindeutenden Wink zu geben. Adelheid war frohen und leichten Sinnes, wähnte, das schwere Herzblut des Vaters erzeuge hypochondrische Grillen, und hüpfte sorglos bei Anbruch des bestimmten Tages hinaus auf den Bleichrasen, um ihre Leinwand auszubreiten, damit sie vom Morgenthau getränkt würde. Wie sie ihre Bleiche beschickt hatte und nun ein wenig umherschaute, sah sie einen herrlichen Zug von Rittern und Knappen herantraben. Sie verbarg sich hinter einen wilden Rosenbusch, der eben in voller Blüthe stand, und lauschte hervor, um den prächtigen Reiterzug zu schauen. Der schönste Ritter aus dem Haufen, ein junger schlanker Mann mit offenem Helm, sprengte an den Busch und sprach mit sanfter Stimme: „Ich sehe Dich, ich suche Dich, fein Liebchen, ach verbirg Dich nicht; rasch schwing Dich hinter mich aufs Roß, Du schöne Adlerbraut!“ Adelheid wußte nicht wie ihr geschah, da sie

diesen Spruch hörte; der liebliche Ritter gefiel ihr wohl, aber der Beisatz Adlerbraut machte das Blut in ihren Adern erstarren; sie sank ins Gras, die Sinne vergingen ihr, und beim Erwachen fand sie sich in den Armen des holden Ritters, auf dem Wege nach dem Walde.

Als Adelheid gar nicht heimkehren wollte von dem Bleichplatze, schickte die Mutter, welche anfing Sorge um sie zu tragen, erst ihre jüngste Tochter nach Adelheid aus und ging dann selbst, um ihre Kinder zu suchen. Nun suchten und riefen Mutter und Tochter zusammen, aber Adelheid war nicht zu sehen und nicht zu hören. Darüber kam auch der Graf hinaus auf die Wiese, und wie er in die Nähe des Rosenbusches kam, sah er etwas blinken, und wie er es genau betrachtete, waren es zwei goldene Eier, jedes einen Centner schwer. Nun konnte er nicht länger anstehen, seiner Gemahlin das Abenteuer der Tochter zu offenbaren. Da erhob sich nun wieder ein großes Wehklagen und dem Grafen selbst wurden von seiner betrübten Gemahlin die heftigsten Vorwürfe gemacht. Der Graf entschuldigte sich mit der dringenden Gefahr seines Lebens. Aber die trostlose Mutter hörte nicht auf, ihm die bittersten Vorwürfe zu machen.

In kurzer Zeit war das Schloß wieder die Wohnung der Freude. Ball, Turnier und prächtige Feste wechselten täglich ab. Fräulein Berta, die einzige, welche von den drei Schwestern noch übrig war, wurde täglich schöner und von den entlegensten Orten kamen die edelsten Ritter herbei, um ihre Liebe zu gewinnen. Indeß war durch die Verschwendung des Grafen sein Schatz sehr zusammengeschmolzen und nicht lange so wurden die Turniere wieder eingestellt, Ritter und Knappen verschwanden allmälig, das Schloß nahm wieder die Gestalt einer Einsiedlerwohnung an und die frühere Armuth kehrte bei der gräflichen Familie zurück. Der Graf durchstrich mißmuthig die Felder, wünschte ein neues Abenteuer und fand keines, weil er den Zauberwald scheuete.

Eines Tages verfolgte er ein Volk Rebhühner so weit, daß er dem schauervollen Walde nahe kam, und ob er sich gleich nicht hineinwagte, so ging er doch eine Strecke am Rande desselben hin. Da erblickte er plötzlich einen großen Fischweiher, der ihm noch nie zu Gesicht gekommen war, in dessen silberhellem Gewässer er unzählige Forellen schwimmen sah. Dieser Entdeckung freute er sich sehr. Der Teich hatte ein unverdächtiges Ansehen, daher eilte er nach Hause, strickte sich ein Netz, und den folgenden Morgen stand er bei guter Zeit am Gestade, um das Netz auszuwerfen. Glücklicherweise fand er einen kleinen Nachen mit einem Ruder im Schilfe; er sprang hinein, ruderte lustig auf dem Teiche herum, warf das Netz aus und fing mit einem Zuge mehr Forellen als er tragen konnte. Vergnügt ruderte er dem Strande zu. Ungefähr einen Steinwurf vom Gestade stand der Nachen im vollen Laufe auf einmal fest und unbeweglich, als säß er auf dem Grunde. Der Graf arbeitete aus allen Kräften, ihn wieder flott zu machen, aber vergebens. Das Wasser verrann rings umher, das Fahrzeug schien auf einer Klippe zu hangen und hob sich hoch über die Oberfläche empor. Der Graf wußte sich nicht zu erklären, was mit ihm geschäh, bis er endlich mit Entsetzen inne wurde, daß ein ungeheurer Fisch ihn und seinen Nachen auf dem Rücken trug. Er ergab sich in sein Schicksal, ängstlich harrend, welchen Ausgang es nehmen würde. Plötzlich tauchte der Fisch unter, der Nachen war wieder flott, doch einen Augenblick nachher war das Meerwunder über Wasser, sperrte einen abscheulichen Rachen gleich der Höllenpforte auf, und aus dem finstern Schlunde schallten, wie aus einem unterirdischen Gewölbe, vernehmlich diese Worte hervor: „Kühner Fischer, was beginnst Du hier? Du mordest meine Unterthanen? Den Frevel sollst Du mit dem Leben büßen!“ Der Graf, durch die früheren Abenteuer klug gemacht, erholte sich bald von seinem Schrecken und sprach ganz dreist: „Wenn Ihr der König dieses Gewässers seid, so vergebt, daß ich in Euer

Reich eingedrungen bin; und Ihr mögt mir wohl ein Gericht Fische aus Eurem Weiher gönnen. Spracht Ihr bei mir ein, so stände Euch Küche und Keller gleichfalls offen." — „So traute Freunde sind wir nicht, versetzte das Ungeheuer. Du stahlst mir meine Unterthanen, sie zu verschlingen, und ich verschlinge Dich!" Hiermit riß der grimmige Fisch den Rachen noch weiter auf, als wollte er den Grafen sammt dem Schiffe verschlingen. „Ach, schonet, schonet mein Leben!" schrie der Graf. Der große Fisch schien sich etwas zu bedenken. „Wohlan, sprach er, ich weiß, Du hast eine schöne Tochter, verheiße mir die zum Weibe und nimm Dein Leben zum Gewinn." Als der Graf hörte, daß der Fisch aus diesem Tone zu reden anfing, verschwand ihm alle Furcht: „Sie stehet zu Befehl, sprach er; Ihr seid ein wackerer Eidam, dem kein biederer Vater sein Kind versagen wird. Doch, womit löset Ihr die Braut nach Landes Brauch?" — „Ich habe, erwiderte der Fisch, weder Gold noch Silber; aber im Grunde dieses Sees liegt ein großer Schatz von Perlenmuscheln, Du darfst nur fordern." — „Nun, sagte der Graf, drei Himten Zahlperlen sind wohl nicht zu viel für eine schöne Braut." — „Sie sind Dein, beschloß der Fisch, und mein die Braut; in sieben Monden führ ich mein Liebchen heim." Hierauf stürmte er lustig mit dem Schwanze und trieb den Nachen bald an den Strand.

Der Graf brachte seine Forellen heim und verzehrte sie mit Weib und Kind, ohne daß diese erfuhren, um welchen Preis er sie erkauft hatte. Indeß nahm der Mond sechs Mal ab und zu, und der Graf hatte sein Abenteuer beinahe vergessen; als aber der Silbermond zum siebenten Male sich zu runden begann, dachte er an das was bevorstand, und um kein Augenzeuge davon zu sein, unternahm er eine kleine Reise ins Land. In der schwülen Mittagsstunde, am Tage des Vollmonds, sprengte ein stattliches Geschwader Reiter aus Schloß. Die Gräfin, bestürzt über so vielen fremden Besuch, wußte nicht, ob sie die Pforte öffnen sollte oder

nicht. Als sich aber ein wohlbekannter Ritter anmelden ließ, ward ihm aufgethan. Er hatte gar oft zur Zeit des Wohlstandes und Ueberflusses in der Burg den Turnieren beigewohnt und zum Schimpf und Ernst gestochen, auch manchen Ritterdank von der schönen Berta Hand empfangen und mit ihr den Reigen getanzt; doch seit der Glücksveränderung des Grafen war er gleich den übrigen Rittern verschwunden. Die gute Gräfin schämte sich vor dem edlen Ritter und seinem Gefolge ihrer großen Armuth, daß sie nichts hatte, was sie ihm vorsetzen konnte. Er aber trat freundlich zu ihr und bat nur um einen Trunk frischen Wassers aus dem kühlen Felsenbrunnen des Schlosses, wie er auch sonst zu thun gewohnt war, denn er pflegte nie Wein zu trinken, daher nannte man ihn scherzweise nur den Wasserritter. Die schöne Berta eilte auf Geheiß der Mutter zum Brunnen, füllte einen Henkelkrug und kredenzte dem Ritter eine krystallene Schale; er empfing solche aus ihrer niedlichen Hand, setzte sie da an den Mund, wo ihre Purpurlippen die Schale berührt hatten, und that ihr mit innigem Entzücken Bescheid. Die Gräfin besann sich indeß, daß im Schloßgarten eben eine saftige Wassermelone reifte. Augenblicklich eilte sie hinaus in den Garten, brach die Melone ab, legte sie auf einen irdenen Teller, viel Weinlaub darunter und die schönsten wohlriechenden Blumen rings umher, um sie dem Gaste aufzutragen. Wie sie aber aus dem Garten trat, war der Schloßhof leer und öde, sie sah weder Pferde noch Reisige mehr, im Zimmer war kein Ritter, kein Knappe; sie rief ihre Tochter Berta, suchte sie im ganzen Hause und fand sie nicht. Im Vorhause aber waren drei Säcke von neuer Leinwand hingestellt, die sie in der ersten Bestürzung nicht bemerkt hatte und die von außen anzufühlen waren, als wären sie mit Erbsen angefüllt, genauer sie zu untersuchen ließ ihre Betrübniß nicht zu. Sie überließ sich ganz ihrem Schmerz und weinte laut bis an den Abend, wo ihr Gemahl heimkehrte, der sie in großem Jammer fand. Sie konnte ihm die

Begebenheit des Tages nicht verhehlen, so gern sie es gethan hätte, denn sie befürchtete von ihm große Vorwürfe, daß sie einen fremden Ritter in die Burg gelassen, der die liebe Tochter entführt hätte. Aber der Graf tröstete sie liebreich und fragte nach den Erbsensäcken, von welchen sie ihm gesagt hatte, ging hinaus, sie zu beschauen, und öffnete einen in ihrer Gegenwart. Wie groß war das Erstaunen der betrübten Gräfin, als eitel Perlen herausrollten, so groß wie die großen Gartenerbsen, vollkommen gerundet, fein gebohrt und von dem reinsten Wasser. Die gute Mutter tröstete sich über den Verlust dieser Tochter leichter als über den ihrer Schwestern, denn sie glaubte wenigstens zu wissen, daß Bertas Gemahl kein Ungeheuer, sondern ein reicher und stattlicher Ritter sei, und der Graf ließ sie gern bei dieser Meinung.

Nun hatten die Aeltern zwar alle ihre schönen Töchter verloren; aber sie besaßen einen unermeßlichen Schatz. Der Graf machte bald einen Theil davon zu Gelde. Er löste seine Städte ein, that das Waldschloß an einen Lehnsmann aus, bezog seine vormalige Residenz, richtete den Hofstaat wieder ein und lebte nicht mehr als ein Verschwender, sondern als ein guter Wirth, denn er war durch Schaden endlich klug geworden. Seine Gemahlin, die Gräfin, konnte sich indeß über den Verlust ihrer Töchter nicht beruhigen, sie trug beständig Trauerkleider und wurde nimmer froh. Sie wäre vielleicht endlich durch ihren unausgesetzten Kummer eine Beute des Todes geworden, besonders nachdem ihr endlich der Graf auch sein drittes Abenteuer hatte erzählen müssen, um ihren fortwährenden Nachsuchungen nach ihrer jüngsten Tochter ein Ende zu machen, wenn ihr nicht Gott endlich neue Freude geschenkt hätte. Obwohl sie nämlich längst die Hoffnung auf fernern Kindersegen aufgegeben hatte, so geschah es doch wider Erwarten, daß sie noch einmal gesegneten Leibes wurde und zur rechten Zeit einen schönen Knaben gebar. Da war große Freude im Schlosse des Grafen und in der ganzen Grafschaft

und der Vater nannte den jungen Stammerben Reinald das Wunderkind. Der war schön wie ein Engel, und Vater und Mutter waren bedacht ihm die trefflichste Erziehung zu geben. Er wuchs lustig heran und war die Freude des Vaters und der Mutter Trost, die ihn wie ihren Augapfel wahrte. Ob er aber schon der Liebling ihres Herzens war, so erlosch doch das Andenken an ihre drei Töchter nicht in ihrem Gedächtniß. Oft, wenn sie den kleinen lachenden Reinald in die Arme schloß, träufelte eine Zähre auf seine Wangen, und als der liebe Knabe etwas heranwuchs, fragte er oft wehmüthig: „Gute Mutter, was weinest Du?“ Die Gräfin verhehlte ihm aber mit Vorbedacht die Ursache ihres geheimen Kummers; denn außer ihr und ihrem Gemahl wußte Niemand, wo die drei jungen Gräfinnen hingeschwunden waren. Durch tausend Schmeicheleien lockte Reinald der zärtlichen Mutter dennoch das Geheimniß endlich ab, sie erzählte ihm die Abenteuer der drei Schwestern nach allen Umständen, und er verlor kein Wort von diesen Wundergeschichten aus seinem Herzen. Er hatte keinen andern Wunsch als den, wehrhaft zu sein, um auf das Abenteuer auszugehen, seine Schwestern in dem Zauberwalde aufzusuchen und ihren Zauber zu lösen. Sobald er zum Ritter geschlagen war, begehrte er vom Vater Urlaub, einen Heereszug, wie er vorgab, nach Flandern zu thun. Der Graf freuete sich des ritterlichen Muthes seines Sohnes, gab ihm Pferde und Waffen, auch Schildknappen und Troßbuben, und ließ ihn mit Segen von sich, so ungern auch die sorgsame Mutter in den Abschied willigte.

Kaum hatte der junge Ritter seine Vaterstadt im Rücken, so verließ er die Heerstraße, trabte wohlgemuth auf das Waldschloß zu, und begehrte von dem Lehnsmann Herberge, der ihn ehrlich empfing und wohl hielt. Am frühen Morgen, da im Schlosse noch Alles im Schlummer lag, sattelte er sein Roß, ließ sein Gefolge zurück und ritt nach dem bezauberten Walde.

Je weiter er hinein kam, desto dichter wurde das Gebüsch, und vom Hufe seines Pferdes schallten die schroffen Felsen wieder. Alles um ihn her war einsam und öde, und die dicht verwachsenen Bäume schienen ihm den weitern Eingang mitleidig zu versperren. Er stieg vom Pferde, ließ es grasen und machte sich mit seinem Schwerte einen Weg durch den Busch, klimmte an steilen Felsen hinan und gleitete in Abgründe hinab. Nach langer Mühe gelangte er in ein gekrümmtes Thal, durch welches sich ein klarer Bach schlängelte. Er folgte den Krümmungen desselben, in der Ferne öffnete eine Felsengrotte ihren unterirdischen Schlund, vor welcher etwas, das einer menschlichen Figur ähnlich war, sich zu regen schien. Der kecke Jüngling verdoppelte seine Schritte, nahm den Weg zwischen den Bäumen hin, blickte der Grotte gegenüber hinter den hohen Eichen durch, und sah eine junge Dame im Grase sitzen, die einen kleinen ungestalten Bären auf dem Schooße liebkoste, indeß noch ein größerer um sie herum sprang und sich wälzte, an welchem Spiel die Dame große Freude zu haben schien. Reinald erkannte nach der mütterlichen Erzählung die Dame für seine Schwester Wulfild, und sprang hastig aus seinem Hinterhalt hervor, um sich ihr zu entdecken. Sobald sie aber den jungen Mann erblickte, that sie einen lauten Schrei, warf den kleinen Bären ins Gras, sprang auf, dem Kommenden entgegen, und redete ihn mit wehmüthiger Stimme und ängstlicher Geberde also an: „O Jüngling, welcher Unglücksstern führt Dich in diesen Wald? Hier wohnt ein wilder Bär, der frißt alle Menschen, die seiner Wohnung nahen; flieh und rette Dich!“ Er neigte sich züchtiglich gegen die bildschöne Dame und antwortete: „Fürchtet nichts, holde Gebieterin, ich kenne diesen Wald und seine Abenteuer, und komme, den Zauber zu lösen, der Euch hier gefangen hält.“ — „Thor! sprach sie, wer bist Du, daß Du es wagen darfst, diesen mächtigen Zauber zu lösen, und wie vermagst Du das?“ Er antwortete: „Mit diesem

Arm und durch dieß Schwert! Ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, des Grafen Sohn, dem dieser Zauberwald drei schöne Töchter raubte. Bist Du nicht Wulfild, seine Erstgeborne?“ Ueber diese Rede entsetzte sich die Dame noch mehr und staunte den Jüngling mit stummer Verwunderung an. Er aber erzählte ihr nun so viel von Vater und Mutter und wie Alles gewesen und nun geworden sei, daß sie nicht zweifeln konnte, Reinald sei ihr Bruder. Sie umarmte ihn zärtlich, aber ihre Knie wankten vor Furcht wegen der Gefahr, in welcher sein Leben schwebte.

Sie führte hierauf ihren lieben Gast in die Höhle, um da einen Winkel auszuspähen, ihn zu verbergen. In dem weiten düstern Gewölbe lag ein Haufen Moos, welches dem Bär und seinen Jungen zum Lager diente; gegenüber aber stand ein prächtiges Bett mit rothem Damast behangen und mit goldenen Tressen besetzt, für die Dame. Reinald mußte sich bequemen, eiligst unter der Bettlade Platz zu suchen und da sein Schicksal zu erwarten. Jeder Laut und alles Geräusch war ihm bei Leib und Leben untersagt. Kaum war der junge Held an seinem Zufluchtsorte, so brummte der fürchterliche Bär zur Höhle herein und schnobberte mit blutiger Schnauze allenthalben umher; er hatte das Roß des Ritters im Walde ausgespürt und es zerrissen. Wulfild saß auf ihrem Thronbett wie auf Kohlen, und ihr Herz war voller Angst. Sie unterließ nicht, dem Bären zärtlich zu liebkosen, um ihn freundlicher zu stimmen, aber er achtete wenig auf sie und brummte nur einmal über das andere vor sich hin: „Ich wittere Menschenfleisch!“ — „Ach theurer Gemahl, sagte die Dame, Du irrst Dich, wie käme ein Mensch in diese traurige Einöde?“ — „Ich wittere Menschenfleisch!“ wiederholte er und schnüffelte um das seidene Bett seiner Gemahlin herum. Dem Ritter ward dabei nicht wohl zu Muthe. Ungeachtet seiner Herzhaftigkeit trat ihm ein kalter Schweiß vor die

Stirn; indeß wußte die kluge Dame, seine Schwester, ihrem Gemahl den Bären doch so wohl erst im Guten und endlich im Bösen zuzureden, daß er endlich das fernere Nachspüren unterließ und knurrend nach seinem Lager schlich, wo er bald durch lautes Schnarchen zu erkennen gab, daß er eingeschlafen sei. Wulfild flüsterte ihrem Bruder nur noch den Trost zu, daß nun die Gefahr vorüber sei, und Reinald, müde von dem weiten und beschwerlichen Wege, welchen er zurückgelegt hatte, war auch bald eingeschlafen.

Beim Erwachen befand er sich in einem herrlichen Prunkbette, in einem Zimmer mit seidenen Tapeten, neben dem Bette lagen auf mit Sammet bekleideten Stühlen seine Kleider und Rüstung, auch stand ein silbernes Glöcklein dabei, den Dienern zu schellen. Reinald wußte nicht, ob er träume oder wache. Er zog die Glocke; da trat ein reich geschmückter Diener herein, fragte nach seinen Befehlen und meldete, daß seine Schwester Wulfhild und ihr Gemahl Albert der Bär, seiner mit Verlangen warteten. Da ward Reinald noch mehr erstaunt, indeß ließ er sich doch rasch ankleiden und trat ins Vorgemach heraus. Hier erwarteten ihn eine große Anzahl von Dienern, die ihn in das Zimmer geleiteten, wo seine Schwester seiner harrte. Sie empfing ihn mit großer Freundlichkeit. Neben sich hatte sie zwei allerliebste Kinder, einen Prinzen von sieben Jahren, und ein zartes Fräulein, welches sie noch an ihrer Brust nährte. Einen Augenblick hernach trat Albert der Bär herein, der jetzt gar keine Aehnlichkeit mit einem Bären mehr hatte, sondern als der liebenswürdigste Prinz erschien. Er umarmte seinen Schwager mit aller Wärme der Freundschaft und Bruderliebe. Nun erfuhr Reinald, daß der Gemahl seiner Schwester durch einen Zauber sechs Tage jeder Woche ein Bär sein mußte, am siebenten aber wieder ein Mensch wurde, so jung und schön, wie er gewesen war, ehe der böse Bann ihn traf; aber nur von einer

Morgenröthe bis zur andern währte die Entzauberung. Mit ihm verwandelte sich auch sein Schloß in einen schroffen Felsen, der reizende Park rings umher in eine traurige Einöde, sein Gefolge, die Ritter und Knappen, die Hofdamen und Zofen, in Dachse und Marder. An einem solchen Tage der Entzauberung war es gewesen, wo Albrecht seine Braut heimgeführt hatte. Anfangs war die schöne Wulfild sehr unglücklich darüber, daß sie ihren Gemahl, welchen sie in seiner menschlichen Gestalt herzlich lieben gelernt hatte, immer auf sechs Tage in jeder Woche vermissen und in dieser Zeit selbst jedes menschlichen Umganges entbehren mußte; waren doch sogar ihre eigenen Kinder, welche sie während der Zeit gebar, dem Zauber unterworfen. Allmählig hatte sie sich jedoch an dieses Schicksal gewöhnt, und was sie dabei am meisten tröstete, war, daß auch sie in sofern mit von dem Zauber betroffen war, als die Zeit, während welcher der Zauber waltete, auch auf ihren Körper gar keine Wirkung ausübte. Sie war daher jetzt noch ganz so schön und nur um ein paar Jahr körperlich älter geworden, als sie damals war, wo ihr Gemahl sie entführte. Der Tag der Entzauberung, welchen nun Reinald bei seinem Schwager zubrachte, wurde unter traulichen Gesprächen und Festlichkeiten, frohem Mahl, Musik und Tanz herrlich und in Freuden zugebracht. Dieß währte bis nach Mitternacht, da nahm aber Wulfild auf einen Wink ihres Gemahls den geliebten Bruder bei der Hand, trat mit ihm bei Seite und sprach wehmüthig also: „Geliebter Bruder, wir müssen uns scheiden, die Stunde der Verwandlung ist nicht mehr fern, wo alle Freuden dieses Palastes hinschwinden. Albert ist um Dich bekümmert, er fürchtet für Dein Leben; er würde dem thierischen Triebe nicht widerstehen können, Dich zu zerreißen, wenn Du die bevorstehende Umwandlung hier abwarten wolltest. Verlaß daher diesen unglücklichen Wald und kehre nie wieder zu uns zurück.“ — „Nein, erwiderte Reinald, es

begegne mir was das Verhängniß über mich beschlossen hat, scheiden kann ich nicht von Euch, ihr Lieben. Dich, o Schwester, aufzusuchen, war mein Vorsatz, und da ich Dich gefunden habe, verlaß ich diesen Wald nicht ohne Dich. Sag, wie ich den mächtigen Zauber lösen kann?" — „Ach, sprach sie, den vermag kein Sterblicher zu lösen!" Indeß war Albert herbeigetreten, und wie er den kühnen Entschluß des jungen Ritters vernahm, mahnte er ihn mit liebreichen Worten von seinem Vorhaben so kräftig ab, daß dieser endlich dem Verlangen des Schwagers und den Bitten und Thränen der zärtlichen Schwester nachgeben und Abschied nehmen mußte. Albert umarmte ihn brüderlich und gab ihm noch zum Andenken lachend drei Bärenhaare mit. „Doch, setzte er ernsthaft hinzu, verachtet diese Kleinigkeit nicht. Sollte Euch irgend einmal Hilfe Noth thun, so reibt diese drei Haare zwischen den Händen und erwartet den Erfolg." Im Schloßhofe stand eine prächtige Karosse mit sechs Pferden bespannt, nebst vielen Reitern und Dienern. Reinald stieg hinein: „Leb wohl, mein Bruder!" riefen Albert der Bär und Wulfhild. „Leb wohl, mein Bruder, meine Schwester!" antwortete Reinald das Wunderkind, und der Wagen donnerte über die Zugbrücke dahin, auf und davon. Die goldenen Sterne funkelten noch hell am nächtlichen Himmel, der Zug ging über Stock und Stein, Berg auf Berg ab, durch Wüsten und Wälder. Nach einer guten Stunde begann der Himmel zu grauen; urplötzlich verloschen alle Windlichter, Reinald fand sich unsanft auf die Erde gesetzt und wußte nicht wie ihm geschah; die Karosse mit Rossen und Dienerschaft war verschwunden, aber bei dem Schimmer der Morgenröthe sah er sechs schwarze Ameisen zwischen seinen Füßen hingaloppiren, die eine Nußschale fortzogen. Da merkte er, daß es der mächtige Zauber sei, welcher diese Verwandlung bewirkte, und blieb so lange ruhig liegen, bis die Sonne vollends aufgegangen war. Da er sich noch innerhalb der Grenzen des Zauberwaldes be-

fand, beschloß er noch nicht heimzukehren, sondern seine beiden jüngern Schwestern gleichfalls aufzusuchen, und wenn es ihm nicht gelingen sollte, sie zu entzaubern, ihnen wenigstens einen Besuch zu machen.

Drei Tage irrte er vergebens im Walde umher, ohne daß ihm ein Abenteuer aufstieß. Es war ein Glück, daß ihm seine Schwester Wulfild einige Nahrungsmittel mitgegeben hatte, sonst hätte er verschmachten müssen. Als er aber eben den letzten Rest derselben verzehrt hatte, da hörte er hoch über sich in der Luft etwas rauschen, wie wenn ein Schiff in vollem Segeln die Wellen durchschneidet. Er schaute auf und erblickte einen mächtigen Adler, der aus der Luft herab in das Nest flog, das er auf dem Baume hatte. Reinald war über diese Entdeckung hoch erfreut, verbarg sich im Unterwuchs der Holzung und lauerte, bis der Adler wieder auffliegen würde. Nach sieben Stunden hob er sich vom Neste, alsbald trat der lauschende Jüngling hervor ins Freie und rief mit lauter Stimme: „Adelheid, geliebte Schwester, wenn Du auf dieser hohen Eiche hausest, so antworte meiner Stimme; ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, Dein Bruder, der Dich suchet und die Banden des mächtigen Zaubers zu zerstören strebt, die Dich fesseln.“ Sobald er aufgehört hatte zu reden, antwortete eine sanfte weibliche Stimme von oben, wie aus den Wolken: „Bist Du Reinald das Wunderkind, so sei willkommen Deiner Schwester Adelheid, säume nicht zu ihr heraufzuklimmen, die Trostlose zu umarmen.“ Entzückt über diese frohe Botschaft wagte der Ritter freudig den Versuch, den hohen Baum hinaufzuklettern, aber vergebens. Dreimal lief er rund um den Stamm, aber der war zu dick, ihn zu umklaftern, und die nächsten Aeste viel zu hoch, sie zu erfassen. Indem er begierig auf Mittel sann, seinen Zweck zu erreichen, fiel eine seidene Strickleiter herab, durch deren Beihilfe er bald bis in den Gipfel des Baumes zu dem Adlerneste gelangte. Es war so geräumig und so fest gebauet, wie ein Altan auf einer Linde. Er fand seine

Schwester unter einem Thronhimmel sitzend, der von außen gegen die Witterung mit Wachstaffet bekleidet, inwendig mit rosenfarbnem Atlas ausgeschlagen war. Bruder und Schwester umarmten sich zärtlich. Adelheid hatte genaue Kundschaft von ihres Vaters Hause, und wußte, daß Reinald ihr nachgeborner Bruder war. Edgar der Aar, ihr Gemahl, war auf Wochen verwünscht und allemal in der siebenten Woche war er wieder ein Mensch. Zur Zeit der Entzauberung hatte er, seiner Gemahlin zu Liebe, unerkannter Weise oft das Hoflager seines Schwiegervaters besucht, und ihr von Zeit zu Zeit erzählt, wie es in ihres Vaters Hause stand. Adelheid lud ihren Bruder ein, die nächste Verwandlung bei ihr abzuwarten, und obschon dieselbe erst in sechs Wochen bevorstand, so willigte er doch gern ein. Sie versteckte ihn in einen hohlen Baum und brachte ihm täglich reichliche Speise und Trank, sobald der Adler das Nest verlassen hatte. Wiederholt schärfte sie ihm dann ein: „So lieb Dir das Leben ist, hüte Dich vor Edgars Adlerblick; sieht er Dich in seinem Gehege, so ist es um Dich geschehen; er hackt Dir die Augen aus und frißt Dir das Herz ab, wie er nur erst gestern dreien Deiner Knappen that, die Dich hier im Walde suchten.“ Reinald schauderte über das Schicksal seiner Knappen, versprach, seiner wohl zu wahren, und harrte in dem hohlen Baume geduldig sechs Wochen lang. Als aber diese vorüber waren, da fand er in den nächsten sieben Tagen reiche Entschädigung.

Die Aufnahme beim Schwager Aar war nicht minder freundschaftlich als die beim Schwager Bär. Schloß, Hofstaat, Alles war hier so wie dort, jeder Tag war ein Freudenfest und die Zeit der traurigen Verwandlung rückte nur zu geschwind herbei. Am Abende des siebenten Tages entließ Edgar seinen Gast mit den zärtlichsten Umarmungen, doch warnte er ihn, sein Gehege nicht wieder zu betreten. „Soll ich mich, sprach Reinald wehmüthig, ewig von Euch scheiden, Ihr Geliebten? Ist es nicht möglich, den unglücklichen Zauber zu lösen, der Euch hier gefangen hält? Hätte

ich hundert Leben zu verlieren, ich wägte sie alle, Euch zu erlösen.“ Edgar drückte ihm herzig die Hand: „Dank, edler junger Mann, für Eure Liebe und Freundschaft; aber gebt das kecke Unterfangen auf. Es ist möglich, unsern Zauber zu lösen; aber Ihr sollt es, Ihr dürft es nicht. Wer es beginnt und unterliegt, dem kostet es das Leben, und Ihr sollt nicht das Opfer für uns werden.“ Durch diese Rede wurde Reinalds Heldenmuth nur mehr angefeuert, das Abenteuer zu bestehen. Seine Augen funkelten vor Verlangen, und die Wangen röthete ein Strahl von Hoffnung, seinen Zweck zu erreichen; er drang in den Schwager Edgar, ihm das Geheimniß mitzutheilen, wie der Zauber des Waldes zu lösen sei; doch dieser wollte ihm nichts enträthseln. Alles was ich Euch sagen kann, lieber Schwager, sprach er, ist, daß Ihr den Schlüssel der Bezauberungen finden müßt, wenn es Euch gelingen soll, uns zu erlösen. Seid Ihr vom Schicksale bestimmt, unser Befreier zu sein, so werden Euch die Sterne Weg und Bahn anzeigen, wo Ihr ihn zu suchen habt; wo nicht, so ist Thorheit all Euer Beginnen.“ Hierauf gab er ihm noch drei Adlerfedern, sich seiner dabei zu erinnern. Wenn ihm einst Hilfe Noth thäte, sollte er sie zwischen den Händen reiben und den Erfolg erwarten. Darauf schieden sie freundlich auseinander. Edgars Hofmarschall und Edgars Hofgesinde begleiteten den lieben Fremdling durch einen langen Gang, mit emporstrebenden Weimuthskiefern und Eibenbäumen bepflanzt, bis zum Ausgange des Geheges, und als er außerhalb desselben war, schlossen sie das Gatterthor zu und kehrten eilig zurück, denn die Zeit der Verwandlung stand bevor. Reinald setzte sich unter eine Linde, das Wunder mit anzusehen. Der Vollmond leuchtete hell und klar; er sah das Schloß noch gar deutlich über die Gipfel der hohen Bäume hervorragen; doch in der Morgendämmerung war um ihn ein dicker Nebel, und wie diesen die aufgehende Sonne niederdrückte, waren Schloß und Park und Gatterthor verschwun-

den. Reinald befand sich in einer traurigen Einöde, oben auf einer Felsenwand, neben einem unermeßlichen Abgrunde.

Er blickte rings umher, einen Weg hinab ins Thal zu finden, da ward er in der Ferne einen See gewahr, dessen Spiegelfläche der Abglanz der Sonnenstrahlen versilberte. Mit großer Mühe arbeitete er sich den ganzen Tag durch den dichtverwachsenen Wald, sein Dichten und Trachten war nur auf den See gerichtet, wo er seine dritte Schwester Berta vermuthete; aber je weiter er in den wilden Busch hinein kam, desto undurchdringlicher ward er, der See verlor sich aus seinen Augen. Gegen Sonnenuntergang sah er aber die Wasserfläche wieder zwischen den Bäumen durchschimmern, als der Wald lichter wurde, dennoch erreichte er das Ufer nicht eher, als mit hereinbrechender Nacht. Ermüdet schlug er sein Lager unter einem Feldbaum auf, und erwachte nicht eher, als bis die Sonne schon hoch am Himmel stand. Durch den Schlaf fand er sich gestärkt und seine Glieder rüstig und wacker; er sprang rasch auf und wandelte längs dem Ufer hin, voller Gedanken und Anschläge, wie er zu seiner Schwester im Weiher gelangen möchte. Vergebens ließ er seinen Spruch und Gruß erschallen: „Berta, geliebte Schwester, hausest Du in diesem Weiher, so gib Antwort auf meine Rede; ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, Dein Bruder, der Dich aufsucht, Deinen Zauber zu lösen und Dich aus diesem nassen Gefängniß herauszuführen.“ Doch ihm antwortete nichts als das vielstimmige Echo vom Walde her. Da faßte er einen kühnen Entschluß. Als ein flinker Ritter war er in allen Leibesübungen wohlerfahren, und verstand auch vortrefflich zu schwimmen; er legte also seine Rüstung ab, nahm von Waffen nichts als das blanke Schwert in die Hand und sprang, nur noch in ein seidenes Waffenkleid gehüllt, beherzt in die Fluthen. Darauf plätscherte er geflissentlich in den Wellen, das Meerwunder herbeizulocken, und schaukelte auf den blauen Wogen mitten in den Weiher hinein.

So lange es seine Kräfte erlaubten, verfolgte er den nassen Pfad getrost, ohne daß ihm ein Abenteuer aufstieß; wie er aber zu ermatten anfing, schaute er nach dem Gestade um und sah unfern einen dünnen Nebel aufsteigen, der hinter einer emporstehenden Eisscholle hervorzukommen schien. Er ruderte aus allen Kräften, um die Erscheinung näher zu betrachten, und fand eine kurze Säule von Bergkrystall aus dem Wasser hervorragen, die hohl zu sein schien, denn aus ihr stieg ein herzerquickender Wohlgeruch in kleinen Dampfwolken in die Höhe, welche der Windstrom spielend auf das Wasser warf. Der kühne Schwimmer vermuthete, daß das wohl der Schlot zu der unterirdischen Wohnung seiner Schwester sein könnte, er wagte es also, darinnen hinab zu schlüpfen, und seine Vermuthung hatte ihn nicht getäuscht. Der Rauchfang führte unmittelbar in den Kamin des Schlafgemachs der schönen Berta, welche eben beschäftigt war, bei einem kleinen Feuer von rothem Sandelholz ihr Frühstück zu bereiten. Die Dame war aber von dem unerwarteten Besuch, welcher durch den Schlot in ihr Gemach drang, so erschreckt, daß sie alsbald in Ohnmacht sank. Reinald rüttelte sie so lange, bis sie wieder zu sich selbst kam, und sobald sie sich ein wenig erholt hatte, sprach sie mit matter Stimme: „Unglücklicher, wer Du auch seist, wie darfst Du es wagen, diese unterirdische Wohnung zu betreten? Weißt Du nicht, daß diese Vermessenheit Dir den unvermeidlichen Tod bringt?“ — „Fürchte nichts, meine Liebe, sprach der wackere Ritter, ich bin Dein Bruder Reinald, das Wunderkind genannt. Ich scheue nicht Gefahr noch Tod, meine geliebten Schwestern aufzusuchen und die Banden des mächtigen Zaubers aufzulösen, der sie fesselt.“ Berta umarmte ihren Bruder zärtlich, aber ihr schlanker Leib zitterte vor Furcht. — Ufo der Delphin, ihr Gemahl, hatte den Hof seines Schwiegervaters gleichfalls zuweilen unerkannt besucht und unlängst in Erfahrung gebracht,

daß Reinald ausgezogen sei, seine Schwestern aufzusuchen. Dies kühne Vorhaben des Jünglings hatte er oft beklagt, denn er wußte nur zu wohl von sich selbst, daß er als Wallfisch der thierischen Wuth würde gehorchen und ihn verschlingen müssen, wenn er seiner habhaft würde. Alles das verhehlte die schöne Berta ihrem Bruder nicht. Er aber antwortete: „Kannst Du mich nicht vor den Augen des Meerwunders verbergen, wie Deine Schwestern thaten, daß ich hier weile, bis der Zauber schwindet?“ — „Ach, versetzte sie, wie könnte ich Dich verbergen? Siehst Du nicht, daß diese Wohnung von Krystall ist, und daß alle Wände so durchsichtig sind wie der Eishimmel?“ — Indeß sann Berta doch emsig nach, wo sie ihren geliebten Bruder verstecken könnte, da fiel ihr noch zum Glück die Holzkammer ein, als der einzige Ort, der hierzu Gelegenheit böte. Er nahm den Vorschlag sogleich an und versteckte sich mitten in das Holz. Nachdem er auf diese Weise untergebracht war, eilte Berta alsbald sich auf das Schönste zu schmücken und wartete dann ihres Gemahls, des Delphins, welcher während der Dauer seiner Verwandlung täglich einmal zu dem krystallenen Hause geschwommen kam, um seine Gemahlin zu sehen. Es währte auch nicht lange, so kam der ungeheure Fisch herangeschwommen. Das Wasser fing schon von weitem an zu rauschen, die Fluthen kräuselten sich in Wirbeln rings um den krystallenen Palast. Das Meerwunder stand von außen vor dem Gemach, athmete Ströme von Wasser ein und stürzte sie wieder aus seinem weiten Schlunde hervor, gaffte dabei mit glotzenden meergrünen Augen die schöne Frau stumm und staunend an. Berta, in Angst für das Leben ihres theuren Bruders, zitterte am ganzen Körper und konnte vor Angst die Augen nicht aufschlagen. Da merkte das Meerwunder wohl, daß sich etwas zugetragen habe müsse, und schoß pfeilgeschwind fort. Er umkreiste den Palast in unzähligen Schraubengängen, und trieb solchen Unfug in den Wogen, daß

die krystallene Wohnung davon erbebte und die erschrockene Berta nicht anders glaubte, als er würde dieselbe augenblicklich zerschellen. Der Delphin konnte indessen trotz seines eifrigen Suchens und Spähens nichts wahrnehmen, was seinen Verdacht zu bestärken schien; daher wurde er allmählig ruhiger, und zum Glück hatte er durch sein Toben das Wasser so getrübt, daß er nicht sehen konnte, in welchem Zustande die bängliche Berta sich befand. Er schwamm fort und die Dame erholte sich wieder von ihrem Schrecken, Reinald aber verhielt sich still und ruhig in der Holzkammer, bis die Zeit der Verwandlung herankam; und obgleich allem Ansehen nach der Wallfisch nicht allen Verdacht schwinden ließ, denn er vergaß nie bei seinem täglichen Besuche, dreimal rings um das Haus zu schwimmen und alle Winkel des krystallenen Palastes zu durchspähen, so gebährdete er sich doch nicht mehr so wüthend dabei, als das erste Mal. Die Stunde der Verwandlung befreite endlich den duldsamen Gefangenen aus der einsamen Holzkammer.

Als er eines Tages erwachte, befand er sich in einem königlichen Palast auf einer kleinen Insel. Gebäude, Lustgärten, Marktplätze, Alles schien auf dem Wasser zu schwimmen, hundert Gondeln schwankten auf den Kanälen auf und ab und Alles lebte und webte auf den offenen Plätzen in fröhlicher Geschäftigkeit. Der Empfang des jungen Ritters war hier eben so herzig und freundschaftlich, als an den Höfen der beiden andern Schwäger. Ufo der Delphin war auf Monden verwünscht, der siebente war jedesmal der Rastmonat der Bezauberung: von einem Vollmond bis zum Andern gedieh dann alles in seinem natürlichen Zustande. Weil Reinalds Aufenthalt hier länger dauerte, so wurde er mit Ufo auch bekannter, und lebte mit ihm vertrauter als mit den andern Schwägern. Unterdessen eilten die Tage der Freude auf den Fittichen der Winde dahin, der Mond verlor seine Silberhörner und rundete seine Gestalt mehr mit jedem Tage. Nach einem

Spaziergange am Ufer des Sees verständigte Ufo seinen Schwager Reinald, daß die Zeit der Trennung in wenig Stunden bevorstehe, und mahnte ihn, zu seinen Aeltern zurückzukehren, die seinethalben in großer Sorge lebten; die Mutter sei untröstlich, seitdem es am Hofe kund geworden, daß er nicht nach Flandern, sondern in den Zauberwald auf Abenteuer ausgegangen sei. Reinald fragte, ob der Wald noch mehr enthalte, und vernahm, es sei nur noch eins übrig, davon er bereits Kundschaft habe: um Minnesold den Schlüssel der Bezauberungen zu suchen und den kräftigen Talisman zu zerstören; so lange dieser wirke, sei für die drei Prinzen, seine Schwäger, keine Erledigung zu hoffen. „Aber, fügte Ufo der Delphin freundschaftlich hinzu, folgt gutem Rathe, junger Mann, und dankt Gott, daß Ihr nicht das Opfer Eures kühnen Unterfangens geworden seid, den Zauberwald zu durchstreifen. Laßt Euch genügen an dem Ruhm, den Ihr erworben habt, ziehet hin und gebt Euern Aeltern Bericht von alle dem, was Ihr gesehen und gehört habt, und führt durch Eure Rückkehr die gute Mutter vom Rande des Grabes zurück, wohin sie Harm und Gram um Euch gebracht hat.“ Reinald versprach zwar, was Ufo verlangte, zu thun, dachte jedoch in seinem Herzen schon an das neue Abenteuer. Dies mochte Ufo wohl merken, darum schenkte er ihm drei Fischschuppen und sprach: „Wenn Euch einst Hilfe Noth thut, so reibt sie zwischen den Händen, daß sie flugs erwarmen, und erwartet den Erfolg.“

Reinald bestieg eine schön vergoldete Gondel und ließ sich durch zwei Gondelirer ans feste Land rudern. Kaum war er am Gestade, so verschwand die Gondel, das Schloß, die Gärten, die Marktplätze, und es blieb von all der Herrlichkeit nichts übrig, als ein Fischteich mit hohem Schilfe bewachsen, welches ein kühles Morgenlüftchen durchsäuselte. Der Ritter befand sich wieder an dem Platze, wo er vor drei Monden kühn ins Wasser sprang,

sein Schild und Harnisch lag noch auf der Stelle und der Speer stand daneben, wie er seine Waffen verlassen hatte. Er gelobte sich aber, nicht eher zu rasten, bis der Schlüssel der Bezauberungen in seiner Hand wäre. „Wer sagt mir den rechten Weg zu dem wunderbarsten der Abenteuer in diesem grenzenlosen Walde? O ihr Mächte des Himmels, blickt freundlich auf mich herab, und wenn ein Erdensohn diesen mächtigen Zauber lösen soll, so laßt mich dieser glückliche Sterbliche sein.“ So sprach Reinald ganz in sich gekehrt und ging fürbaß seine unwegsame Straße waldeinwärts. Er durchstrich sieben Tage lang sonder Furcht noch Grausen die endlose Wildniß, und schlief sieben Nächte lang unter freiem Himmel, so daß seine Waffen vom nächtlichen Thau rosteten. Am achten Tage erstieg er eine Felsenzinne, von der er in unwirthbare Tiefen hinabblickte. Von der Seite öffnete sich ein Thal, von hohen Granitfelsen umschlossen, welche Schierlingstannen und traurige Cypressen überragten. In der Ferne kams ihm vor, als sähe er da ein Monument aufgerichtet. Zwei riesige Marmorsäulen mit ehernen Knäufen und Füßen trugen ein Gebälke, welches an eine Felsenwand gelehnt war und ein stählernes Thor überschattete, mit starken Bändern und Riegeln versehen; auch lag noch ein Anwurf davor, von der Größe eines Scheffels. Unfern des Portals weidete ein schwarzer Stier im Grase, mit funkelnd umherschauenden Augen, welcher den Eingang zu bewachen schien. — Reinald zweifelte nicht, daß er das Abenteuer gefunden habe, dessen Ufo der Delphin Erwähnung gethan hatte. Alsbald beschloß er es zu bestehen, und schlüpfte von der Felsenzinne gemachsam hinab ins Thal. Er nahete dem Stier auf einen Bogenschuß, ehe ihn dieser bemerkte; aber nun sprang derselbe rasch auf, lief wüthend hin und her, als rüste er sich zum Kampfe gegen den Ritter, schnaubte gegen den Erdboden, daß sich Staubwolken emporhoben, stampfte mit den Füßen, daß der Grund erbebte, und schlug mit den Hörnern gegen die

Felsen, daß sie in Stücke sprangen. Der Ritter setzte sich in eine angreifende Stellung, und wie der Stier auf ihn anlief, vermied er das gewaltsame Horn durch eine geschickte Wendung und führte einen so kräftigen Schwertstreich nach dem Halse des Ungethüms, daß er meinte, ihm das Haupt vom Rumpfe geschlagen zu haben. O Jammer! der Hals des Stiers war durch Stahl und Eisen nicht verwundbar: das Schwert zerbrach in Stücken und der Ritter behielt nur das Heft in der Hand. Er hatte nichts zu seiner Vertheidigung übrig als eine Lanze von Ahornholz mit einer zweischneidigen Spitze von Stahl; aber auch die zerknickte beim zweiten Angriff wie ein schwacher Strohhalm. Der Stier faßte den wehrlosen Jüngling mit den Hörnern und schleuderte ihn wie einen leichten Federball hoch in die Luft, auflauernd, ihn aufzufangen oder mit den Füßen zu zertreten. Glücklicherweise gerieth er aber im Fallen zwischen die ausgebreiteten Aeste eines wilden Birnbaumes, die ihn wohlthätig umfaßten. Ob ihm gleich alle Rippen im Leibe krachten, so blieb ihm doch so viel Besinnungskraft, daß er sich fest an den Baum anklammerte; doch der wüthende Stier stieß mit seiner ehernen Stirn so gewaltsam gegen den Stamm, daß dieser sich aus den Wurzeln hob und zum Falle neigte. — Als sich aber der mörderische Stier wendete, um einen neuen Anlauf zu nehmen und den gewaltsamen Stoß zu wiederholen, dachte Reinald an die Geschenke seiner Schwäger. Der Zufall führte ihm die drei Bärenhaare zuerst in die Hand, er rieb sie aus allen Kräften, und in dem Augenblick kam ein grimmiger Bär daher, der einen harten Kampf mit dem Stiere begann. Der Bär ward seiner bald mächtig, würgte ihn nieder und zerriß ihn in Stücken. Wie sich der hohle Bauch öffnete, flog heraus ein scheuer Entvogel, der mit großem Geschrei davon flog. Reinald ahnete, daß dieser Zauber des Sieges, welchen der Bär erkämpft hatte, spottete und den Gewinn desselben davon trage; er griff deshalb

flugs nach den drei Federn und rieb sie zwischen den Händen. Darauf erschien ein mächtiger Adler hoch in der Luft, vor welchem der furchtsame Entvogel sich wieder ins Gebüsche drückte; der Adler schwebte in unermesslicher Höhe über ihm. Wie der Ritter das bemerkte, scheuchte er den Entrich auf und verfolgte ihn, bis der Wald lichter wurde, und weil er sich nicht mehr bergen konnte, flog er auf und nahm seinen Flug gerade nach dem Weiher zu. Der Adler aber schoß aus den Wolken herab, ergriff und zerfleischte ihn mit seinen mächtigen Fängen. Indem er starb, ließ er ein goldenes Ei in den Weiher fallen. Der aufmerksame Reinald wußte auch dieser neuen Täuschung zu begegnen, er rieb flugs die Fischschuppen zwischen den Händen, da hob sich ein Wallfisch aus dem Wasser, der das Ei in seinem weiten Rachen auffing und es ans Land spie. Deß war der Ritter froh in seinem Herzen, schlug das goldene Ei mit einem Steine von einander, und heraus fiel ein kleiner Schlüssel, den er siegesfroh als den Schlüssel der Bezauberungen erkannte.

Schnellfüßig eilte er nun zu der stählernen Pforte zurück. Der kleine Schlüssel schien für das riesenmäßige Vorlegeschloß nicht gemacht zu sein, doch wollte er einen Versuch damit machen; aber kaum berührte der Schlüssel das Schloß, so sprang es auf, die schweren eisernen Riegel schoben sich von selbst zurück und die stählerne Pforte that sich auf. Frohen Muths stieg Reinald in die düstere Grotte hinab, in welcher sieben Thüren in sieben verschiedene unterirdische Zimmer führten, allesammt prächtig aufgeputzt und herrlich mit Kronenleuchtern erhellt. Reinald durchwandelte alle nach der Reihe und trat aus dem letzten in ein Gemach, wo er eine Jungfrau erblickte, die auf einem Sopha in einem unerwecklichen magischen Schlummer ruhte. Bei diesem Anblick erwachte in seiner Brust das Gefühl der Liebe; still und staunend stand er da und verwandte kein Auge von ihr. Nachdem er sich aber von seinem Erstaunen erholt hatte, blickte er ein

wenig im Zimmer umher und sah der schlafenden Dame gegenüber eine alabasterne Tafel voll wunderbarer Charaktere. Er vermuthete, daß darauf der Talisman eingegraben sei, der alle Zaubereien des Waldes in ihrer Kraft erhielt. Aus gerechtem Unwillen ballte er seine Faust, mit dem eisernen Handschuh bewaffnet, und schlug mit Manneskraft gegen die Tafel. Sogleich fuhr die schöne Schläferin schreckhaft zusammen, erwachte, that einen scheuen Blick nach der Tafel und sank in ihren betäubenden Schlummer zurück. Reinald wiederholte den Schlag, und es erfolgte Alles so wie vorher. Nun war er darauf bedacht, den Talisman zu zerstören; aber er hatte weder Schwert noch Speer, nichts als zwei rüstige Arme, mit diesen erfaßte er die magische Tafel und stürzte sie vom hohen Postament auf das Marmorpflaster herab, daß sie in Stücken zerbrach. Augenblicks erwachte die junge Dame wieder aus ihrem Todtenschlummer und bemerkte nun erst beim dritten Erwachen die Gegenwart eines Ritters, der sich auf ein Knie vor ihr niederließ. Doch ehe er zu reden anhob, verhüllte sie ihr holdseliges Angesicht mit ihrem Schleier und sprach gar zornig: „Hinweg von mir, schändlicher Unhold! Auch in der Gestalt des schönsten Jünglings sollst Du weder meine Augen täuschen, noch mein Herz betrügen. Du kennst meine Gesinnung, laß mir den Todtenschlaf, in welchen mich Deine Zauberei versetzt hat.“ Reinald ahnte den Irrthum der Dame, darum ließ er sich diese Sprache nicht befremden und erwiderte also: „Holdes Fräulein, zürnet nicht! Ich bin nicht der gefürchtete Unhold, der Euch hier gefangen hält; ich bin Graf Reinald, das Wunderkind genannt; sehet hier den Zauber zerstöret, der Eure Sinne umnebelt hatte.“ Das Fräulein schaute ein wenig unter dem Schleier hervor, und als sie die alabasterne Tafel zertrümmert sah, wunderte sie sich über die kühne That des jungen Abenteurers, blickte ihn holdselig an und er gefiel ihren Augen. Sie hob ihn freundlich auf,

indem sie ihm die Hand reichte, und sprach: „Ists so, wie Ihr sagt, edler Ritter, so vollendet Euer Werk und führet mich aus dieser grausenvollen Höhle, daß ich Gottes Sonne glänzen sehe, wenn es draußen taget, oder die goldenen Sternlein am nächtlichen Himmel.“ Reinald bot ihr den Arm, sie durch die sieben Prunkzimmer zu führen, durch welche er eingetreten war. Er öffnete die Thür; aber draußen war tiefe Finsterniß. Alle Kerzen waren erloschen und die krystallenen Kronleuchter gossen nicht mehr ihren sanften Schimmer aus den hohen Kuppeln der Basaltgewölbe herab. Das edle Paar tappte lange im Dunkel, ehe sie sich aus diesen labyrinthischen Gängen herausfanden und des Tages Schimmer durch den fernen Eingang einer unförmlichen Felsenhöhle hereindämmern sahen. Die entzauberte Jungfrau empfand die herzerquickende balsamische Kraft der allbelebenden Natur, und athmete mit Entzücken den Blumenduft, den ihr der laue Zephyr über die blühenden Auen entgegen wehete. Sie setzte sich mit dem schlanken Ritter ins Gras und er entbrannte gegen sie in heißer Liebe, denn sie war schön wie das Meisterstück der Schöpfung, das erste Weib aus Adams Rippe geformt. Doch quälte ihn eine andere Leidenschaft schier noch mehr, das war die Begierde, zu erfahren, wer die schöne Unbekannte sei, und wie sie in diesen Wald verzaubert worden wäre. Er bat sie, ihm davon Bescheid zu geben, und das Fräulein sprach: „Ich bin Hildegard, die Tochter Radbods, des Fürsten von Pommerland. Zornebock, der Sorbenfürst, begehrte mich von meinem Vater zur Gemahlin; weil er aber ein scheußlicher Riese und ein Heide war, auch in dem Rufe stand, daß er ein großer Schwarzkünstler sei, ward er unter dem Vorwand meiner zarten Jugend abgewiesen; worüber der Heide so sehr ergrimmte, daß er meinen guten Vater befehdete, ihn in einem Treffen erschlug und sich seiner Länder bemächtigte. Ich war zu meiner Tante, der Gräfin von Vohburg geflohen, und meine drei Brüder, allesammt

stattliche Ritter, waren der Zeit außer Landes auf ihren Ritterzügen. Dem Zauberer konnte mein Aufenthalt nicht verborgen bleiben; sobald er meines Vaters Land in Besitz genommen hatte, kam ihm ein, mich zu entführen, und vermöge seiner magischen Künste war ihm das ein Leichtes. Mein Oheim, der Graf, war ein Liebhaber von der Jagd, ich pflegte ihn oft zu begleiten, und alle Ritter seines Hofes wetteiferten bei dieser Gelegenheit, mir immer das best gerüstete Pferd anzubieten. Eines Tages drängte sich ein unbekannter Stallmeister mit einem herrlichen Apfelschimmel zu mir heran, bat mich im Namen seines Herrn, dieses Pferd zu besteigen und es zu würdigen, es als mein Eigenthum anzunehmen. Ich fragte nach dem Namen seines Herrn; er entschuldigte sich, diese Frage eher zu beantworten, bis ich das Roß erprobt und nach der Rückkehr von der Jagd mich erklärt haben würde, daß ich das Geschenk nicht verschmähe. Ich konnte dieses Anerbieten nicht wohl ausschlagen, und überdieß war das Pferd so prächtig gerüstet, daß es die Augen des ganzen Hofes auf sich zog. Gold und Edelgestein und prächtige Stickerei war an der purpurfarbenen Satteldecke verschwendet. Ein rother seidner Zaum lief vom Gebiß am Halse hinauf, Stangen und Bügel waren von gediegenem Golde, dicht mit Rubinen besetzt. Ich schwang mich in den Sattel, und der Gang des edlen Rosses war so leicht und so gemachsam, daß es mit dem Hufe kaum die Erde zu berühren schien. Leichtfüßig setzte es über Gräben und Hecken, und die kühnsten Reiter vermochten nicht ihm zu folgen. Ein weißer Hirsch, der mir bei der Jagd aufstieß und dem ich nacheilte, zog mich tief in den Wald und trennte mich von dem Gefolge der Jäger. Um mich nicht zu verirren, verließ ich den Hirsch, und wollte zum Sammelplatze der Jagd zurückkehren; aber das vorher so sanfte Pferd sträubte sich plötzlich, mir zu gehorchen, bäumte sich auf, schüttelte die Mähne und wurde wild. Ich versuchte es zu begüti-

gen; aber in dem Augenblick nahm ich mit Entsetzen wahr, daß sich der Apfelschimmel unter mir in ein gefiedertes Ungethüm verwandelte. Die Vorderfüße breiteten sich in ein Paar Flügel aus, der Hals verlängte sich, an dem Kopfe streckte sich ein breiter Schnabel hervor, ich sah einen hochbeinigen Greifen unter mir, der einen Anlauf nahm, sich mit mir in die Luft schwang und mich in weniger als einer Stunde in diesen Wald versetzte, wo er sich vor der stählernen Pforte eines antiken Schlosses niederließ. Mein erster Schrecken, von dem ich mich noch nicht erholt hatte, vermehrte sich, als ich den Stallmeister erblickte, der mir den Morgen den Apfelschimmel vorgeführt hatte und sich jetzt ehrerbietig nahte, mir aus dem Sattel zu helfen. Betäubt von Schrecken und Unmuth ließ ich mich schweigend durch eine Menge Prachtgemächer zu einer Gesellschaft prachtvoll gekleideter Damen begleiten, die mich als ihre Gebieterin empfingen und meine Befehle erwarteten. Alle beeiferten sich, mich aufs Beste zu bedienen, aber Niemand wollte mir sagen, wo und in wessen Gewalt ich mich befände; ich überließ mich einer stummen Traurigkeit, welche Zornebock der Zauberer auf einige Augenblicke unterbrach, der in der Gestalt eines gelben Zigeuners zu meinen Füßen lag und um meine Liebe bat. Ich begegnete ihm so, wie mir mein Herz eingab, dem Mörder meines Vaters zu begegnen. Des Wüthrichs Sitten waren wild, alle Leidenschaften stürmten in seiner Brust, er wurde leicht aufgebracht; ich rang mit der Verzweiflung, trotzte seiner Wuth und forderte ihn auf, seine Drohungen zu erfüllen, den Palast zu zertrümmern und mich unter den Ruinen zu begraben; aber schnell verließ mich der Unhold und gab mir Frist mich zu bedenken. — Nach sieben Tagen erneuerte er seinen verhaßten Antrag, ich wies ihn mit Verachtung von mir und er stürzte wüthend aus dem Zimmer. Bald darauf erbebte die Erde unter meinen Füßen, das Schloß schien in den Abgrund hinab zu rol-

len. Ich sank auf das Sopha und meine Sinne schwanden dahin. Aus diesem Todesschlummer erweckte mich des Zauberers furchtbare Stimme: „„Erwache, sprach er, liebe Schläferin, aus Deinem siebenjährigen Schlummer, und sage mir an, ob die wohlthätige Zeit den Haß gegen Deinen getreuen Diener gemildert hat. Erfreue mein Herz mit dem kleinsten Strahl von Hoffnung, und diese traurige Grotte soll sich in den Tempel der Freude verwandeln.““ Ich würdigte den schändlichen Zauberer keiner Gegenrede, noch eines Blickes, verhüllte mein Angesicht mit dem Schleier und weinte. Mein Trübsinn schien ihn zu rühren, er bat, er flehete, er jammerte laut und wand sich wie ein Wurm zu meinen Füßen. Endlich ermüdete seine Geduld, er sprang rasch auf und sprach: „„Wohlan, es sei darum, in sieben Jahren sprechen wir uns wieder!““ Darauf hob er die alabasterne Tafel aufs Postament, sogleich fiel wieder ein unwiderstehlicher Schlaf auf meine Augenlider, bis der Grausame meine Ruhe von Neuem unterbrach. „„Unempfindliche, redete er mich an, wenn Du noch gegen mich grausam bist, so sei es wenigstens nicht gegen Deine drei Brüder. Mein untreuer Stallmeister hat ihnen Dein Schicksal entdeckt, aber der Verräther ist bestraft. Sie sind gekommen, die Unglücklichen, mit Heeresmacht Dich aus meiner Hand zu reißen: aber diese Hand war ihnen zu schwer, und sie beseufzen ihre Unbesonnenheit unter mancherlei Gestalten in diesem Walde.““ Eine so armselige Lüge, zu welcher der Unhold seine Zuflucht nahm, meine Standhaftigkeit zu überwinden, erbitterte mein Herz nur noch mehr gegen ihn. Hohn saß auf meinen Lippen, und die bitterste Verachtung. „„Unglückliche, fuhr der tobende Heide auf, Dein Schicksal ist entschieden! Schlafe so lang als die unsichtbaren Mächte diesem Talisman gehorchen.““ Flugs schob er die alabasterne Tafel zurecht, und der magische Taumel raubte mir Leben und Empfindung. Ihr, edler Ritter, habt mich durch Zerstörung

des Zaubers derselben aus diesem Todtenschlafe erweckt. Aber ich begreife nicht, durch welche Macht Ihr diese That habt ausrichten mögen, und was den Zauberer abhalten mag, Euch zu widerstehen. Zornebock muß nicht mehr am Leben sein, Ihr würdet sonst an seinem Talisman ungestraft Euch nicht haben vergreifen dürfen.“ —

Die reizende Hildegard urtheilte ganz recht: der Unhold war mit seinen Sorben ins Böhmerland eingefallen, wo damals die Fürstin Libussa aus dem Feengeschlecht regierte, und hatte an ihr seine Meisterin gefunden. Zornebock war gegen die berühmte böhmische Königin in der Zauberkunst nur ein Lehrling, sie hatte ihn mit ihren Künsten überholt, daß er das Schlachtfeld räumen und den Streichen eines handfesten Ritters unterliegen mußte, dem sie magische Waffen gegeben, welchen die Kunst des Zauberers nicht zu widerstehen vermochte.

Als die schöne Hildegard schwieg, nahm Reinald das Wort und erzählte ihr seine Abenteuer. Wie er ihr Meldung that von den drei verwünschten Prinzen im Walde, die seine Schwäger waren, nahm sie das groß Wunder, denn sie vermerkte nun, daß Zornebocks Nachricht keine Lüge, sondern Wahrheit gewesen sei. Der Ritter war eben im Begriff, seine Geschichte zu enden, da erhob sich im Gebirge ein großes Triumphiren und Freudengeschrei, bald darauf brachen drei Geschwader Reiter aus dem Walde hervor, an deren Spitze Hildegard ihre Brüder und Reinald seine Schwestern erkannte. Der Zauber des Waldes war gelöst. Nach wechselseitigen Umarmungen und Freudenbezeugungen verließen die Entzauberten die schaudervolle Einöde und begaben sich in das alte Waldschloß. Reitende Boten flogen nach dem Schlosse des Grafen, ihm die frohe Botschaft von der Ankunft seiner Kinder zu verkünden. Der Hof befand sich eben in tiefer Trauer über den Verlust des jungen Grafen, den man als einen Todten beweinte; die Aeltern glaubten, daß ihn der

Zauberwald auf ewig verschlungen habe. Die trauernde Mutter hatte auf Erden keinen Trost mehr und fühlte kein Vergnügen, als das, für ihre Kinder Todtengepränge anzustellen. Eben war man im Begriff, Reinalds Exequien zu feiern, als in dem Schlosse des Grafen bei dieser frohen Botschaft alle Dinge eine andere Gestalt annahmen: Alles athmete nun wieder Leben und Freude. Nach wenigen Tagen empfand das ehrwürdige Aeltern-paar die Wonne, ihre Kinder und Enkel zu umarmen. Unter allen Feierlichkeiten dieser glücklichen Wiederkehr zeichnete sich Reinalds Beilager mit der schönen Hildegard besonders aus. Ein ganzes Jahr verging unter mancherlei Abwechselungen von Freude und Ergötzlichkeiten. Reinald der Stammerbe verließ seine grauen Aeltern nimmer und drückte ihnen endlich als ein frommer Sohn die Augen zu. Albert der Bär kaufte die Herrschaft Askanien und gründete die Stadt Bernburg; Edgar der Aar zog in der Helvetier Land unter den Schatten der hohen Alpen, und baute Aarburg an einem Fluß, der von der Stadt, an welcher er hingleitet, nachher benennet worden ist. Ufo der Delphin that einen Heereszug nach Burgund, bemächtigte sich eines Theiles dieses Reichs und nannte die eroberte Provinz das Delphinat. Und wie die drei Prinzen in den Namen ihrer Städte und Herrschaften das Andenken ihrer Bezauberung bewahrten, so nahmen sie auch ihre ehemaligen Thiergestalten zum Wahrzeichen ihrer Wappen an; daher kommt es, daß Bernburg einen goldgekrönten Bär, Aarburg einen Adler und das Delphinat einen Meerfisch im Wappen führt bis auf diesen Tag.

Geschichte

von den

drei Rolandsknappen.

Kaiser Karl, der Große genannt, hatte mit seinen Helden gar muthig und sieghaft in Spanien gegen die Saracenen gefochten und war dann über die Pyrenäen nach Frankreich zurückgekehrt. Da hielt Karl ein festliches Mahl mit seinen Helden, und bei demselben fehlte Keiner als Herr Roland, der war der Tapferste von Allen und war ein gutes Stück Weges hinter dem Heere mit seinem Haufen zurückgeblieben, damit der Kaiser unangefochten durch das unwegsame Gebirge zöge. Dem tapfern Roland aber hatte ein schändlicher Verräther das Verderben be-

reitet, und als er beim ersten Morgenschimmer in das enge Thal von Ronceval kam, sah er ringsum auf allen Bergen die feindlichen Schaaren der Saracenen. Er fürchtete sich darum nicht, er nahm sein Häuflein zusammen und schlug wacker unter die Saracenen. Wie nun Kaiser Karl zu Tisch saß, zehn Meilen von dem Thale Ronceval, bei Musik und fröhlichem Gespräch; da horchte er plötzlich auf, winkte der Musik, daß sie schwieg, und sagte nach einer Weile: „Mir war, als ob ich Vetter Rolands Horn gehört.“ Die Ritter aber lachten und sagten: „Der ist mindestens zehn Meilen dahinten.“ Drauf ging die laute Fröhlichkeit von Neuem los und Kaiser Karl scherzte mit Herrn Oliver; da fuhr er abermals auf, hieß die Musik schweigen und horchte hinaus in die Ferne. „Beim Christ, sagte er langsam, das war Rolands Horn!“ Und der Kaiser war ganz nachdenklich geworden, die Ritter mußten schweigen und durften ihm auch nicht widersprechen. Als Karl aber eine Weile stumm gesessen und es ganz still war im Gemach, da klang es aus weiter Ferne zum drittenmal herüber wie der bange Klageruf eines Hifthorns. Da wurden Viele blaß und der Eine meinte: „Wahrlich, es ist Rolands Horn!“ Der Andere schüttelte ungläubig mit dem Kopfe; Kaiser Karl aber blickte finster und rief, indem er aufsprang, nichts als: „Zu Roß!“ Wie sie nun bei einbrechender Nacht nach Ronceval ins Thal kamen, da waren die Saracenen schon geflohen, denn sie hatten den Kaiser mit seinem ganzen Heere kommen sehen. Herr Roland aber lag bleich und todt auf dem Rasen und hielt in der Rechten sein gutes Schwert Durande und in der Linken sein goldenes Horn Olifante, das war der Länge nach zerborsten.

Von dem Heerhaufen, welcher den starken Roland begleitet hatte, war Niemand entkommen, als drei Knappen; die waren, als sie ihren Herrn todt daniedersinken sahen, in die Berge entflohen, und es war ihnen geglückt, durch die Waldung

unbemerkt bis tief hinein in das rauhe Gebirge zu entweichen, wo es keine Wege mehr gab und überhaupt nur selten der Fuß eines Menschen hinkam. Die drei Knappen waren Andiol, Rolands Schwertträger, Amarin, Rolands Schildhalter, und Sarron, der schnallte Herrn Roland die Sporen an, wenn er zu Roß stieg. Diese drei Knappen waren auf der Flucht vor dem Tode gelaufen, so schnell als sie durch Wald und Gestrüpp nur fortgekonnt, und hatten kein Wort gesprochen, aus Furcht von einem Feinde gehört zu werden. Nun wurde es allmählig Nacht und Andiol setzte sich zuerst nieder unter einem mächtigen Baume und sagte, er könne nicht weiter. Da setzten sich die andern zwei zu ihm und nun klagten sie um ihren lieben Herrn Roland, beschwerten sich über ihre Müdigkeit und ihren Hunger, und überlegten, was sie fernerhin thun sollten. „Ach, rief Andiol, wo finden wir Kaiser Karl?“ — „Wenn wir nur erst aus dem Gebirge wären, seufzte Amarin, und unter unsern Landsleuten, so zeigt man uns wohl den Weg zu dem Heere.“ — „Da geh ich nimmer hin, rief Sarron, denn man wird uns schlecht willkommen heißen. Es wäre besser für uns, wir wären todt bei unserm Herrn Roland geblieben.“ Während sie so mit einander sprachen, war es ganz finster geworden und die drei Gefährten streckten sich auf die Wurzeln der Bäume hin und versuchten zu schlafen. Aber der Hunger plagte sie gar heftig und Sarron richtete sich auf und starrte mißmuthig in die schwarze Nacht hinaus; da kam es ihm vor, als ob ihm aus der Ferne ein Licht entgegenblinzte, aber er dachte: Es wird ein Irrlicht sein. Indeß, das Licht ward größer und blieb immer an einem Orte; da rief er voller Freude seinen Kameraden: „Seht, sprach er, dort flimmert ein Licht durch die Bäume, laßt uns die Waldbewohner aufsuchen und sie um Nahrung und Obdach bitten!“ Das waren die Andern wohl zufrieden, denn der Hunger war noch stärker als die Furcht. Sie schlichen nun durch die Waldung leise nach dem Lichte zu, welches ihnen bald

als ein gewaltiges Feuer erschien, und wie sie nahe dabei waren und hinter den Bäumen hervorlauschten, da sahen sie, daß das Feuer auf einem Felsblocke brannte, welcher als Heerd diente. Ueber dem Feuer stand ein Dreifuß und auf diesem ein Kessel, in welchem es prudelte und siedete. Ein Mensch aber war nirgends zu sehen. Da traten sie allmählig hinter den Bäumen hervor, näherten sich dem Feuer und sahen sich neugierig nach allen Seiten um. Hinter dem Heerde erhob sich eine ziemlich hohe Felsenwand, und als sie dieselbe genauer betrachteten, entdeckten sie endlich in derselben eine niedrige Thüre von Eisen. Da faßte sich Amarin der Schildträger ein Herz und klopfte erst leise an die Thür, und bald, da Niemand Werda fragte, immer stärker und stärker. Endlich begann es sich hinter der Thüre zu regen und eine schnarrend quäkende Stimme rief gar unwillig: „Wer klopft in der Nacht an meinem Hause und was will er oder bringt er?“ Da sprach Amarin mit gar kläglicher Stimme: „Ach thue uns auf, gute Frau, und laß uns in Deiner Wohnung ein wenig rasten, gib uns auch Etwas zu essen und zu trinken, denn wir sind drei arme Wanderer, hungrig und müde, und haben uns in der Wildniß verirret!“ — „Gut, gut, liebe Kinder, schnarrte es tröstlich aus der Höhle, ich will Euch ein weiches Lager bereiten und auftragen was ich habe. Aber wartet ein wenig und habt Geduld! Legt Holz unter den Kessel und rührt ihn fleißig um, aber hütet Euch daraus zu naschen.“ Die Knappen warteten nun in Hoffnung, bald ihren Hunger stillen zu können. Andiol war ins Gras gesunken und schnarchte, aber Amarin holte dürres Holz herbei, welches er in dem Walde zerstreut fand, während Sarron bei dem Kessel stand und ihn umrührte. Er hatte, zwar gehört, daß ihnen die Alte aus der Höhle verboten hatte, aus dem Kessel zu naschen, doch der Hunger quälte ihn so gewaltig, daß er sich nicht enthalten konnte, als er den Andiol schnarchen hörte und Amarin sich ein wenig weiter entfernt

hatte, in dem Kessel nach einem guten Bissen für sich herumzufischen. Als er aber einen fetten ekelhaften Igel hervorzog, da verging ihm alle Eßlust, und er warf ihn schnell wieder in die Brühe und sagte seinen Leidensgefährten nichts von seiner Entdeckung, um nicht auch ihnen die Hoffnung auf eine gute Mahlzeit zu verderben. Sie hatten wohl schon eine Stunde gewartet, da ging dem Amarin die Geduld aus und er pochte wieder heftig an die Thür der Höhle, Einlaß begehrend: „Ho, ho, nur nicht ungeduldig! kreischte die Alte; sonst kommt Ihr nimmer herein. Meinst Du vor einer Schenke zu stehen?" Da trat Sarron herbei und gab der Alten wieder gute Worte, denn er sah wohl ein, daß hier mit Gewalt nichts auszurichten sei, weil die eiserne Thüre so fest und stark war, daß sie wohl einem ganzen Heere Widerstand geleistet hätte; überdieß waren dem Sarron bei dem Kessel allerlei Gedanken über das Wesen der Alten in den Kopf gekommen. Wie diese die guten Worte Sarrons hörte, war sie auch gleich wieder ganz freundlich und sagte: „Warte nur noch ein klein wenig, mein Schatz, ich mache Euch ein gutes Lager zurecht und suche zusammen, was in meiner Küche ist." Nun harrten sie abermals eine gute Weile und fingen schon an zu bereuen, daß sie dem Lichte nachgegangen wären, als sie drinnen die Alte rascheln und mit den Schlüsseln klappern hörten. Da weckten die beiden Andern den schlafenden Andiol und traten alle Drei zu der eisernen Thüre. Sie hörten, wie die Alte das Schloß aufdrehte und schwere eiserne Riegel zurückschob, und dann öffnete sich langsam die Thür. Kaum aber war sie eine Spanne weit aufgegangen, da fuhr unten ein großer schwarzer Kater heraus, mit einem gewaltigen Satze zwischen den Beinen der Knappen hindurch, und sogleich flog auch die Thür wieder zu. Die Riegel wurden rasselnd vorgeschoben und die Alte schrie jammernd: „Ach mein Kater, mein Liebling! Fort, Ihr Bösewichter, Ihr schlechtes Gesindel, Ihr seid an Allem Schuld! Ist das der Dank,

daß ich Speise und Trank für Euch auf den Tisch setze und Euch weiches Moos zum Lager ausbreite? Fort und fangt mir meinen Kater wieder, sonst kommt Ihr nicht herein!" Da wurden nun wohl die drei Knappen ungeduldig und schalten die Alte aus und verlangten mit Ungestüm Einlaß, sonst wollten sie ihr die Thüre einschlagen; aber die Alte verhöhnte sie nur und wiederholte ihnen, sie sollten ihr den Kater einfangen. Da rieth nun Sarron den beiden Andern, sie wollten lieber bald ihrer Wege gehen, denn die Alte schien ihm eine rechte Hexe zu sein und würde ihnen am Ende noch allerlei Böses zufügen; aber Amarin dachte an das gute Essen und Trinken, dessen Geruch er schon durch die Ritze der Thüre verspürt zu haben meinte, und Andiol wollte das weiche Mooslager nicht vergessen, welches die Alte versprochen hatte; sie zogen es also vor, dem Kater nachzujagen. Erst nach langer Mühe gelang es dem klugen Sarron, das scheue Thier, welches behend von einem Baum auf den anderen sprang, durch List zu haschen, indem er das Geschrei der Katzen nachahmte. Mit dem Kater kamen sie nun wieder vor die Thür der Höhle und dießmal ward ihnen wirklich aufgethan.

Die Alte hielt einen rothflackernden Spahn als Leuchte in der Hand und schnarrte den drei verirrten Knappen ihren Gruß entgegen: „Nur herein, herein, meine lieben Kinder, es soll Euch wohl bekommen." Die Drei aber standen wie festgewurzelt und es schien, Sarron wendete den Kopf, um zu sehen, nach welcher Richtung er am besten entwischen könnte. Die Alte war nämlich so abscheulich häßlich, daß jedem Christenmenschen ein ungeheures Grauen ankommen mußte, wenn er sie ansah. Sie war so dürr, daß sie wohl selbst statt des Spahns, den sie trug, hätte brennen können, das Alter hatte sie zusammengekrümmt wie einen Bogen, und während sie in der linken Hand einen langen Stab hielt, auf den sie sich stützte, um nicht ganz mit dem Gesicht nach der Erde zu sinken, hob sie mit der Rechten den

brennenden Spahn in die Höhe und leuchtete sich selbst in das scheußliche Gesicht. Da war eine schwarzgelbe Runzel an der andern, über der langen spitzen Nase blitzten unheimlich zwei triefende Augen mit herabhängenden rothen Augenlidern, und wenn sie sprach, wackelten in ihrem erschrecklich breiten Maule drei lange schwarze Zähne hin und her. Dabei war sie von einer fast riesigen Größe, denn trotz dem, daß sie das Alter so zusammengezogen hatte, kam ihr dürrer Leichnam doch noch jedem der drei Knappen an Höhe gleich. Sie hatte sich wunderlich herausgeputzt. Auf dem Kopfe hatte sie einen bunten Turban und um ihr Gerippe schlotterte ein langes weites Gewand von brennend rother Seide, aus welchem die nackten dürren Arme wie zwei gelbe Stecken hervorkamen. Nachdem sie die drei Knappen einen nach dem andern sorgfältig von Haupt zu Fuß gemustert und dabei beifällige Worte vor sich hin gemurmelt hatte, wiederholte sie ihre Einladung, einzutreten, und machte ihnen Platz, indem sie in die Höhle zurücktrat und das Innere derselben beleuchtete. Da sah Amarin auf einem eichenen Tische einen saftigen Schinken stehen und dabei stand ein großer zinnerner Krug nebst drei Bechern; alsbald verging ihm alles Grauen vor der häßlichen Wirthin und er trat schmunzelnd in die Höhle, sah die alte Hexe weiter nicht an, sondern behielt nur den Schinken im Auge, der ihn so tröstlich anlachte. Die beiden Andern wollten den Kamraden nicht im Stiche lassen, und bald saßen alle Drei fröhlichen Muthes an dem Tische und ließen sichs wohlschmecken, während die Alte herumtrippelte und ihnen aus dem zinnernen Kruge fleißig von dem köstlichen spanischen Weine einschenkte, und es war als ob sich der Krug nimmer erschöpfen wollte. Die drei Genossen thaten indeß alles Mögliche, dem Kruge dennoch auf den Grund zu kommen, und nur Sarron fürchtete, es möchte irgend eine List dahinter sein, daß ihnen die Alte so wacker einschenkte, und hütete sich, mehr zu trinken als ihm gut war. Den

beiden Andern wirbelten bald die Köpfe, und während sich Andiol auf seine beiden Arme legte und schnarchte, schrie Amarin lustige Trinklieder und konnte des süßen Weines nicht genug kriegen. Sarron ließ indeß seine Augen in der Höhle herumgehen und sah da ein ganz behagliches Lager von Moos, mit weichen wollenen Decken überbreitet, aber es war so schmal, daß höchstens nur Zwei darauf Platz hatten. Was soll das werden? dachte Sarron und stand auf. Er wollte sich auf das Lager werfen, um wenigstens nicht selbst der Dritte zu sein, welcher wo anders Platz nehmen sollte. Aber die Alte trat ihm in den Weg: „Wo willst Du hin, mein Schatz? fragte sie mit schmunzelnder Freundlichkeit. Es ist noch nicht Zeit zu Bett zu gehen!“ — „Ei wohl ist es Zeit, erwiderte Sarron; sind wir doch müde genug.“ — „Nun, so warte nur noch ein wenig! fuhr die Alte mit freundlichem Grinsen fort; zwei von Euch sollen es gut haben auf dem weichen Mooslager dort, aber der Dritte hat es am besten, den nehm ich zu mir in mein weiches Bett von weichen Eiderdunen.“ Sarron sprang vor Schreck einige Schritte zurück, und auch Amarin, der ihre Worte vernommen, sprang auf. „Daraus wird nichts, alter Drache!“ schrie er und schlug auf den Tisch, daß die Becher herunter sprangen und der faule Andiol aus dem Schlafe auffuhr und fragte, was es gäbe. „Oho, rief die Alte, nur nicht ungeduldig, lieben Kinder!“ Und damit erhob sie ihren langen Stab und berührte erst den Amarin, dann den Sarron, welcher schon nach seinem kurzen Schwerte gegriffen hatte, und zuletzt auch den Andiol, der von Wein und Schlaf trunken wankte. Alsbald standen alle Drei starr und steif wie drei steinerne Bildsäulen und vermochten kein Glied am ganzen Leibe zu rühren, und sogar Andiol war trotz seiner Trunkenheit ganz fest auf seinen Beinen geworden. Sie mußten es dulden, daß die grausige Hexe von Einem zum Andern ging und ihm die Wangen streichelte, wobei sie mit zärtlichen Worten

zur Geduld ermahnte. „Es kommt Jeder daran, meine Söhnchen, Einer nach dem Andern, und soll Euch nichts Schlimmes widerfahren. He! bin ich nicht ein schmuckes Liebchen? Es wird Euch nicht gereuen, mich zum Gespons gehabt zu haben.“ Nach diesen Worten nahm sie den Andiol bei der Hand und führte ihn mit sich fort, und der wußte nicht wie ihm geschah, denn ohne daß er es zu wehren vermochte, schritten seine Beine der Alten nach in das Kämmerlein und in das Bett. Da drehte er sich nach der Wand, merkte nicht einmal, daß die Alte neben ihm Platz nahm, und schnarchte bis zum Morgen, ohne ein Glied zu rühren, und als er endlich aufwachte, war die Alte schon aufgestanden. Die beiden andern Knappen hatten, nachdem Amarin und die Alte fort waren, den Gebrauch ihrer Glieder wieder erhalten, waren nach dem Mooslager getaumelt und hatten sich auch weidlich ausgeschlafen.

Mit der Alten aber hatte es diese Bewandtniß. Sie war eine uralte Hexe, welche noch aus der längst vergangenen Heidenzeit, ehe das Licht der Welt in Spanien erschienen war, in den Pyrenäen hauste, und verstand die Kunst, sich durch künstliche Mittel von Jahrhundert zu Jahrhundert das Leben zu fristen. Dabei wurde sie aber immer älter und runzliger und es half endlich wenig mehr, daß sie ihre Haut alle Morgen mit Igelfett einrieb, um sie noch einigermaßen geschmeidig zu erhalten. Nur Ein Mittel gab es für sie, ihre Jugend einigermaßen wiederherzustellen, wenn sie nämlich einen jungen menschlichen Körper zu sich ins Bett nehmen und eine Nacht an ihm sich erwärmen konnte. Durch eine jede solche Nacht fielen hundert Jahre von ihrem Leichnam ab. Darum saß sie nun in ihrer Höhle und lauerte wie eine Spinne auf jeden Fremdling, dessen sie habhaft werden konnte. Ein solcher kam aber gar selten, denn in die hohen und wilden Pyrenäengegenden, von denen bekannt war, daß Hexen und Unholde in ihnen hausten, wagte sich kein Wanderer, und nur

im Kriege Versprengte retteten sich zuweilen in dieselben, weil sie hier vor jeder Verfolgung sicher waren. In eine von Menschen bewohnte Gegend wagte sich die Alte niemals, denn hier hätte man sie bald ergriffen und als eine Hexe zu Asche verbrannt, und da hätte alle ihre Kunst ihr nicht geholfen. — Als die Alte am nächsten Morgen ihren Gästen das Frühstück brachte, da sah sie schon viel leidlicher aus, denn sie war ja um hundert Jahre jünger als gestern. Sie sorgte aufs Beste für die drei Knappen, ließ sie jedoch nicht aus der Höhle heraus, damit sie ihr nicht entwischten. Am Abend trank sich Amarin einen tüchtigen Rausch und folgte der Alten, da es nicht anders sein konnte, geduldig zu Bett, und als am dritten Abend Sarron an die Reihe kam, da war die Alte schon so leidlich geworden, daß es dem Gesellen nur noch wenig Ueberwindung kostete.

Am dritten Morgen war die Hexe so rührig und rüstig, daß man ihr kaum noch hundert Jahre ansah. Nachdem sie noch einmal den drei Knappen einen guten Imbiß gegeben hatte, sperrte sie die Höhle auf und sagte ihnen, daß sie nun ihre Wanderung fortsetzen könnten, ja sie deutete ihnen noch den Weg an, den sie zu nehmen hätten, um nach Spanien in ein christliches Königreich zu kommen. Die drei Gesellen athmeten die freie Luft mit Lust ein, dankten in ihrem Herzen Gott, daß er sie glücklich aus den Händen der Hexe entkommen ließ, und boten endlich auch der Alten ihren Dank für die Bewirthung. „Wartet noch, sagte diese freundlich, ich will Euch noch Etwas mitgeben, dabei Ihr Euch Eures Schatzes erinnern mögt.“ Mit diesen Worten zog sie ein ledernes Säckchen hervor und gab dem Andiol einen Kupferpfennig, dem Amarin ein weißes Tischtüchlein und dem Sarron einen Däumling von einem alten ledernen Handschuh, nickte ihnen noch einmal grinsend mit dem Kopfe und verschwand in der Höhle, die sie sorgsam hinter sich verriegelte. Die Drei standen eine Weile, sahen einander an und brachen endlich in ein lautes

Lachen aus. „Das ist ein schönes Geschenk, da liege du Quark!“ rief Andiol und warf seinen Pfennig auf den Boden. Sarron aber sagte: „Ei, man kann auch den Pfennig brauchen!“ hob ihn auf und steckte ihn sammt dem Däumling in die Tasche. Das that auch Amarin mit seinem Tuche, indem er sagte: „Es ist gut zum Schweißtüchlein.“ So gingen die drei Knappen vorwärts dem schönen Spanien zu; Amarin und Andiol plauderten und lachten über ihr Abenteuer, Sarron aber sah ganz tiefsinnig vor sich hin und schwieg. Er dachte nämlich nach, was es mit den Gaben der Alten für eine Bewandtniß haben möchte; denn daß sie das wären, als was sie äußerlich erschienen, konnte er nicht glauben. Er zog seinen Däumling hervor, betrachtete ihn von allen Seiten, drehte ihn um, konnte aber nichts an ihm bemerken, was ihm über das Wesen desselben einen Aufschluß gegeben hätte. Gleichgültig nahm er ihn endlich und zog ihn über den Daumen der linken Hand, für welchen er gemacht zu sein schien. Nach einer kleinen Weile sah er, wie sich Amarin, der mit Andiol kaum drei Schritte vor ihm her ging, nach ihm umwendete. Amarin machte ein ganz verwundertes Gesicht, sah rechts und links und sagte endlich: „Nun, wo ist denn der Sarron hin?“ — „Ei, dachte dieser, ist es so bestellt?“ lief eilend bei den Beiden vorbei, welche noch nach ihm umspähten, und rief, nachdem er eine gute Strecke voraus war: „He, wo bleibt Ihr? Amarin, Andiol!“ — „Wo steckst Du?“ antworteten diese und liefen schnell nach dem Orte zu, von wo sie die Stimme gehört hatten, rannten aber, ohne ihn zu sehen, dicht an ihm vorüber. Nun war Sarron ganz außer sich vor Freude, denn es war klar, daß ihn der Däumling, welcher an seinem Finger steckte, unsichtbar gemacht hatte. Schnell lief er den Gesellen nach und begann sie zu necken, zupfte erst den einen, dann den andern an den Haaren, und zog nicht eher den Däumling vom Finger, bis jene unter einander die bittersten Händel bekommen

hatten und im Begriff waren über einander herzufallen, denn Jeder glaubte, daß er von dem Andern gezupft und geneckt würde. Plötzlich stand Sarron mitten zwischen ihnen und die beiden Streitenden fuhren erschreckt aus einander. „Seht Ihr nun, Ihr Thoren, rief Sarron, wozu mein alter Däumling gut ist? unsichtbar kann er mich machen, so oft und so lange ich will.“ Amarin und Andiol standen offenen Mundes da, und wußten nicht was sie denken oder sagen sollten. Als ihnen aber Sarron sein Kunststück wiederholt vormachte, jetzt noch dicht vor ihnen stand, dann plötzlich verschwunden war und alsbald wieder erschien, da konnten sie nicht länger zweifeln. Amarin zog sogleich sein Tischtüchlein heraus und versuchte auf alle Weise ihm ein Geheimniß zu entlocken; während Andiol sich vor den Kopf schlug und ausrief: „O ich Thor! Sarron, Sarron, gib mir meinen Pfennig wieder.“ — „Hast Du ihn nicht weggeworfen? antwortete Sarron; nun ist er mein Eigenthum!“ — „Er ist mein! rief Andiol, die Alte hat ihn mir gegeben.“ — „Und Du Narr hast ihn weggeworfen!“ spottete Sarron. Ihr Streit wurde immer hitziger, Andiol wollte mit Gewalt den Pfennig zurück haben, obgleich er noch nicht einmal dessen Zauberkraft erprobt hatte, und Sarron verhöhnte ihn, indem er den Pfennig empor hielt und rief: „Er ist mein, er ist mein!“ Da sprang Andiol auf ihn zu, um ihm das Kleinod zu entreißen, aber im Augenblick hatte Sarron den Däumling übergezogen und war verschwunden. Aus der leeren Luft schien seine Stimme zu kommen: „Sieh, Du Thor, daß Du mit Gewalt nichts gegen mich ausrichten wirst. Ich könnte jetzt mit Deinem Pfennig unaufgehalten von Dir meines Weges gehen und Du würdest mich nimmer wiedersehen. Aber nun will ich Dir zeigen, daß ich ein treuer Kumpan bin, und Deinen Pfennig Dir zurückgeben, der wahrscheinlich ein Heckpfennig ist; aber ich brauche ihn nicht, denn mit Hilfe meines Däumlings kann ich

mir Geld holen, wo ich will, und auch aus Freund Andiols Tasche.“ Sogleich wurde Sarron wieder sichtbar und gab dem Andiol den Pfennig, der ihm herzlich dankte und sogleich sich neben Amarin ins Gras setzte, um den vermeintlichen Heckpfennig zu versuchen. Es wollte ihm aber eben so wenig mit dem Pfennig glücken, als dem Amarin mit dem Tuche. Beide fingen endlich an ihren Gaben wieder zu zweifeln an und hielten nur Sarron für den Beglückten. Sie waren nun schon mehre Stunden gegangen und der Hunger begann sich zu melden, worüber sie noch trauriger wurden, denn sie waren noch gar weit von menschlichen Wohnungen entfernt. Nur Sarron war guter Dinge, er lag im Grase und pfiff ein lustiges Liedlein. Als er die Gefährten so traurig sah, sagte er endlich: „Nun komm her, Amarin, ich will Dir helfen. Zu essen müssen wir freilich haben und das Tuch muß uns dazu helfen, denn es ist ganz offenbar nichts anderes als ein Tischtuch. Geschwind deck es auf, wer weiß, was sich dann zuträgt.“ Amarin breitete das Tuch auf den Rasen und wartete vergebens, daß etwas geschehen sollte, das Tuch blieb wie es war. „Ach, seufzte er laut, was hilft mir das leere Tuch? ja, wenn ein tüchtiger Rinderbraten drauf stände!“ Und kaum hatte er die Worte geredet, sieh, da stand auch wirklich ein dampfender Braten mitten auf dem Tuche in einer weiten Schüssel mit Sauce und Zukost lokkend angerichtet. Die drei Hungrigen ließen sich nicht nöthigen, sie zogen in Ermangelung von Messern ihre kurzen Schwerter und zerlegten den saftigen Braten, der bald wieder zwischen ihren Kinnbacken verschwunden war. „Nun, rief Sarron, das nenn ich doch eine Mahlzeit, das geht. Flugs! Tüchlein, einen kräftigen Labetrunk!“ Aber den Trunk schien das Tuch nicht spenden zu wollen. Amarin sah den Sarron wieder rathlos an. „Ei so drehe es um! rief dieser, vielleicht gibt es oben Braten und unten Wein.“ Amarin nahm das Tuch an einem Zipfel,

da verschwand der leere Teller, welcher drauf stand; er drehte es um, und sieh, da stand ein großer mächtiger Pokal, darin schäumte ein köstlicher Malvasier. Ueber dem Schmause hatten die drei glücklichen Knappen Andiols Pfennig vergessen; nun, nachdem sie sich an Speise und Trank erlabt, wurde auch dieser wieder vorgenommen und sollte seine Kunst beweisen. Es glückte lange nicht damit. Endlich sagte Sarron: „Laß doch sehen, was das Ding für ein Landsmann ist?" Er legte den Pfennig auf die flache Hand und besah ihn, da war aber kein Gepräge zu erkennen, so alt und abgegriffen war das Geldstück. Nun wendete ers um, aber auch die Kehrseite zeigte kein kenntliches Zeichen. Unmuthig wollte ers dem Andiol wiedergeben, siehe da blieb, als er den Pfennig aufhob, ein glänzendes Goldstück auf seinem Handteller liegen. Das Geheimniß war entdeckt; so oft der Pfennig umgedreht wurde, fand man unter ihm ein neues funkelndes Goldstück. Nun zogen die drei Gesellen lustig einem neuen Leben entgegen. Sie hatten sich gelobt, einander niemals zu verlassen, die Früchte ihrer Zaubergaben brüderlich mit einander zu theilen, und niemals an irgend Jemand zu verrathen, in Besitz welcher Kleinodien sie wären. Da sie noch mehre Tage durch einsame Gegenden zu wandern hatten, während welcher ihnen das wundervolle Tischtüchlein treffliche Dienste that, so hatten sie Zeit zu überlegen, wie sie ihr Leben künftig herrlich und in Freuden zubringen wollten. Erst am sechsten Tage kamen sie nach einer Stadt, welche Astorga hieß und die Hauptstadt eines Königreiches war, welches von dem Könige Garsias beherrscht wurde.

Dieser König liebte nichts so sehr wie gutes Essen und Trinken, und lebte daher mit seinem Hofstaate in großer Ueppigkeit. Er hatte eine Gemahlin, Urraca genannt, welche durch ihre wunderbare Schönheit in ganz Spanien berühmt, aber auch eben so eitel, wollüstig und habgierig, als schön war. Sie wurde

stets von einem Heere von Verehrern umgeben, welche ihrer Eitelkeit huldigten und jeden freundlichen Blick aus ihren bezaubernden Augen mit kostbaren Geschenken bezahlen mußten. Der König kümmerte sich um das Leben seiner Gemahlin wenig oder gar nicht, denn er sah sie fast nur bei Tisch, und da war er viel zu angenehm beschäftigt, als daß er einen argwöhnischen Blick auf seine Gemahlin geworfen hätte; die übrige Zeit aber brauchte er, um der Verdauung und des Schlafes zu pflegen. Die drei Knappen lebten einige Tage in aller Eintracht zusammen und wußten sich eigentlich noch keinen rechten Rath, was sie für die Folge vornehmen sollten. Dem Dienerstande hatten sie natürlich für immer Lebewohl gesagt, sich aber als Herren zu benehmen, dazu hatten sie wenig Geschick. Ein Zufall gab ihnen aber in dieser Ungewißheit die Entscheidung. Als sie sich nämlich eines Tages, nachdem sie sich an Speise und Trank ihres Zaubertüchleins erlabt hatten, aus langer Weile vor die Thür ihrer Herberge gesetzt hatten und sich von der Sonne bescheinen ließen, kam die schöne Königin Urraca mit ihrem Hofgesinde daher geritten. Der Anblick dieser schönen Dame machte auf jeden der drei Knappen eine gar mächtige Wirkung, so daß sie wohl eine Stunde lang in tiefen Gedanken bei einander sitzen blieben, ohne mit einander zu sprechen. Jeder dachte nämlich im Stillen darüber nach, ob er sich nicht durch die Zaubergabe, welche er besaß, der reizenden Königin nähern und ihre Huld erringen könnte. Endlich fingen sie an von der wundervollen Schönheit zu sprechen, welche sie alle drei wie ein Blitz geblendet hatte, und als Jeder den beiden Andern gestanden hatte, daß er eine unsägliche Liebe zu der schönen Frau in seinem Herzen empfinde, nahm der kluge Sarron das Wort. „Unter diesen Umständen, sprach er, ist es das Beste, daß wir uns von einander trennen und Jeder unser Heil auf eigene Hand versuchen, ehe wir um dieser schönen Frau willen unter einander in Zwist gerathen. Dies Eine aber wollen

wir uns noch einmal geloben, daß Keiner, wie es ihm auch gehen mag, das Geheimniß der Wundergaben verrathe.“ Sie gaben einander die Hände hierauf und schieden alsbald von einander.

Am besten war, wie es schien, der ehemalige Schwertträger Andiol daran. Derselbe ging in eine nicht weit entlegene Stadt, schloß sich hier einige Tage in der Herberge ein und wendete seinen Kupferpfennig so oft um, daß er endlich einen großen Haufen funkelnder Goldstücke vor sich liegen hatte. Hierauf ließ er sich prachtvolle Kleider machen, wie sie damals die Ritter und Herren an königlichen Höfen trugen, kaufte eine Menge schöner Pferde, nahm einen großen Troß von Dienern in Dienst und ritt mit seinem stattlichen Gefolge, selbst auf das Köstlichste gekleidet und geschmückt, nach der Stadt Astorga zurück. Er ritt geraden Weges nach der königlichen Burg, wo man nicht anders glaubte, als daß ein auswärtiger Prinz mit seinem Gesinde ankäme, und ließ den König bitten, daß er ihm erlauben möge, seinem Throne zu nahen. Seine Bitte wurde ihm sogleich gewährt, weil der König eben mit seinen Räthen zusammen war, und Andiol, begleitet von zwei Dienern, welche wahrhaft königliche Geschenke trugen, trat in den Thronsaal, ließ sich vor dem Könige auf ein Knie nieder, und bat den König in so zierlichen Worten, als er hervorzubringen wußte, um die Erlaubniß, ihm seine Dienste zu widmen, indem er sich für einen französischen Edelmann ausgab, der ausgezogen sei, um fremde Sitten und Gebräuche kennen zu lernen. Die reichen Geschenke machten des Königs Garsias Herz geneigt und dem Andiol wurde seine Bitte gewährt. Am folgenden Tage wurde Andiol auch der Königin Urraca vorgestellt, welcher er einen Schmuck von den köstlichsten Edelsteinen und so kostbare Gewänder überreichte, wie er es nur in der Eile hatte auftreiben können. Andiol war überdieß ein junger und schlanker Mann, so daß ihm die zierliche Rittertracht gar nicht übel an-

stand; und so erlaubte ihm die Königin mit gnädigem Lächeln über sein etwas linkisches Benehmen, in die Reihe der Herren zu treten, welche ihrem Dienste sich widmeten. Mit Hilfe eines klugen und gewandten Haushofmeisters, welcher dem reichen Herrn um so lieber diente, je leichtfertiger dieser mit seinem Gelde umging, richtete sich Andiol nun auf das Herrlichste ein, baute sich zu Astorga einen Pallast, der selbst den des Königs an Größe und Pracht übertraf, gab zu Ehren der schönen Urraca üppige Feste, welche auch der König mit seiner Gegenwart beehrte, und lauschte auf jeden Wunsch seiner reizenden Gebieterin, um denselben mit einer Verschwendung zu erfüllen, welche keine Grenzen kannte. Da seine Schätze so unermeßlich waren, so galt er am ganzen Hofe, ja im ganzen Lande für einen verkappten Prinzen, und man gönnte ihm um seiner Freigebigkeit willen die Gunst, mit welcher ihn die Königin auszeichnete; selbst der König drückte gern ein Auge zu, um sich einen Mann nicht zu entfremden, welcher sein Land mit seinem Reichthum überschüttete und sich glücklich fühlte, dem königlichen Schatzmeister, welcher sich nicht selten in Verlegenheit fühlte, mit Gold gefüllte Kasten zum beliebigen Gebrauche zuzustellen.

Amarin, der ehemalige Schildträger des starken Roland, hatte Astorga nicht verlassen und sah mit großem Verdruß das täglich wachsende Glück seines ehemaligen Kameraden. Er fing an einzusehen, daß der Kupferpfennig Andiols doch eine weit köstlichere Gabe sei als sein Tischtüchlein, denn wenn dieses auch allen Ansprüchen seines Magens auf das reichlichste und beste Genüge leistete, so wurde doch durch dasselbe der Wunsch seines Herzens auf keine Weise befriedigt. Ja, während er in allen Leckereien der Welt, deren Namen er bisher kaum gekannt hatte, und in den köstlichsten Weinen aller Länder schwelgte, hatte er nicht einmal so viel, um sich ein neues Kleid statt seines alten abgerissenen anzuschaffen, denn die wenigen Goldstücke, welche

ihm Andiol beim Scheiden noch zurückgelassen hatte, waren bald in der Herberge aufgegangen. Seine Liebesgedanken gegen die schöne Urraca hatte er bald in den Hintergrund seiner Seele zurückgedrängt, und dachte nur daran, wie er sich auf eine ehrliche Weise einiges Geld erwerben könnte, denn die Wohlthaten seines ehemaligen Gefährten, des reichen Andiol, in Anspruch zu nehmen verschmähte er. Er kam also auf den glücklichen Einfall, eine Garküche in Astorga einzurichten, und da er nun mit Hilfe seines Zaubertuches für die wohlfeilsten Preise die allerseltensten und wohlschmeckendsten Speisen und Getränke liefern konnte, so fehlte es ihm nicht an Gästen, und er erlangte bald durch seine Kochkunst einen eben so großen Ruf wie Andiol durch seinen Reichthum. Der König Garsias wurde endlich auf ihn aufmerksam, forderte eine Probe seiner Kunst und nahm ihn als Küchenmeister in Dienste. Nun war er zwar auch in die Nähe der holden Königin gekommen, auf welche bald wieder alle seine Sinne gerichtet waren, doch würdigte ihn diese keines Blickes, und seine Stellung als Diener erlaubte ihm nicht sich ihr zu nähern. Der Zufall kam ihm jedoch zu Hilfe. Seit einiger Zeit hatte nämlich Urraca viel durch die üble Laune ihres Gemahles zu dulden. Dieser bemerkte gar wohl, mit welcher unziemlichen Vertraulichkeit die Königin den reichen Andiol behandelte, und da er diesem nicht zu nahe zu treten wagte, weil ihm der Schatzmeister täglich die seltenen Tugenden desselben anpries, so ließ er um so härter seinen Unwillen gegen seine Gemahlin aus. Früher hatte Urraca ein niemals fehlschlagendes Mittel gehabt, die üble Laune ihres königlichen Gemahles zu vertreiben; sie verstand nämlich die Bereitung der wohlschmeckendsten Leckerbissen, welche das Herz des Königes für sie einnahmen in dem Maße, in welchem sie seinem Gaumen wohlthaten. Seit jedoch Amarin Küchenmeister war, wurde alle ihre Kunst gegen die seinige zu Schanden, und die königliche Gunst wendete sich immer mehr von ihr ab

und dem französischen Koche zu. In ihrer Bedrängniß ließ sie Amarin vor sich rufen und trug ihm, nachdem sie alle ihre Dienerschaft entfernt hatte, das Verlangen vor, daß er künftig die köstlichsten Speisen für sie bereiten und ihr überlassen solle, dieselben auf den königlichen Tisch zu bringen, indem er vorgeben solle, daß er ähnliche Speisen zu bereiten nicht im Stande sei. Der glückliche Koch fiel der Königin zu Füßen, war so kühn, ihr seine Liebe zu gestehen, und bot ihr alle seine Dienste an, wenn sie sich herablassen wollte, seine Liebe zu erwidern. Anfangs war Urraca über diesen schmachvollen Antrag ganz empört, als aber der Koch hoch und theuer schwur, daß er eher sein Leben lassen, als auf andere Bedingungen ihr mit seiner Kunst dienen wolle, besann sie sich, daß es ihr auf einen Liebhaber mehr nicht ankommen könne, wenn sie nur zu ihrem Zwecke gelangte, und machte Amarin eben so glücklich, wie Andiol schon war. Das sittenlose und eben so schlechte wie schöne Weib setzte sich nun bei ihrem schwachen Gemahl bald wieder in Gunst, denn derselbe mochte lieber der Ehre als einer guten Mahlzeit entbehren.

Von Sarron, dem Knappen, welcher Herrn Roland die Sporen angeschnallt hatte, vernahmen die beiden andern Gesellen gar nichts und meinten, er habe sich von dannen und in ein anderes Land begeben. Er war aber nichtsdestoweniger noch in der Stadt Astorga und erfreute sich der Gunst der schönen Königin eben so sehr und noch ungestörter als seine beiden ehemaligen Kammeraden. Er lebte in einer unbedeutenden Herberge vor der Stadt als ein wohlhabender Mann, aber ohne Aufsehen zu erregen. Wenn seine Kasse anfing leer zu werden, dann schob er seinen Däumling auf den Finger und ging zu seinem Freunde Andiol, bei dem fand er des Geldes genug, ohne daß dieser merkte, wem er von seinem Reichthume mittheilte. Bald nachdem er sich von Amarin und Andiol getrennt hatte, ließ sich Sarron ein köstliches Kleid machen, wie

er wohl in seinen Kinderjahren gehört hatte, daß es Geisterfürsten und Feenkönige trügen, und in dem er sich allerdings anmuthiger ausnahm als in dem Waffenrocke. Gesicht und Hände wollten freilich zu den seidenen mit Gold und Edelsteinen besetzten Kleidern nicht recht passen, doch er verließ sich auf die Wunder seines Däumlings und machte sich getrost an sein Abenteuer. Nachdem er die Kleider angelegt hatte, ging er an einem schönen Sommerabende, unter dem Schutze seines Däumlings ungesehen und unaufgehalten durch alle Wachen des königlichen Schlosses bis in das Schlafgemach der Königin Urraca. In dem Vorzimmer hatte er die beiden Kammerfrauen, welche der Königin aufwarteten, schlafend auf weichen Polstern liegen sehen, und so öffnete er leise die Thür zu dem Zimmer der schönen Fürstin. Bei dem Schimmer einer von der Decke herabhangenden Lampe sah er das reizende Weib, aufgelöst in süßem Schlaf auf ihrem Nachtlager. Er stand lange vor ihr in zärtliches Anschauen verloren und sein Herz klopfte hörbar, dann nahte er ihr langsam und legte seinen Mund an ihre halbgeöffneten Lippen. Urraca fühlte den Kuß, sie blickte schlaftrunken halb auf, da sie aber Niemand erblickte, so seufzte sie, meinte es sei ein holder Traum gewesen, und wendete sich wieder entschlummernd nach der andern Seite. Da war Sarron seiner Sinne nicht mehr mächtig, er umfaßte muthig die schöne Frau und preßte heiße Küsse auf Mund und Busen. Urraca schrie laut auf, Sarron hörte die Thüre des Gemachs aufgehen, ließ die Königin los und trat auf die Seite. „Wo, wo ist der Unverschämte?“ rief die Königin ihren ganz erschrockenen Dienerinnen entgegen. „Wer?“ fragten diese. „Der mich überfallen hat, der mich ermorden wollte!“ war Urracas Antwort. Die Frauen hatten Niemand gesehen und sahen Niemand, sie versicherten hoch und theuer, daß Niemand in das Zimmer gedrungen und Niemand daraus entwichen wäre. Die Fenster wurden untersucht, sie

waren alle nach Innen wohl verwahrt; das ganze Zimmer wurde durchsucht, es wurde Niemand gefunden — das Ende war, daß die Dienerinnen und zuletzt Urraca selbst glaubten, ein allzu lebhafter Traum habe die Täuschung hervorgebracht. Nachdem auf Urracas Wink die beiden Kammerfrauen das Gemach wieder verlassen hatten, blieb die Königin noch lange wach auf ihrem Lager sitzen, stützte ihr schönes Haupt auf ihre Hand und blickte nachsinnend vor sich hin. Endlich schlug sie das Auge auf, und siehe, vor ihr stand ein Jüngling in einem leichten Gewand von rosenfarbener Seide, ein goldenes Diadem auf dem Haupte, einen Lilienstengel in der Hand tragend. Der Schreck schloß Urraca den Mund, und schon sprach der Jüngling: „Warum fürchtest Du Dich, schöne Sterbliche, wenn ein Geisterfürst, durch Deine wundervollen Reize gerührt, seine ätherischen Wohnungen verläßt, um Dir in Liebe zu nahen?" Darauf fiel er der schönen Frau zu Füßen, bedeckte erst ihre Hand, und nach Ueberwindung eines leichten Widerstrebens auch ihren Mund mit zärtlichen Küssen, und die wollüstige Frau beredete sich selbst, daß die Liebe eines Halbgottes noch weit süßer und reizender als die irgend eines Sterblichen sei. Womit aber der Jüngling mehr als durch seine Schönheit, welche sehr der eines gemeinen Sterblichen glich, das Herz der eitlen Thörin gewann, das war das Versprechen, daß sie durch seine Umarmung zu unvergänglicher Schönheit und Jugend gelangen würde. Mit dem anbrechenden Morgen verschwand Sarron wie er gekommen war, aber jede einsame Stunde brachte ihn zurück in die Arme der Geliebten.

Von den drei Rolandsknappen war Sarron der glücklichste, denn vermöge der wunderbaren Kraft seines Däumlings begleitete er die Geliebte auf allen ihren Wegen; auch in der größten Gesellschaft war er um sie, ohne daß es einer der Anwesenden oder die Königin selbst bemerkte. Nur zuweilen fühlte sie sich von unsichtbaren Armen plötzlich umfangen, dann schrie sie nicht mehr

erschrocken auf, denn sie wußte, daß es ihr geliebter Geisterfürst war. Dieses allzugroße Glück wurde aber den drei Gesellen und der Königin selbst zum größten Unglück. Die feurige Liebe des Geisterfürsten hielt nämlich das verbuhlte Weib eben so wenig wie die laue Liebe ihres königlichen Gemahles ab, auch dem Ritter Andiol und dem Küchenmeister Amarin ihre höchste Gunst zu schenken. Der verliebte Sarron, welcher sich selbst in seinem Glücke wie eine Art Halbgott vorkam, mußte in seiner Unsichtbarkeit oft genug mit ansehen, wie sie in den Armen seiner ehemaligen Freunde eben so entzückt wie in seinen eigenen war, und so währte es nicht lange, daß eine brennende Eifersucht in seinem Herzen erwachte. Als er derselben endlich nicht mehr Herr zu werden vermochte, sann er darauf, seine Nebenbuhler zu stürzen. Er hätte dieses leicht bewerkstelligen können, wenn er ihnen ihre Wundergaben geraubt hätte, dann wäre Amarin der schlechteste Koch von der Welt und Andiol der erbärmlichste Ritter gewesen; aber ein feierlicher Eid, den sich die drei Gesellen vor ihrer Trennung geschworen, hielt ihn hiervon zurück. Er glaubte endlich ein Mittel gefunden zu haben, um zunächst den Koch Amarin um die Gunst der Königin zu bringen. Eines Tages hatte Urraca ihren königlichen Gemahl zu sich auf ein köstliches Gericht eingeladen, welches sie ihm zu Liebe bereitet zu haben vorgab. Amarin hatte es wie gewöhnlich herbeigeschafft, es stand auf einer silbernen Schüssel, über welche ein Tuch gebreitet worden war, auf dem Tische; der König, in Erwartung des Besten, war angekommen, die öffentliche Mahlzeit war abgesagt worden, und in Gesellschaft von nur wenigen Vertrauten setzte sich König Garsias, geführt von seiner schönen Gemahlin, an den Tisch mit behaglich schmunzelndem Gesicht. Diese Gelegenheit benutzte Sarron, der unsichtbar zugegen war, zur Ausführung seines Planes. Während die Stühle herbeigerückt wurden, nahm er unter dem Tuche die Schüssel hinweg, und als nun Alle sich niedergelassen hatten und die Königin mit den Worten: „Hier, mein Her-

zensgemahl!" das Tuch aufhob, sieh, da war darunter nichts als das leere Tischtuch zu sehen. Die Königin starrte sprachlos auf den leeren Fleck, der König sah auch hin, glaubte, er sei auf eine schändliche Weise zum Besten gehabt worden, und verließ mit einem wüthenden Blicke auf die bestürzte Dame sammt seinem Gefolge das Zimmer. Urraca war außer sich vor Zorn, sie glaubte nicht anders als daß ihr der Küchenmeister Amarin diesen Streich gespielt habe, um sie um die Gunst ihres Gemahls zu bringen, und ließ ihn sogleich vor sich rufen, mit den Worten: „Elender, was hast Du gethan!" Amarin hatte schon gehört was geschehen war, fiel ihr zu Füßen und betheuerte seine Unschuld, aber er fand keinen Glauben. Der Schmerz, die Gunst seiner Geliebten verloren zu haben, raubte ihm endlich so Sinn und Verstand, daß er in der Verzweiflung das ganze Geheimniß seines Tischtüchleins ausschwatzte, und um nicht sich allein zu verrathen, auch Andiols Heckpfennig und Sarrons Däumling angab. Urraca antwortete ihm nur mit einem höhnischen Lachen, und Amarin, um sie von der Wahrheit seiner Aussage zu überzeugen, zog endlich sein Tuch heraus und forderte sie auf, selbst eine Probe zu machen. Aber im Nu ergriff nun Urraca das Tuch, verließ eilend das Zimmer und befahl der draußenstehenden Wache, sogleich den Küchenmeister in ein Gefängniß zu werfen, weil er eine Schändlichkeit gegen sie begangen hätte.

Sobald Urraca wieder allein war, erprobte sie die Kunst ihres Tuches und fand, daß Amarin die Wahrheit geredet hatte; sie wußte nun auch, wie es sich mit Sarron und Andiol verhielt, und beschloß auch sie um ihren Schatz zu bringen. Sarron hatte, nachdem er die Schüssel geraubt, um dieselbe in Sicherheit zu bringen, das Zimmer der Königin verlassen, und stellte sich erst mit einbrechender Nacht wieder bei seiner Geliebten ein, um sie, die sich bis dahin von dem Schreck schon ziemlich erholt haben würde, vollends durch seine Liebe zu trösten. Noch un-

sichtbar umarmte er die Königin, diese aber suchte schnell seine Hand, erfaßte den Däumling, riß ihn an sich und sprang laut schreiend auf. Diesmal sahen die hereinspringenden Frauen den wunderbaren Fremdling, der wider Willen sichtbar geworden war, und auf das gemeinsame Geschrei der Weiber erschien alsbald die Wache, welcher der in sich vernichtete Halbgott als ein Räuber und Mörder übergeben wurde.

Nun war nur noch Andiol übrig, und auch dieser erlag bald der List der Königin. Sie schickte ihm nach einigen Tagen ein zierliches Briefchen und lud ihn mit zärtlichen Liebesworten ein, sie auf den nächsten Abend zu besuchen, wo ihn eine vertraute Dienerin in ihr Gemach führen würde. Andiol war überglücklich und traf an der Hand der Dienerin zur rechten Stunde ein. Die Königin empfing ihn mit süßem Lächeln und führte ihn sogleich zu einem Tische, wo ein Nachtmahl zierlich aufgetragen war, was sie ohne Aufsehn mit Hilfe von Amarins Tischtüchlein herbeigezaubert hatte. Die böse Frau hatte aber in den Becher, welchen sie ihrem Geliebten vorsetzte, ein Pulver gethan, welches den, der es genoß, schnell in einen tiefen Schlaf versenkte, und während sie noch beim Mahle saßen und Urraca eifrig dem treuen Ritter vorschwatzte, fielen diesem, wie sehr er auch dagegen kämpfte, die Augen zu, und nach einigen Augenblicken war er schlummernd in den weichen Lehnstuhl zurückgesunken, auf welchen ihn die Königin zuvor genöthigt hatte. Kaum sah Urraca die volle Wirkung des Trankes, als sie eilte, seine Taschen zu untersuchen. Sie fand bald einen ledernen Beutel und unter den Goldstücken, welche er enthielt, einen unscheinbaren Kupferpfennig. Ein Versuch belehrte sie, daß ihre List gelungen sei. Die vertraute Dienerin hatte schon zwei durch Geld zur Verschwiegenheit verpflichtete handfeste Männer bereit, welche nun den armen Ritter aufladen und, nach Urracas mit höhnisch lachendem Munde ertheilten Befehl, hinaus auf

das freie Feld tragen mußten. Sie warfen den noch immer fest Schlafenden in einen trockenen Graben.

Ihres dreifachen Sieges gewiß, und glücklich über die wunderbaren Reichthümer, welche nun in ihrer Hand lagen, legte sich die Königin zu Bett; aber wie erschrak sie, als sie nach einigen Stunden aus den angenehmsten Träumen plötzlich durch eine sie rauh anfassende Männerhand erweckt wurde. Als sie erschrocken die Augen aufschlug, sah sie ihren Gemahl mit zornfunkelnden Augen vor sich stehen und hinter ihm bewaffnete Männer. „Schändliche Ehebrecherin, redete er sie an, endlich bist Du meiner Rache verfallen, Deine Buhler selbst haben Dich verrathen!“ und ohne auf ihre Betheurungen und ihr Klagegeschrei zu achten, zwang er sie, sogleich in eine bereitstehende Sänfte zu steigen, ohne ihr auch nur zu erlauben, die Kleider zu wechseln, und ließ sie durch die Wache in einen Thurm bringen, der ihr zum ewigen Gefängniß bestimmt war. Sarron war es, welcher dem Könige die Augen über die Schändlichkeit des arglistigen Weibes geöffnet hatte. Nachdem er nämlich von der Wache fortgeführt worden war, hatte man ihn ins Verhör gebracht, um zu erfahren, in welcher Absicht er in so abenteuerlicher Kleidung in das Schloß gedrungen wäre. Er hatte nun ausgesagt, daß er dem Könige Geheimnisse anvertrauen wolle, welche für denselben von großer Wichtigkeit sein und seine Absicht enthüllen würden. Der König hatte ihn vor sich kommen lassen, und Sarron war ihm zu Füßen gefallen und hatte seine Gnade angefleht. Er gestand ihm, daß er schon mehr als eine Nacht in den Armen der Königin zugebracht und dies letzte Mal nur darum von ihr verrathen worden wäre, weil er ihr Vorwürfe darüber gemacht, daß sie auch den Ritter Andiol und den Küchenmeister Amarin mit ihrer Liebe beglückte. Der König schickte nach Amarin und man fand nach einigen Nachfragen auch ihn im Gefängniß. Er gestand ebenfalls, daß ihm die Königin ihre Gunst geschenkt

hätte. Der König war wüthend und wollte die beiden Sünder hängen lassen, nach einer Weile aber besann er sich, daß dann auch Andiol hängen müßte. Nun brauchte er gerade damals eine sehr große Summe Geldes, welche ihm Amarin zu geben versprochen hatte, indem er vorgab, sie aus Frankreich herbeischaffen zu wollen. Der König bedachte, daß, wenn er den Andiol hängen ließe, dies Geld aus Frankreich niemals ankommen und auch ferner Niemand sein würde, der ihm in seinen Geldverlegenheiten aushülfe; er beschloß also, nur an der Königin Rache zu nehmen, den Andiol aber ferner an seinem Hofe leben zu lassen, und schenkte Amarin und Sarron das Leben unter der Bedingung, daß sie am nächsten Tage die Stadt verließen; würden sie am Abend noch gefunden, so müßten sie hängen.

Mit betrübten Herzen schlichen Sarron und Amarin gegen Abend aus der Stadt, wo sie so glücklich und zuletzt so unglücklich gewesen waren. Sie schwiegen Beide und machten einander keine Vorwürfe, und so kamen sie hinaus ins freie Feld. Da sahen sie auf dem Rande eines Grabens einen Menschen in zierlicher Ritterkleidung sitzen, der rieb sich die Augen und sah sich dann ganz verwundert um, und als sie näher herbei kamen, war es Amarin. Er hatte seinen Beutel mit dem Zauberpfennig schon vermißt und sann eben darüber nach, wie er in den Graben und in dieses Unglück gekommen wäre. Sarron erzählte dem Andiol, was sich zugetragen hätte, und dieser sah ein, daß sich die Königin Urraca wohl mit dem Kupferpfennige die Gunst ihres Herrn wieder erkaufen würde, er aber an ihrer Statt im Gefängniß sterben oder hängen müßte, wenn er nach der Stadt zurückkehrte, und hielt dafür, daß es gerathener sei, freiwillig mit seinen ehemaligen Kameraden den Wanderstab zu ergreifen.

Die drei Rolandsknappen stritten in der Folge nochmals in Kaiser Karls Heere tapfer wider die Sarracenen und starben eines rühmlichen Todes. Die Königin Urraca wurde ihrer Arg-

list nicht froh, denn sie meinte, der König habe sie nicht nur um ihrer Untreue willen gefangen gesetzt, sondern habe auch jene Wundergaben ihr wieder abnehmen wollen, und erhenkte sich den Tag nach ihrer Gefangennehmung im Gefängniß. König Garsias hat vergebens die Heimkehr Andiols und die Ankunft des Geldes aus Frankreich erwartet, und ist endlich vor Langeweile gestorben. Von den drei Wunderdingen endlich weiß Niemand zu sagen, wo sie hingekommen sind.

Schneeweißchen.

Es war einmal ein kalter Wintertag, an dem fielen die Schneeflocken wie Federn vom Himmel herab. Da saß eine gute Königin an einem Fenster, das einen Rahmen von schwarzem Ebenholz hatte, und nähte. Und wie sie so nähte und durch den schwarzen Rahmen nach dem Schnee aufblickte, stach sie sich mit der Nadel in den Finger, und es fielen drei Tropfen Blut auf die weiße Leinwand. Da dachte die Königin bei sich: „Hätte ich ein Kind so weiß wie Schnee, so roth wie Blut und so schwarz wie der Rahmen von Ebenholz.“ Nicht lange nachher bekam sie ein Töchterlein, das war so weiß wie Schnee, so roth wie Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz, und wurde darum Schneeweißchen genannt. Nachdem aber das Kind geboren war,

starb die gute Königin. Es währte nur ein Jahr, da nahm sich der König eine andere Gemahlin. Die war eine schöne Frau, aber sie war eitel und übermüthig, und mochte nicht leiden, daß Jemand in der Welt wäre, der für schöner gepriesen würde als sie. Sie hatte aber einen wunderbaren Spiegel, wenn sie vor den trat und sich darin beschaute, sprach sie:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?"

und der Spiegel antwortete:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste im Land."

Da war sie zufrieden, denn sie wußte, daß der Spiegel die Wahrheit sagte. Schneeweißchen aber wuchs heran und wurde immer schöner, und als es sieben Jahr alt war, war es so schön wie der klare Tag und schöner als die Königin selbst. Darum als diese wieder einmal ihren Spiegel fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?"

so antwortete derselbe:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
Aber Schneeweißchen ist tausendmal schöner als Ihr."

Da erschrak die Königin und ward vor Schrecken und Neid ganz blaß. Von Stund an, so oft sie Schneeweißchen erblickte, kehrte sich ihr das Herz im Leibe herum, vor Haß gegen das Mädchen. Der Neid und der Hochmuth wuchsen in ihr mit jedem Tage, und wurden endlich so groß, daß sie sogar bei Nacht keine Ruhe mehr hatte. Da rief sie einen Diener und sprach zu ihm: „Nimm das Kind mit Dir hinaus in den Wald; ich wills nicht mehr vor meinen Augen sehen. Im Walde sollst Dus tödten und mir Lunge und Leber zum Wahrzeichen mitbringen." Der Diener gehorchte und führte Schneeweißchen hinaus, und als er den Hirschfänger gezogen hatte und ihn dem Kinde in das Herz stoßen wollte, fing es an zu weinen und sprach: „Ach

lieber Mann, laß mir mein Leben; ich will in den wilden Wald laufen und nimmermehr wieder heim kommen.“ Weil Schneeweißchen so jung und so schön war, hatte der Diener Mitleiden und sprach: „So lauf hin, Du armes Kind. Die wilden Thiere werden Dich bald gefressen haben.“ Es war ihm aber selber recht wohl, daß er das Kind nicht getödtet hatte, und weil gerade ein junger Frischling daher gesprungen kam, stach er ihn ab, nahm Lunge und Leber heraus und brachte sie als Wahrzeichen der Königin. Der Koch mußte sie in Salz kochen und das boshafte Weib aß sie auf und meinte, sie hätte Schneeweißchens Lunge und Leber gegessen. Das arme Kind war aber in dem weiten Walde ganz allein, und ihm war so angst, daß es am ganzen Leibe zitterte, alle Blätter an den Bäumen ansah und nicht wußte, wie es sich helfen sollte. Da fing es an zu laufen und lief über die spitzen Steine und durch die Dornen, und die wilden Thiere sprangen an ihm vorbei, aber sie thaten ihm nichts. Es lief so lange nur die Füße ihm noch fort konnten, bis es bald Abend werden wollte, da sah es ein kleines Häuschen und ging hinein, um auszuruhen. In dem Häuschen war Alles klein, aber so zierlich und niedlich, daß es nicht zu sagen ist. Da stand ein weiß gedecktes Tischlein mit sieben kleinen Tellern, jedes Tellerlein mit seinem Löffelein, ferner sieben Messerlein und Gäblein und sieben Becherlein. An der Wand waren sieben Bettlein neben einander aufgestellt und schneeweiße Laken darüber gedeckt. Schneeweißchen, weil es so hungrig und durstig war, aß von jedem Tellerlein ein wenig Gemüs und Brot und trank aus jedem Becherlein einen Tropfen Wein; denn es wollte nicht Einem allein Alles wegnehmen. Hernach, weil es so müde war, legte es sich in ein Bettlein, aber keins paßte; das eine war zu lang, das andere zu kurz, bis endlich das siebente recht war, und darin blieb es liegen, betete zum lieben Gott und schlief ein. Als es ganz dunkel war, kamen die Herren von dem

Häuslein, das waren sieben Zwerge, die in den Bergen nach Erz hackten und gruben. Sie zündeten ihre sieben Lichtlein an, und wie es nun hell im Häuslein ward, sahen sie, daß Jemand darin gewesen war, denn es stand nicht mehr Alles in derselben Ordnung, wie sie es verlassen hatten. Der erste sprach: „Wer hat auf meinem Stühlchen gesessen?" Der zweite: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?" Der dritte: „Wer hat von meinem Brötchen gebissen?" Der vierte: „Wer hat von meinem Gemüschen gegessen?" Der fünfte: „Wer hat mit meinem Gäbelchen gestochen?" Der sechste: „Wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?" Der siebente: „Wer hat aus meinem Becherlein getrunken?" Dann sah sich der erste um und sah, daß auf seinem Bett eine kleine Dälle war, da sprach er: „Wer hat in mein Bettchen getreten?" Die andern kamen gelaufen und riefen: „In meinem hat auch Jemand gelegen." Der siebente aber, als der in sein Bett sah, erblickte Schneeweißchen, das lag darin und schlief. Nun rief er die andern, die kamen herbeigelaufen und schrieen vor Verwunderung, holten ihre sieben Lichtlein und beleuchteten Schneeweißchen. „Ei du mein Gott! ei du mein Gott! riefen sie, was ist das Kind schön!" und hatten so große Freude, daß sie es nicht aufweckten, sondern im Bettlein fortschlafen ließen. Der siebente Zwerg aber schlief bei seinen Gesellen, bei jedem eine Stunde, da war die Nacht herum. Als es Morgen war, erwachte Schneeweißchen, und wie es die sieben Zwerge sah, erschrak es. Sie waren aber freundlich und fragten: „Wie heißt Du?" — „Ich heiße Schneeweißchen," antwortete es. „Wie bist Du in unser Haus gekommen?" fragten die Zwerge weiter. Da erzählte das Kind ihnen, daß seine Stiefmutter es hätte umbringen lassen wollen, der Diener hätte ihm aber das Leben geschenkt, und da wär es gelaufen den ganzen Tag, bis es endlich ihr Häuslein gefunden hätte. Die Zwerge sprachen: „Willst Du unsern Haushalt

versehen, kochen, betten, waschen, nähen und stricken, und willst Du Alles ordentlich und reinlich halten, so kannst Du bei uns bleiben und es soll Dir an nichts fehlen.“ Das versprach Schneeweißchen und blieb bei ihnen. Es hielt ordentlich Haus; Morgens gingen sie in die Berge und suchten Erz und Gold, Abends kamen sie wieder und da mußte ihr Essen bereit sein. Den Tag über war das Mädchen allein, die guten Zwerglein aber warnten es und sprachen: „Hüte Dich vor Deiner Stiefmutter, die wird bald wissen, daß Du hier bist; darum laß ja Niemand herein.“ Die Königin aber, welche meinte, sie habe Schneeweißchens Lunge und Leber gegessen, dachte nicht anders, als nun wäre sie wieder die Erste und Allerschönste auf der Welt. Darum trat sie vor ihren Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?“

Der Spiegel aber antwortete:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier;
Aber Schneeweißchen über den Bergen
Bei den sieben Zwergen
Ist noch tausendmal schöner als Ihr.“

Da erschrak sie, denn sie wußte, daß der Spiegel keine Unwahrheit sprach, und merkte, daß der Diener sie betrogen hatte und Schneeweißchen noch am Leben war. Nun haßte sie das arme Schneeweißchen nur noch viel mehr und sann aufs neue, wie sie es umbringen wollte; denn so lange sie nicht gewiß die Schönste im ganzen Lande war, fand sie vor Neid keine Ruhe. Sie färbte sich das Gesicht, kleidete sich wie eine alte Krämerin, und machte sich ganz unkenntlich. In dieser Gestalt ging sie über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Thür und rief: „Schöne Waare feil! feil!“ Schneeweißchen guckte zum Fenster heraus und rief: „Guten Tag, liebe Frau! was habt Ihr zu verkaufen?“ „Gute Waare, schöne Waare, ant-

wortete sie, Schnürriemen von allen Farben!" Dabei holte sie einen hervor, der aus bunter Seide geflochten war. „Die ehrliche Frau kann ich herein lassen," dachte Schneeweißchen, riegelte die Thüre auf und kaufte sich den hübschen Schnürriemen. „Kind, sprach die Alte, wie Du aussiehst! komm, ich will Dich einmal ordentlich schnüren." Schneeweißchen hatte kein Arg, stellte sich vor sie und ließ sich mit dem neuen Schnürriemen schnüren; aber die Alte schnürte geschwind und schnürte so fest und immer fester, daß endlich dem Schneeweißchen der Athem verging und es für todt hinfiel. „Nun bist Du die Schönste gewesen!" sprach sie und eilte hinaus. Nicht lange darauf, zur Abendzeit, kamen die sieben Zwerge nach Haus, und erschraken gar sehr, als sie ihr liebes Schneeweißchen auf der Erde liegen fanden, und es sich nicht regte und bewegte, als ob es todt wäre. Sie hoben es in die Höhe, und weil sie sahen, daß es so fest geschnürt war, schnitten sie den Schnürriemen entzwei: da fing es an wieder ein wenig zu athmen und ward nach und nach wieder lebendig. Als die Zwerge hörten, was geschehen war, sprachen sie: „Die alte Krämerfrau war Niemand als die Königin; hüte Dich und laß keinen Menschen herein, wenn wir nicht bei Dir sind." Das böse Weib aber, als es nach Haus gekommen war, ging vor den Spiegel und fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?"

Da antwortete der Spiegel abermals:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier;
Aber Schneeweißchen über den Bergen
Bei den sieben Zwergen
Ist noch tausendmal schöner als Ihr."

Als die böse Königin das hörte, lief ihr alles Blut zum Herzen, so erschrak sie, denn sie sah wohl, daß Schneeweißchen wieder lebendig geworden war. „Nun aber, sprach sie, will ich Etwas

aussinnen, das Dich zu Grunde richten soll!" und mit den Hexenkünsten, die sie verstand, machte sie einen giftigen Kamm. Dann verkleidete sie sich und nahm die Gestalt eines andern alten Weibes an. So ging sie hin über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Thüre und rief: „Gute Waare feil! feil!" Schneeweißchen schaute heraus und sprach: „Geht nur weiter, ich darf Niemand hereinlassen." — „Das Ansehen wird Dir doch erlaubt sein," sprach die Alte, zog den giftigen Kamm heraus und hielt ihn in die Höhe. Da gefiel er dem Kinde so gut, daß es sich bethören ließ und die Thüre öffnete. Als es den Kamm erhandelt hatte, sprach die Alte: „Nun will ich Dich einmal ordentlich kämmen!" Das arme Schneeweißchen dachte an nichts und ließ die Alte gewähren, aber kaum hatte diese den Kamm in die Haare gesteckt, als das Gift darin wirkte und das Mädchen ohne Besinnung niederfiel. „Du Ausbund von Schönheit, jetzt ists um Dich geschehen!" sprach das boshafte Weib und ging fort. Zum Glück aber war es bald Abend, wo die sieben Zwerglein nach Haus kamen. Als sie Schneeweißchen wie todt auf der Erde liegen sahen, hatten sie gleich die böse Stiefmutter in Verdacht, suchten nach und fanden den giftigen Kamm, und wie sie ihn herauszogen, kam Schneeweißchen wieder zu sich und erzählte ihnen, was vorgegangen war. Da baten sie es noch einmal, doch ja auf seiner Hut zu sein und Niemand die Thüre zu öffnen. Die Königin stellte sich daheim vor den Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?"

Da antwortete er, wie vorher:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier·
Aber Schneeweißchen über den Bergen
Bei den sieben Zwergen
Ist noch tausendmal schöner als Ihr."

Als sie den Spiegel so reden hörte, zitterte und bebte sie vor Zorn.

„Schneeweißchen soll sterben, rief sie, und wenn es mein eigenes Leben kostet!“ Darauf ging sie in eine ganz verborgene einsame Kammer und machte da einen Apfel, der sah von Außen gar schön aus, weiß mit rothen Backen, daß Jeder, der ihn erblickte, Lust danach bekam, aber inwendig war er auf der einen Hälfte so vergiftet, daß, wer auch nur ein klein Stückchen davon in den Mund bekam, der mußte sterben. Als der Apfel fertig war, färbte sie sich das Gesicht und verkleidete sich als eine Bauersfrau, und so ging sie über die sieben Berge zu den sieben Zwergen. Sie klopfte an, Schneeweißchen streckte den Kopf zum Fenster heraus und sprach: „Ich darf keinen Menschen einlassen, die sieben Zwerge haben mirs verboten.“ — „Mir auch recht, antwortete die Bäuerin, meine Aepfel will ich schon los werden. Da, einen will ich Dir schenken.“ — „Nein, sprach Schneeweißchen, ich darf Nichts annehmen.“ — „Nun, Du denkst wohl, er ist giftig?“ sprach die Alte. „Siehst Du, da schneide ich den Apfel in zwei Theile; den rothen Backen iß Du, den weißen will ich essen.“ Und als sie so sprach, hielt sie ihr die vergiftete Hälfte des Apfels hin. Schneeweißchen empfand eine große Lust nach dem schönen Apfel, und als es sah, daß die Bäuerin davon aß, so konnte es nicht länger widerstehen, streckte die Hand hinaus und nahm die giftige Hälfte. Kaum aber hatte es einen Bissen davon im Munde, so fiel es todt zur Erde nieder. Da betrachtete es die Königin mit grausigen Blicken, lachte überlaut und sprach: „Weiß wie Schnee, roth wie Blut, schwarz wie Ebenholz! diesmal können Dich die Zwerge nicht wieder erwecken!“ Und als sie daheim den Spiegel befragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?“

so antwortete er endlich:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste im Land.“

Da hatte ihr neidisches Herz Ruhe, so gut wie ein neidisches Herz

Ruhe haben kann. Die Zwerglein, wie sie Abends nach Haus kamen, fanden Schneeweißchen auf der Erde liegen, und es regte sich kein Athem mehr in ihm, und es war todt. Sie hoben es auf, suchten, ob sie was Giftiges fänden, schnürten es auf, kämmten ihm die Haare, wuschen es mit Wasser und Wein, aber es half Alles nichts; das liebe Kind war todt und blieb todt. Sie legten es auf eine Bahre und setzten sich alle sieben daneben, und beweinten das liebe Schneeweißchen, und weinten drei ganze Tage lang. Da wollten sie es begraben, aber es sah noch so frisch aus wie ein lebender Mensch, und hatte noch seine schönen rothen Backen. Sie sprachen: „Das können wir nicht in die schwarze Erde versenken!" und machten mit ihrer Kunst einen durchsichtigen Sarg von Glas, da man von allen Seiten hinein sehen konnte. In diesen Sarg legten sie Schneeweißchen und schrieben mit goldenen Buchstaben seinen Namen darauf, und daß es eine Königstochter wäre. Dann setzten sie den Sarg hinaus auf den Berg, und einer von ihnen blieb immer dabei und bewachte ihn. Und die Thiere kamen auch und beweinten Schneeweißchen, erst eine Eule, dann ein Rabe, zuletzt ein Täubchen. Nun lag Schneeweißchen lange lange Zeit in dem Sarge und veränderte sich nicht, sondern sah aus als wenn es schliefe, denn es war noch so weiß als Schnee, so roth als Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz. Es geschah aber, daß ein Königssohn in den Wald gerieth und zu dem Zwergenhaus kam, da zu übernachten. Er sah auf dem Berge den Sarg und das schöne Schneeweißchen darin, und las was mit goldenen Buchstaben darauf geschrieben stand. Da sprach er zu den Zwergen: „Laßt mir den Sarg, ich will Euch geben was Ihr dafür haben wollt." Aber die Zwerge antworteten: „Wir geben ihn nicht um alles Gold in der Welt." Da sprach er: „So schenkt mir ihn, denn ich kann nicht leben, ohne Schneeweißchen zu sehen; ich will es ehren und hochhalten wie mein Liebstes." Als er so sprach, empfanden die guten Zwerg-

lein Mitleiden mit ihm und gaben ihm den Sarg. Der Königssohn ließ ihn nun von seinen Dienern auf den Schultern forttragen. Da geschah es, daß sie über einen Strauch stolperten, und von der Erschütterung fiel das Stück des giftigen Apfels, das Schneeweißchen abgebissen hatte, aus Schneeweißchens Munde und es ward wieder lebendig. Da richtete es sich auf und sprach: „Ach Gott, wo bin ich?" Der Königssohn sagte voll Freude: „Du bist bei mir!" und erzählte, was sich zugetragen hatte, und sprach: „Ich habe Dich lieber als Alles auf der Welt; komm mit mir in meines Vaters Schloß, Du sollst meine Gemahlin werden." Da war ihm Schneeweißchen gut und ging mit ihm, und ihre Hochzeit ward mit großer Pracht und Herrlichkeit angeordnet. Zu dem Fest war aber auch Schneeweißchens gottlose Stiefmutter eingeladen. Wie sie sich nun mit schönen Kleidern angethan hatte, trat sie vor den Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?"

der Spiegel antwortete:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
Aber die junge Königin ist tausendmal schöner als Ihr."

Da stieß das böse Weib einen Fluch aus, und es ward ihr so angst, so angst daß sie sich nicht zu lassen wußte. Sie wollte zuerst gar nicht auf die Hochzeit kommen; doch ließ es ihr keine Ruhe, sie mußte fort und die junge Königin sehen, welche schöner als sie sein sollte. Und wie sie hineintrat, erkannte sie Schneeweißchen, und vor Angst und Schrecken stand sie da und konnte sich nicht regen. Indem aber wurden ein Paar eiserne Pantoffeln hereingebracht, die hatten über Kohlenfeuer gestanden und waren ganz glühend, und diese feuerrothen Schuhe mußte die böse Königin anziehen und darin tanzen, daß ihr die Füße jämmerlich verbrannten. Sie durfte aber nicht aufhören, bis sie sich todt getanzt hatte.

Bruder Lustig.

Bruder Lustig war seiner Zeit ein tapferer Soldat; als es aber keinen Krieg mehr gab, da bekamen viele Soldaten ihren Abschied und der Bruder Lustig auch, und sie gaben ihm nichts auf den Weg als ein kleines Brot und vier Kreuzer an Geld; damit zog er fort. Der heilige Petrus aber hatte sich in Gestalt eines armen Bettlers an den Weg gesetzt und bat den Bruder Lustig um ein Almosen. Da sprach dieser: „Lieber Mann, was soll ich Dir geben? Ich bin ein verabschiedeter Soldat und habe nichts als das kleine Brot und vier Kreuzer, und wenn das all ist, muß ich betteln, so gut wie Du. Aber ich will Dir doch was geben." Darauf theilte er das Brot in vier Theile und gab davon dem Apostel einen und auch einen Kreuzer. Der heilige Petrus bedankte sich und ging weiter, und setzte sich zum zweiten und drittenmal immer in einer andern Gestalt als Bettler an den Weg, und Bruder Lustig sprach jedesmal wie das erstemal und gab ihm jedesmal ein Stück Brot und einen Kreuzer. Der Bruder Lustig hatte nun nichts mehr als ein Viertel Brot und einen Kreuzer. Damit ging er in ein Wirthshaus, aß das Brot und ließ sich für den Kreuzer Bier dazu geben. Als er fertig war, zog er weiter. Nach einer Weile kam ihm der heilige Petrus gleichfalls in der Gestalt eines verabschiedeten Soldaten entgegen und redete ihn an: „Guten Tag, Kamerad! kannst Du mir nicht ein Stück Brot geben und einen Kreuzer zu einem Trunk?" — „Ja, Kamerad, wärst Du eher gekommen!" antwortete der Bruder Lustig, und erzählte ihm, wie es ihm ergangen war. „Jetzt bin ich leer, sagte er, und wenn Du auch nichts mehr hast, so können wir mit einander betteln gehen." — „Nein, das wird just nicht nöthig sein, antwortete der heilige Petrus; ich verstehe mich ein wenig auf die Doctorei, und damit will ich mir schon so viel verdienen, als ich brauche." — „Ja, sagte der Bruder Lustig, davon verstehe ich nichts; also muß ich allein betteln gehen." — „Nun, komm nur mit, sprach der heilige Petrus; wenn ich was verdiene, sollst Du die Hälfte davon haben." — „Das bin ich wohl zufrieden," sagte der Bruder Lustig. Also zogen sie mit einander fort. — Es währte nicht lange, da kamen sie an ein Bauernhaus und hörten darin jammern und schreien. Da gingen sie hinein und fanden einen Mann, der war krank und nahe am Verscheiden, und seine Frau heulte und weinte. „Laßt Euer Heulen

und Weinen, sprach der heilige Petrus, ich will den Mann gesund machen.“ Drauf nahm er eine Salbe aus seiner Tasche und heilte den Kranken augenblicklich, so daß er aufstehen konnte und ganz gesund war. Mann und Frau riefen in ihrer Freude: „Wie können wir Euch lohnen? was sollen wir Euch geben?“ Der heilige Petrus aber wollte durchaus nichts nehmen. Der Bruder Lustig aber stieß den heiligen Petrus an und sagte: „So nimm doch was, wir brauchens ja!“ Endlich brachte die Bäuerin ein Lamm und sprach zu dem heiligen Petrus, das müßte er annehmen; aber er wollte es nicht. Da stieß ihn der Bruder Lustig in die Seite und sprach: „Nimms doch, dummer Teufel, wir brauchens ja!“ Da sagte der heilige Petrus endlich: „Ja, das Lamm will ich nehmen, aber ich trags nicht; wenn Dus willst, so mußt Du es tragen.“ — „Das hat keine Noth, sprach der Bruder Lustig, das will ich schon tragen!“ und nahms auf die Schulter. Nun gingen sie fort und kamen in einen Wald, da sprach der Bruder Lustig zu dem heiligen Petrus: „Schau, hier ist ein schöner Platz, hier können wir das Lamm braten und verzehren.“ — „Mir ists recht, antwortete der heilige Petrus, aber auf das Braten versteh ich mich nicht; willst Dus braten, so sieh wie Du zurecht kommst, ich will derweil herumgehen, bis es gar ist; Du mußt aber nicht eher zu essen anfangen, als bis ich wieder zurück bin; ich will schon zu rechter Zeit kommen.“ — „Geh nur, sagte Bruder Lustig, ich wills schon machen.“ Da ging der heilige Petrus fort und der Bruder Lustig schlachtete das Lamm, nahm einen Stock, steckte das Lamm daran und briet es über einem Feuer. Der Braten war fertig, aber der Herr Petrus noch immer nicht zurück; da bekam der Bruder Lustig großen Appetit und dachte: „Du mußt doch den Braten kosten.“ Er nahm aber das Herz des Lammes, begann davon zu essen und verzehrte es endlich ganz. Darauf kam der heilige Petrus zurück und sprach: „Du kannst das ganze Lamm allein essen, ich will nur das Herz davon, das gib mir.“ Da that der Bruder Lustig eine Weile, als suchte er, konnte aber das Herz nicht finden und sagte endlich kurzweg: „Es ist keins da.“ — „Nun, wo solls denn sein?“ sagte der Apostel. „Das weiß ich nicht, antwortete Bruder Lustig; aber schau, was sind wir alle Beide für Narren, suchen das Herz vom Lamm und fällt Keinem von uns ein, ein Lamm hat ja kein Herz!“ — „Ei, sprach der heilige Petrus, jedes Thier hat ja ein Herz, warum sollt ein Lamm kein Herz haben?“ — „Nein, gewiß, Bruder, ein Lamm hat kein Herz, denk nur recht nach, so wird Dirs einfallen.“ — „Nun, es ist schon gut, sagte der heilige Petrus; ist kein Herz da, so brauch ich auch nichts vom Lamm, Du kannsts allein essen.“ — „Was ich nicht aufessen kann, das

nehm ich mit in meinem Ranzen," sprach der Bruder Lustig, aß das halbe Lamm und steckte das Uebrige in seinen Ranzen. — Nachdem sie wieder ein Stück Weges gegangen waren, machte der heilige Petrus, daß ein großes Wasser quer über den Weg floß, so daß sie hindurch mußten. Da sprach der heilige Petrus: „Geh Du nur voran." — „Nein, antwortete der Bruder Lustig, geh Du voran!" und dachte: „Wenn dem das Wasser zu tief ist, so bleib ich zurück." Da schritt der heilige Petrus hindurch, und das Wasser ging ihm nur bis ans Knie. Nun wollte Bruder Lustig auch hindurch, da wurde aber das Wasser größer und stieg ihm bis an den Hals. Da rief er: „Bruder, hilf mir!" Der heilige Petrus sagte: „Willst Du auch gestehen, daß Du das Herz von dem Lamme gegessen hast?" — „Nein, antwortete er, ich hab es nicht gegessen." Da ward das Wasser noch größer und stieg ihm bis an den Mund. „Hilf mir, Bruder!" rief der Soldat. Der heilige Petrus sprach noch einmal: „Willst Du auch gestehen, daß Du das Herz von dem Lamme gegessen hast?" — „Nein, antwortete er, ich hab es nicht gegessen." Der heilige Petrus wollte ihn doch nicht ertrinken lassen, ließ das Wasser wieder fallen und half ihm hinüber. — Nun zogen sie weiter und kamen in ein Reich, da hörten sie, daß die Königstochter todtkrank liege. „He, Bruder, sprach der Soldat zum heiligen Petrus, wenn wir die gesund machen, so ist uns auf ewige Zeiten geholfen." Der heilige Petrus wars zufrieden, daß sie hingingen nach dem Schlosse des Königs, aber er ging ganz langsam, wie sehr ihn auch der Bruder Lustig zum Laufen trieb, und als sie endlich vor das Schloß kamen, da war die Königstochter eben gestorben. „Da haben wirs, sprach der Bruder Lustig, das kommt von Deinem schläfrigen Gange." — „Sei nur still, antwortete der heilige Petrus, ich kann auch Todte wieder ins Leben erwecken." — „Nun, wenn das ist, sagte der Bruder Lustig, so laß ich mirs gefallen, das halbe Königreich mußt Du uns aber zum wenigsten damit verdienen." Darauf gingen sie in das königliche Schloß, wo Alles in großer Trauer war; der heilige Petrus aber sagte zu dem König, er wollte die Todte wieder lebendig machen. Da ward er zu ihr geführt und dann sprach er: „Bringt mir einen Kessel mit Wasser!" und wie er den bekommen hatte, hieß er Jedermann hinausgehen und nur der Bruder Lustig durfte bei ihm bleiben. Darauf schnitt er von der Todten ein Glied nach dem andern ab und warf es ins Wasser und machte Feuer unter dem Kessel. Nachdem nun das Wasser kochte und alles Fleisch von den Knochen herabgefallen war, nahm er das schöne weiße Gebein heraus und legte es auf eine Tafel nach seiner natürlichen Ordnung zusammen. Als das geschehen war, trat er davor und sprach drei-

mal: „Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, Todte, steh auf!" Und beim drittenmal erhob sich die Königstochter lebendig, gesund und schön. Nun war der König darüber in großer Freude und sprach zum heiligen Petrus: „Begehre Deinen Lohn, und wenns mein halbes Königreich wäre, so will ich Dirs geben." Der heilige Petrus aber antwortete: „Ich verlange nichts dafür." — „O, du Hans Narr!" dachte der Bruder Lustig, stieß seinen Kameraden in die Seite und sprach: „Sei doch nicht so dumm; wenn Du nichts willst, so brauch ich doch was." Der heilige Petrus aber wollte durchaus nichts; doch weil der König sah, daß der Andere gern was wollte, ließ er ihm vom Schatzmeister seinen Ranzen mit Gold anfüllen. — Sie zogen wieder weiter, und wie sie in einen Wald kamen, sprach der heilige Petrus zum Bruder Lustig: „Jetzt wollen wir das Gold theilen." — „Ja, antwortete er, das können wir thun." Da theilte der heilige Petrus das Gold und theilte es in drei Theile. Da dachte der Bruder Lustig: „Was er wieder für einen Sparren im Kopf hat! macht drei Theile und unser sind doch nur zwei!" Der heilige Petrus aber sprach: „Nun habe ich genau getheilt: ein Theil für mich, ein Theil für Dich und ein Theil für den, der das Herz vom Lamme gegessen hat." — „O, das hab ich gegessen, antwortete der Bruder Lustig und strich geschwind das Gold ein: das kannst Du mir glauben." — „Wie kann das wahr sein, sprach der heilige Petrus, ein Lamm hat ja kein Herz!" — „Ei was, Bruder, wo denkst Du hin! ein Lamm hat ja ein Herz, so gut wie jedes Thier; warum sollte das allein keins haben?" — „Nun, es ist schon gut, sagte der heilige Petrus, behalte das Gold allein, aber ich bleibe nicht mehr bei Dir und will meinen Weg allein gehen." — „Wie Du willst, Bruderherz, antwortete Bruder Lustig, leb wohl!" — Da ging der heilige Petrus eine andere Straße, Bruder Lustig aber dachte: „Es ist gut, daß er seiner Wege geht, es ist doch ein wunderlicher Heiliger." Nun hatte er zwar Geld genug, wußte aber nicht damit umzugehen, verthats, verschenkts, und es dauerte nicht lange, da hatte er wieder nichts. Da kam er in ein Land, dort hörte er, daß das junge Söhnlein des Königs gestorben wäre. „He, dachte er, das kann gut werden, das will ich wieder lebendig machen und mirs richtig bezahlen lassen." Er ging also zum König und bot ihm an, den Todten wieder lebendig zu machen. Nun hatte der König gehört, daß ein abgedankter Soldat herumziehe und die Gestorbenen wieder lebendig mache, dachte, der Bruder Lustig wäre dieser Mann, und ließ ihn zu dem Todten führen. Nun ließ sich der Bruder Lustig einen Kessel Wasser bringen, hieß Jedermann hinausgehen, schnitt die Glieder ab, warf sie ins Wasser und machte Feuer

darunter, gerade wie er es von seinem ehemaligen Kameraden gesehen hatte. Das Wasser fing an zu kochen und das Fleisch fiel herab, da nahm er das Gebein heraus und that es auf die Tafel; er wußte aber nicht, in welcher Ordnung es liegen mußte, und legte Alles verkehrt durch einander. Dann stellte er sich davor und sprach: „Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, Todter, steh auf!" und sprachs dreimal, aber der Königssohn rührte sich nicht. Da sprach er es noch dreimal, aber gleichfalls umsonst. „Du Blitzjunge, steh auf! rief er, steh auf, oder es geht Dir schlecht!" Wie er das gesprochen, kam der heilige Petrus auf einmal in seiner vorigen Gestalt, als verabschiedeter Soldat, durchs Fenster hereingegangen, und sprach: „Du gottloser Mensch, was treibst Du da? wie kann der Todte auferstehen, da Du sein Gebein so unter einander geworfen hast?" — „Bruderherz, ich habs gemacht so gut ich konnte," antwortete er. „Diesmal will ich Dir aus der Noth helfen, sagte der heilige Petrus; aber das sag ich Dir, wo Du noch einmal so etwas unternimmst, so bist Du unglücklich; auch darfst Du von dem König nicht das Geringste dafür begehren oder annehmen." Darauf legte der heilige Petrus die Gebeine in ihre rechte Ordnung, sprach dreimal: „Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, Todter, steh auf!" und der Königssohn stand auf, war gesund und schön wie vorher. Nun ging der heilige Petrus wieder durchs Fenster hinaus; der Bruder Lustig war froh, daß es so gut abgelaufen war, ärgerte sich aber doch, daß er nichts dafür nehmen sollte. „Ich möchte nur wissen, dachte er, was der für Mucken im Kopf hat; was er mit der einen Hand gibt, das nimmt er mit der andern, da ist kein Verstand drin." Nun bot der König dem Bruder Lustig an, was er haben wollte, er durfte aber nichts nehmen. Doch wußte ers dem Könige so zu verstehen zu geben, daß er ihm seinen Ranzen mit Gold füllen ließ, und damit zog er ab. Als er hinaus kam, stand vor dem Thore der heilige Petrus und sprach: „Schau, was Du für ein Mensch bist! habe ich Dir nicht verboten etwas zu nehmen, und nun hast Du den Ranzen doch voll Gold!" — „Was kann ich dafür, antwortete Bruder Lustig, wenn mirs hineingesteckt wird!" — „Das sag ich Dir, daß Du nicht zum zweitenmal solche Dinge unternimmst, sonst soll es Dir schlimm ergehen!" — „Ei, Bruder, sorg doch nicht, jetzt hab ich Gold, was soll ich mich da mit Knochenwaschen abgeben!" — „Ja, das wird lang dauern! Damit Du aber hernach nicht wieder auf unerlaubten Wegen gehst, so will ich Deinem Ranzen die Kraft geben, daß Alles, was Du Dir hinein wünschest, auch darin sein soll. Leb wohl, Du siehst mich nun nicht wieder." — „Gott befohlen!" sprach der Bruder Lustig, und dachte: „Ich bin froh, daß Du fort

bist, Du wunderlicher Kerl, ich will Dir wohl nicht nachlaufen.“ An die Wunderkraft aber, die er seinem Ranzen verliehen, glaubte er nicht. — Bruder Lustig zog mit seinem Gold umher und verjubelte es wie das erste Mal. Als er nun nichts mehr als vier Kreuzer hatte, kam er an einem Wirthshause vorbei und dachte: „Die paar Kreuzer müssen auch noch fort,“ und ließ sich für drei Kreuzer Wein und für einen Kreuzer Brot geben. Wie er nun saß und trank, kam ihm der Geruch von gebratenen Gänsen in die Nase. Da schaute er sich um und sah, daß der Wirth zwei Gänse im Bratofen stehen hatte. Auf einmal fiel ihm ein, daß ihm sein Kamerad gesagt hatte, was er sich in seinen Ranzen wünschte, das sollte darin sein. „Holla, das mußt Du mit den Gänsen versuchen!“ Also ging er hinaus, und vor der Thüre sprach er: „So wünsch ich die zwei gebratenen Gänse aus dem Bratofen in meinen Ranzen.“ Nun machte er den Ranzen auf und schaute hinein, da lagen die Gänse beide darin. „So ists recht, sprach er, nun bin ich ein gemachter Kerl!“ ging fort auf eine Wiese und holte den Braten hervor. Wie er aber im besten Essen war, kamen zwei Handwerksbursche daher und sahen die eine Gans, die noch nicht angerührt war, mit hungrigen Augen an. Der Bruder Lustig dachte: „Mit einer hast Du genug,“ rief die zwei Bursche herbei und sprach: „Da nehmt die Gans und verzehrt sie auf meine Gesundheit.“ Sie bedankten sich, gingen damit ins Wirthshaus, ließen sich eine Halbe Wein und ein Brot geben, packten die geschenkte Gans aus und fingen an zu essen. Die Wirthin sah zu und sprach zu ihrem Manne: „Die Zwei essen eine Gans; sieh doch nach, obs nicht eine von unsern aus dem Bratofen ist.“ Der Wirth lief hin, da war der Ofen leer. Da fiel er die beiden Burschen mit harten Worten an und wollte daß sie ihm die Gänse bezahlen sollten. Die Zwei sprachen: „Wir sind keine Diebe; ein abgedankter Soldat hat uns die Gans draußen auf der Wiese geschenkt.“ — „Ihr sollt mir keine Nase drehen; der Soldat ist hier gewesen, aber als ein ehrlicher Kerl zur Thür hinausgegangen, auf den hab ich Acht gehabt; Ihr seid die Diebe und sollt bezahlen.“ Da sie aber nicht bezahlen konnten, nahm der Wirth den Stock und prügelte sie zur Thür hinaus. — Bruder Lustig aber ging seines Weges und kam an einen Ort, da stand ein prächtiges Schloß und nicht weit davon ein schlechtes Wirthshaus. Er ging in das Wirthshaus und bat um ein Nachtlager, aber der Wirth wies ihn ab und sprach: „Es ist kein Platz mehr im Hause, es ist voll vornehmer Gäste.“ — „Ei, sprach Bruder Lustig, warum gehen die vornehmen Leute nicht lieber in das prächtige Schloß?“ — „Ja, antwortete der Wirth, in dem Schlosse ists nicht geheuer. Wers noch versucht hat, darin über Nacht zu bleiben, der ist nicht

lebendig wieder herausgekommen." — „Wenns Andere versucht haben, sagte der Bruder Lustig, so will ichs auch versuchen." — „Das laßt nur bleiben, es geht Euch an den Hals." — „Es wird nicht gleich an den Hals gehen, sagte Bruder Lustig, gebt mir nur die Schlüssel und brav Essen und Trinken mit." Nun gab ihm der Wirth die Schlüssel und Essen und Trinken, und damit ging der Bruder Lustig in das Schloß, ließ sichs gut schmecken, und als er schläfrig wurde, legte er sich auf die Erde, denn es war kein Bett da. Er schlief auch bald ein; in der Nacht aber wurde er von einem großen Lärm aufgeweckt, und wie er sich ermunterte, sah er neun häßliche Teufel in dem Zimmer, die hatten einen Kreis um ihn gemacht und tanzten um ihn herum. Der Bruder Lustig sprach: „Nun, tanzt, so lang Ihr wollt, aber komm mir keiner zu nah!" Die Teufel aber kamen immer näher und näher und traten ihm endlich mit ihren garstigen Füßen fast ins Gesicht. „Habt Ruh, Ihr Teufelsgespenster!" sprach er, aber sie triebens immer ärger. Da ward der Bruder Lustig bös und rief: „Holla, ich will bald Ruhe stiften!" brach ein Stuhlbein ab und schlug mitten hinein. Aber neun Teufel gegen einen Soldaten war doch zu viel, und wenn er auf den vordern zuschlug, so packten ihn die andern hinten bei den Haaren und rissen ihn erbärmlich. „Ei, Ihr Teufelspack, sprach er, jetzt wird mirs zu arg!" und darauf rief er: „Ich wünsche alle neun Teufel in meinen Ranzen hinein!" Husch, waren alle neun Teufel im Ranzen. Bruder Lustig schnallte ihn zu und warf ihn in eine Ecke. Drauf legte er sich wieder hin und schlief bis an den hellen Morgen. Nun kamen der Wirth und der Edelmann, dem das Schloß gehörte, und wollten sehen, wie es ihm ergangen wäre; als sie ihn gesund und munter erblickten, erstaunten sie und fragten: „Haben Euch denn die Geister nichts gethan?" — „Warum nicht gar? antwortete Bruder Lustig, ich habe sie alle neune in meinem Ranzen. Ihr könnt Euer Schloß wieder ganz ruhig bewohnen, es wird von nun an kein Teufel mehr darin umgehen." Da dankte ihm der Edelmann und beschenkte ihn reichlich, und bat ihn, in seinen Diensten zu bleiben, er wollt ihn auf sein Leblang versorgen. „Nein, antwortete Bruder Lustig, ich bin an das Herumwandern gewöhnt, ich will weiter ziehen." Da ging der Bruder Lustig fort, und ging in eine Schmiede, und legte den Ranzen, worin die neun Teufel waren, auf den Ambos, und bat den Schmied und seine Gesellen zuzuschlagen. Die schlugen mit großen Hämmern aus allen Kräften zu, daß die Teufel ein erbärmliches Gekreisch erhoben. Wie er danach den Ranzen aufmachte, waren achte todt, einer aber, der in einer Falte gesessen, war noch lebendig, schlüpfte heraus und fuhr wieder in die Hölle. — Der Bruder Lustig zog noch lange in der

Welt herum, und wers wüßte, könnte viel davon erzählen. Endlich aber wurde er alt und dachte an sein Ende. Da ging er zu einem Einsiedler, der als ein frommer Mann bekannt war, und sprach zu ihm: „Ich bin das Wandern müde und will nun trachten in das Himmelreich zu kommen.“ Der Einsiedler antwortete: „Es gibt zwei Wege; der eine ist breit und angenehm und führt zur Hölle, der andere ist eng und rauh und führt zum Himmel.“ — „Da müßt ich ein Narr sein, dachte der Bruder Lustig, wenn ich den engen und rauhen Weg gehen sollte.“ Machte sich auf und ging den breiten und angenehmen Weg, und kam endlich zu einem großen schwarzen Thor, das war das Thor der Hölle. Bruder Lustig klopfte an, und der Thorwächter guckte, wer da wäre. Wie er aber den Bruder Lustig sah, erschrak er, denn der Thorwächter war gerade der neunte Teufel, der mit in dem Ranzen gesteckt hatte und noch mit einem blauen Auge davon gekommen war. Darum schob er den Riegel geschwind wieder vor und lief zum Obersten der Teufel, und sprach: „Draußen ist ein Kerl mit einem Ranzen, und will herein; aber laßt ihn bei Leibe nicht herein, er wünscht sonst die ganze Hölle in seinen Ranzen. Er hat mich einmal garstig darin hämmern lassen.“ Also ward dem Bruder Lustig hinausgerufen, er sollte wieder abziehen, er käme nicht herein. „Wenn sie mich da nicht wollen, dachte er, will ich sehen, ob im Himmel ein Unterkommens ist, irgendwo muß ich doch bleiben.“ Kehrte also um und zog weiter, bis er vor das Himmelsthor kam, wo er auch anklopfte. Der heilige Petrus saß gerade dabei und mußte es hüten; der Bruder Lustig erkannte ihn und dachte: „Hier findest Du Bekanntschaft, da wirds besser gehen.“ Aber der heilige Petrus sprach: „Ich glaube gar, Du willst in den Himmel?“ — „Laß mich doch ein, Bruder, ich muß doch wo einkehren; hätten sie mich in der Hölle aufgenommen, so wäre ich nicht hierher gegangen.“ — „Nein, sagte der heilige Petrus, Du kommst nicht herein.“ — „Nun, willst Du mich nicht einlassen, so nimm auch Deinen Ranzen wieder, so will ich gar nichts von Dir haben!“ sprach der Bruder Lustig. „So gib ihn her,“ sagte der heilige Petrus. Da reichte er ihn durchs Gitter in den Himmel hinein, und der heilige Petrus nahm ihn und hing ihn neben seinem Sessel auf. Da sprach der Bruder Lustig: „Nun wünsch ich mich selbst in meinen Ranzen hinein!“ Husch, war er darin, und saß nun im Himmel, und der heilige Petrus mußte ihn schon drin lassen.

In allen Buchhandlungen sind nachstehende **Volksbücher** zu haben:

Geschichte von **Griseldis** und dem **Markgrafen Walther.** Nebst einigen andern Beispielen treuer Liebe. 2 Gr.

Alte und neue **Lieder in Leid und Lust.** (Enthält 50 ausgezeichnet schöne Lieder.) 2 Gr.

Geschichte von der **edlen und schönen Melusina,** welche ein Meerwunder und des Königes Helmas Tochter war. 2 Gr.

Der **Schildbürger** wunderseltsame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeschriebene Geschichten und Thaten. 2 Gr.

Geschichte von der **schönen Magelone** und dem Ritter **Peter** mit den silbernen Schlüsseln. 2 Gr.

Geschichte vom **Kaiser Octavianus,** welcher sein Ehgemahl und seine zwei Söhne in das Elend geschickt und endlich wiedergefunden hat. 2 Gr.

Geschichte von den **sieben Schwaben.** Nebst einigen schwäbischen Volksliedern. 2 Gr.

Geschichte von der heiligen Pfalzgräfin **Genoveva.** 2 Gr.

Geschichte von den **vier Heymonskindern.** Geschichte von dem **gehörnten Siegfried.** Preis zusammen: 4 Gr.

Der **wiedererstandene Eulenspiegel.** 2 Gr.

Jedes dieser Volksbücher ist mit schönen Holzschnitten gezieret und wird einzeln für

2 Groschen

verkauft.

Der Herausgeber hat diesen herrlichen Büchern, welche lange nur in einer ihrer unwürdigen Gestalt existirten, alle ihre ursprünglichen Schönheiten wiederzugeben gesucht, und sie in eine zeitgemäße, einfache, dem Urtexte möglichst treue Sprache gebracht. Die Bilder zu denselben sind von ausgezeichneten Künstlern hergestellt. — Für die Folge erscheinen noch: **Fortunatus, Herzog Ernst, Riesengeschichte, Heinrich der Löwe, Helena, Hirlanda,** die **sieben weisen Meister, Dr. Faust,** das **Schloß in der Höhle Xaxa, Joachim und Anna, Salomon und Markolf, — Fierrabras, Tristan und Isalde, Pontus, — Heldenlieder, Trinklieder, Kriegslieder, — Fabeln** u. s. w.

Druck von Breitkopf u. Härtel.

Der wiedererstandene

Eulenspiegel.

Volksbücher.

12.

Herausgegeben von G. O. Marbach.

Leipzig, 1839. Bei Otto Wigand.

Tyll Eulenspiegel,

eines Bauern Sohn aus dem Lande Braunschweig gebürtig.

Wie Tyll Eulenspiegel geboren und dreimal getauft wurde.

Es ist in dem Lande Braunschweig, in dem Walde Seib, ein Dorf gelegen, Kneitlingen genannt; da wurde das fromme Kind Eulenspiegel geboren. Sein Vater hieß Claus Eulenspiegel, seine Mutter Anna Wertbeck; und nachdem diese das Kind geboren hatte, schickten es die Eltern zur Taufe ins Dorf Amptlen, dabei das Schloß Amptlen erbaut war, das von den Magdeburgischen, neben Anderer Mithilfe, hernach als ein Raubnest vertilgt ward. Als das Kind getauft ward, erhielt es den Namen Tyll Eulenspiegel. Damals war es Sitte im Lande, daß sich die Pathen gleich nach der Taufe sammt der Wehmutter und dem Kindlein in ein Bierhaus begaben und sich allda gütlich thaten. So geschah es nun auch nach unseres Kindleins Taufe; und da der Weg weit, die Hitze aber groß gewesen war, so erlabten sich die Gäste an manch einem guten Trunke. Als nun die Zeit kam, daß man sich mit dem Kinde Tyll Eulenspiegel wieder heim verfügte, gerieth die Wehmutter, die das Kind trug, und auch auf ihre alten Tage noch ein Schlückchen gethan hatte, unterwegs in Angst und Noth, weil sie

durch einen Fehltritt von einem hohen Stege in einen schmutzigen Graben hinunter fiel. Doch weil Unkraut nicht leicht verdirbt, geschah dem Kinde kein Leid, außer daß es mit Koth übel besudelt wurde. Eulenspiegel wurde also an einem Tage dreimal getauft. Erstlich nach gemeiner Ordnung, danach in der Pfütze, und zuletzt in warmem Wasser, um ihn wieder zu reinigen. Dieses war das erste Zeichen von Eulenspiegels wunderbarer Natur, so wie auch der mancherlei Unfälle, so er in seinem Leben zu erdulden hatte; denn Untreue schlägt seinen eigenen Herrn.

Wie alle Bauern und Bäuerinnen über den jungen Eulenspiegel klagten, und wie er zu Pferde bei seinem Vater sitzend, die Leute zum Besten hatte, ohne daß es sein Vater merkte.

Da nun Eulenspiegel aus dem Staube erzogen war und laufen konnte, machte er sich unter die jungen Kinder und tummelte sich tapfer auf dem Grase, denn er sah hinten und vorn einem gestutzten Affen gleich. Da er aber vier Jahre alt ward, wurde er von Tag zu Tag boshafter, so daß der Vater täglich von den Nachbarn überlaufen wurde, die über Eulenspiegel, welch ein loser Schalk er wäre, hart klagten. So oft ihn nun sein Vater deshalb mit Worten strafte, wußte sich Eulenspiegel allezeit mit Schalkheit zu verantworten. Da dachte der Vater, um auf die Wahrheit zu kommen, Eulenspiegel zu einer Zeit, da die Bauern auf den Gassen versammelt waren, hinter sich aufs Pferd zu setzen und fort zu reiten. Da es nun Zeit war, gebot er dem Eulenspiegel, daß er ganz still und züchtig hinter ihm sitzen sollte. Was that aber das gehorsame Kind? Es hob säuberlich das Hemd vom Hintern auf und ließ die Bauern sich in einem neuen Spiegel besehen. Die Leute fingen an über Eulenspiegel auszurufen: „Pfui des kleinen bösen Schalks!“ Nun wußte der gute Vater nicht, wie das zuging; und dazu beklagte sich Eulenspiegel bei ihm und sprach: „Höre, lieber Vater! Du siehst, daß ich stillschweigend sitze und Niemand

etwas thue; doch sagen die Leute, ich sei ein Schalk.“ Der Vater besinnt sich nicht lange und setzt seinen lieben Sohn vor sich. Da Eulenspiegel vor seinem Vater weiter nichts thun konnte, so sperrte er das Maul mit ausgestreckter Zunge auf. Da liefen die Leute abermals zu und sagten: „Sehet doch zu, wie ein junger Schalk ist das!“ Der einfältige Vater konnte keine Schuld bemerken und sagte: „Du bist in einer unglückseligen Stunde geboren!“ Er hatte aber sein Söhnlein so lieb, daß er sich mit ihm in das Magdeburgische Land an der Saale, woher sein Weib war, begab, damit ihn die Nachbarn nicht fernerhin verfolgen sollten. Der gute Alte starb aber bald danach, und verließ Weib und Kind in merklicher Armuth. Eulenspiegel aber, wiewohl er kein Handwerk konnte und bei sechzehn Jahr alt war, war doch in aller Schalkheit gar wohl geübt.

Wie Eulenspiegel auf dem Seile gehen lernt.

Wie man sagt: wenn die Katze aus dem Haus ist, so haben die Mäuse frei Tanzen: so geschah es nach des alten Eulenspiegels Tode. Da die Mutter, als ein altes schwaches Weib, des Eulenspiegels nicht mächtig war, so fing er an aus Fürwitz brodlose Künste zu lernen. Seine Mutter wohnte in einem Hause, dessen Hof an den Saale-Fluß ging, und sie trug darum große Sorge wegen des Eulenspiegels, von dem sie durchaus keine Thorheit leiden wollte. Eulenspiegel aber machte sich auf den Boden des Hauses und übte sich dort auf dem Seile zu gehen, bis er einstmals von der Mutter mit einem starken Knittel auf dem Seile ertappt wurde. Eulenspiegel floh aber durch ein Fenster auf das Dach, daß sie ihn nicht ergreifen konnte, und entging dadurch den Prügeln. Er mußte nun einige Zeit mit seinen Künsten an sich halten; doch dies währte nur so lange, bis er ihr entwachsen war und seines Alters und der Mutter Schwachheit halber gar keine Sorgen mehr hatte. Darauf gedachte er seine Geschicklichkeit öffentlich zu beweisen, und zog das Seil von dem Hinterhause über die Saale bis an ein anderes Haus gegenüber. Da das gemeine Volk, jung und alt, solch ungewöhnliches Spiel vernahm, war ein großes Gedräng um das Seil, und Alle wunderten sich, daß Eulenspiegel so sicher auf dem Seile lief und sich sehen ließ. Aber das Glück, das selten eine Freude ungestört läßt, warf des Leides Samen unter diese Dinge. Denn die Mutter wurde es vom großen Geschrei inne; und um ihren Sohn nach Vermögen deshalb zu strafen, schlich sie heimlich in das Hinterhaus und schnitt das Seil entzwei. Da plumpte der gute Meister Eulenspiegel mitten in die Saale unter großem Spott; es erhob sich ein großes Gelächter. Das verdroß Eulenspiegel so sehr, daß er kein Wort mehr reden konnte; und er achtete des gefährlichen Bades nicht so sehr, als des Gespöttes der Alten und Jungen, die ihm nachliefen und ihm das Bad segneten. Er dachte aber fleißig, wie er das Gespött wieder vergelten

könnte. Dem guten Eulenspiegel war also sein erstes Meisterwerk übel gerathen.

Wie Eulenspiegel einer Menge Knaben die Schuhe abschwatzte und machte, daß sie einander rauften.

Des nächsten Tages wollte Eulenspiegel seine Verspottung wegen des Bades rächen, zog das Seil von einem andern Hause über die Straße und zeigte den Leuten an, wie er auf dem Seile gehen wollte. Das Volk versammelte sich bald dazu, jung und alt, und Eulenspiegel sprach zu den Jungen, er wollte ihnen ein schönes Spiel auf dem Seile mit den Schuhen zeigen. Die Jungen glaubten es, zogen die Schuhe aus und gaben sie Eulenspiegel. Es waren bei zwei Schock; die reihte er an die Schnur und stieg damit auf das Seil. Da sahen die Alten und Jungen Eulenspiegel zu und meinten, er brauche die Schuhe zu einem schönen Kunststücke. Nach einer Weile, während welcher Eulenspiegel allerlei Possen trieb, fingen aber die Jungen an Angst um ihre Schuhe zu haben und hätten sie gern wiedergehabt. Eulenspiegel saß aber auf dem Seile, und als er glaubte, daß es Zeit wäre, rief er: „Jeder gebe Acht und suche seine Schuhe wieder!“ schnitt damit die Schnur entzwei und warf alle Schuhe auf die Erde, daß immer ein Schuh über den andern purzelte und sie sich ganz unter einander mengten. Da drangen die Jungen herzu und erwischten einer hier, der andere dort einen Schuh. Der eine sprach: „Der ist mein!“ der andere sagte: „Du lügst; der ist mein!“ und fielen also einander in die Haare und begannen einander zu schlagen. Der eine lag unten, der andere oben. Der eine schrie, der andere weinte, der dritte lachte; das währte so lange, bis auch die Alten sich drein mischten und Backenstreiche austheilten. Eulenspiegel aber lachte auf dem Seile, daß ihm der Bauch wackelte, und rief: „Recht so! suchet jetzt Eure Schuhe auseinander, wie ich gestern aus meinem Bade lief!“ Er ging nun von dem Seile und ließ die Jungen und Alten

sich um die Schuhe schlagen. Er durfte sich nun aber vor Jungen und Alten nicht mehr sehen lassen, denn sie hätten ihm den Spaß versalzen. Er saß daher im Hause bei seiner Mutter und pelzte Helmstädtische Schuhe. Darüber war seine Mutter sehr erfreut und dachte, weil er anfing zu arbeiten, würden seine Sachen bald besser werden; sie wußte aber nichts von der Schalkheit, die er verrichtet hatte und derenwegen er nicht aus dem Hause gehen durfte.

Wie die Mutter den Eulenspiegel unterweist, daß er ein Handwerk lernen soll.

Eulenspiegels Mutter war froh, daß ihr Sohn so still war, und tadelte ihn, daß er kein Handwerk lernen wollte. Er schwieg aber ganz still, und die Mutter ließ nicht nach, ihn zu tadeln. Da sprach Eulenspiegel: „Liebe Mutter! wie man seine Sachen anfängt, so gehts einem hinaus.“ — „Das glaube ich! sagte die Mutter, ich habe in vier Wochen kein Brot in meinem Hause gesehen, noch gehabt.“ — „Das taugt nicht auf meine Rede, sagte Eulenspiegel; doch ein armer Mann, der nichts zu essen hat, fastet wohl mit St. Clausen, und wenn er etwas hat, so ißt er wohl mit St. Martin zu Abend. Also essen wir auch!“

Wie Eulenspiegel einen Brodbäcker zu Strasfurt um einen Sack mit Brot betrog.

„Ach lieber Gott, hilf! dachte Eulenspiegel, wie will ich meine Mutter zufrieden stellen? Wo soll ich Brot hernehmen, sie zu versorgen?“ Drauf ging er aus dem Flecken, darin seine Mutter wohnte, gen Strasfurt in die Stadt. Daselbst bemerkte er eines Brotbäckers Laden, ging zu ihm und fragte: Ob er seinem Herrn für zehn Schillinge Brot senden wollte? Er nannte auch den Herrn, der zu Strasfurt in der Stadt sein sollte, und nannte seine Herberge, darin er wäre, und der Bäcker sollte einen Knaben mit

ihm schicken, dem wollte er das Geld geben. Der Bäcker sagte Ja, und Eulenspiegel brachte einen Sack hervor, der ein verborgenes Loch hatte; darein ließ er sich das Brot zuzählen. Der Bäcker sandte einen Jungen mit ihm, das Geld zu empfangen. Als nun Eulenspiegel einen Büchsenschuß von des Bäckers Hause war, ließ er ein Brot durch jenes Loch in den Koth fallen, setzte den Sack nieder und sprach zu dem Jungen: „Ach! das besudelte Brot darf ich meinem Herrn nicht bringen. Lieber, lauf mit dem Brote wieder heim und bringe mir ein anderes dafür! ich will hier warten.“ Der gute Junge lief hin und holte ein anderes Brot; indessen war Eulenspiegel verschwunden, denn er war vor der Stadt in ein Haus geschlichen. Da war ein Fuhrmann aus seinem Flecken, dem lud Eulenspiegel seinen Sack auf, ging nebenher und kam zurück in seiner Mutter Haus. Als der Bäckerjunge mit dem Brote kam, war Eulenspiegel weg. Er lief wieder zurück und sagte es dem Bäcker; der ging zu der Herberge, die ihm Eulenspiegel bezeichnet hatte; darin fand er Niemand, sondern sah, daß er betrogen war. Eulenspiegel aber kam heim, brachte der Mutter das Brot, sprechend: „Nimm hin und iß, weil du etwas hast, denn auf solche Art ist gut mit St. Clausen fasten.“

Wie Eulenspiegel mit andern Jungen das Muß über Macht essen mußte, und dazu geschlagen wurde.

Es war in dem Flecken, in welchem Eulenspiegel mit seiner Mutter wohnte, Gewohnheit: wenn Jemand ein Schwein schlachtete, so gingen die Kinder der Nachbarn zu ihm ins Haus und aßen eine Suppe oder Brühe, welche die Metzelsuppe genannt wurde. Nun wohnte ein Maier in diesem Flecken, der war karg, und durfte doch den Kindern die Metzelsuppe nicht versagen. Derselbe erdachte eine List, ihnen die Metzelsuppe zu versalzen, und schnitt ein Muß von der fetten Rinde des Brotes ein. Als nun die Knaben und Töchterlein kamen, war Eulenspiegel auch darunter.

Der Maier ließ sie ein und schloß die Thüre zu, begoß die Suppe und brachte des Mußes mehr, als die Kinder essen konnten. Als nun eines satt war und davon ging, nahm der Maier eine Ruthe und schlug es um die Lenden; und auf solche Weise zwang er die Kinder, daß sie über Macht essen mußten. Der Hauswirth wußte nun wohl von Eulenspiegels Schalkheit, und traf diesen deswegen wenn er auch gleich einen Andern um die Lenden hieb, doch immer am besten. Das trieb er so lange, bis sie mit der Suppe fertig waren; es bekam ihnen so gut, als den Hunden das Grasfressen. Nachher wollte Keiner mehr in des kargen Mannes Haus gehen, um Metzelsuppe zu essen.

Wie Eulenspiegel machte, daß des kargen Maiers Hühner sich um den Fraß zogen.

Des andern Tags, da der Mann ausging, der die Kinder geschlagen hatte, begegnete ihm Eulenspiegel, und Jener fragte ihn: „Lieber Eulenspiegel! wann willst Du wieder die Metzelsuppe bei mir essen?" — „Ja, sagte Eulenspiegel, wenn sich Deine Hühner um den Fraß ziehen, und je vier und vier um ein wenig Brod raufen." Da sprach er: „So, willst Du so langsam kommen?" Eulenspiegel sagte: „Wenn ich aber eher käme, als Metzelsuppen-Zeit ist?" Er ging nun weiter und dachte darüber nach, wie er es machte, daß sich die Hühner um den Fraß zögen. Als nun die Zeit kam, da eben des Mannes Hühner auf der Gasse liefen, da hatte Eulenspiegel bei zwanzig Fäden je zwei in der Mitte zusammengebunden, und an jedes Ende eines Fadens hatte er ein wenig Brot geknüpft und warf es den Hühnern vor. Als nun die Hühner hier und dort das Brot verschluckten, konnten sie es doch nicht verschlingen, denn an jedem Ende zog ein anderes Huhn, so daß sie einander hin und her zerrten. Es konnte aber auch keines wegen der Größe des Brots dasselbe wieder los werden, und es standen also mehr als dreißig Hühner, je eines gegen das andere, zerrten und würgten sich.

Wie Eulenspiegel in einen Bienenstock kroch, und zwei Diebe bei Nacht kamen, denselben zu stehlen; und wie er machte, daß sich die beiden Diebe rauften und den Stock im Stiche ließen.

Auf eine Zeit begab es sich, daß Eulenspiegel mit seiner Mutter in ein Dorf auf die Kirchweihe ging. Nachdem sich nun der gute Eulenspiegel vollgesoffen hatte, suchte er einen Ort, wo er sicher schlafen möchte. Da fand er einen Haufen Bienenstöcke stehen, unter denen waren vier, die leer waren. Da kroch er in einen der leeren Stöcke, und meinte, er wolle ein wenig schlafen, und schlief von Mittag an bis Mitternacht; und seine Mutter glaubte, er wäre wieder heimgegangen, weil sie ihn nirgends sah. Nun kamen in selbiger Nacht zwei Diebe und wollten einen Bienenstock stehlen; die sprachen zusammen, wie sie immer gehört hätten, welcher der schwerste sei, der sei auch der beste. Sie hoben nun alle Stöcke nach einander auf, und da sie zu dem kamen, darin Eulenspiegel lag, war derselbe der schwerste. Da sprachen sie: „Das ist der beste!" und sie nahmen den Stock und trugen ihn fort. Eulenspiegel war aber erwacht und hatte ihre Anschläge gehört, und es war so finster, daß Keiner den Andern sehen konnte. Da griff Eulenspiegel aus dem Stock dem Vordersten ins Haar und rupfte ihn sehr. Der Vorderste meinte nun, sein Gesell, welcher hinten ging, hätte ihn so sehr am Haare gezogen, ward zornig und fluchte darüber. Der Hinterste sprach: „Träumt Dir, oder gehst Du im Schlafe? Wie kann ich Dich am Haare ziehen? Ich habe genug zu thun, um mit meinen Händen den Bienenstock zu halten." Eulenspiegel lachte heimlich und dachte: das Spiel wird gut werden, und wartete, bis sie wieder ein Stück weiter gelaufen waren, da rupfte er den Hintersten auch; der ward noch zorniger und sprach: „Ich trage, daß mir der Hals kracht, und Du ziehst mich am Haare!" Der Vorderste sprach: „Du lügst, Schurke! wie soll ich Dich am Haare ziehen? ich kann ja kaum den Weg vor mir sehen!" So trugen sie den Stock mit Gezänk.

Nicht lange danach, da sie in dem größten Zanken waren, zieht Eulenspiegel den Vordersten noch einmal am Haar, daß er den Kopf hart an den Bienenstock stieß; da wurde der zornig und ließ den Bienenstock fallen. Der Hinterste that das Nämliche und griff dem Vordersten ins Haar, daß sie übereinander fielen, einen Abhang hinunter kugelten und so von einander geriethen, daß Keiner wußte, wo der Andere war. Also kamen sie im Finstern von einander und ließen den Bienenstock stehen. Da Eulenspiegel hörte, daß sie fort waren, schaute er aus dem Korbe und sah, daß es noch finster war; er blieb also in dem Stocke. Am Morgen kroch er heraus und wußte nicht, wo er war. Er machte sich aber auf und ging fürbaß, wohin ihn der Weg führte.

Wie Eulenspiegel ein gebratenes Huhn vom Spieß aß und halbe Arbeit that.

In dem Lande Braunschweig liegt ein Dorf, in dem Stift Magdeburg, Budenstadt genannt, dahin kam Eulenspiegel in des Pfaffen Haus. Dieser dingte ihn als Knecht, ohne daß er ihn kannte, und sprach zu ihm: „Er solle gute Tage und einen guten Dienst bei ihm haben, eben so gutes Essen und Trinken wie seine Kellnerin, und Alles was er thun müßte, thäte er mit halber Arbeit.“ Eulenspiegel sprach Ja dazu und meinte, er wolle sich danach richten. Des Pfarrers Kellnerin, welche nur ein Auge hatte, nahm aber gleich zwei Hühner und steckte sie an den Spieß zum Braten. Eulenspiegel war bereit, drehte die Hühner am Spieß um und gedachte, da sie ganz gebraten waren, der guten Worte des Pfaffen beim Verdingen, daß er nämlich so gut als er und seine Kellnerin essen und trinken sollte. Der Schalk war so klug, brach gleich das eine Huhn vom Spieß und aß es ohne Krot. Als es nun Essenszeit war, kam des Pfaffen einäugige Kellnerin zum Feuer und wollte die Hühner beträufeln; da sah sie, daß nur ein Huhn am Spieß war, und sagte zu Eulenspiegel:

„Wo ist das andere Huhn hingekommen?“ Eulenspiegel sprach: „Frau, thut Euer anderes Auge auch auf, so seht Ihr die beiden Hühner.“ Wie er nun auf diese Weise der Kellnerin den Fehler der Einäugigkeit vorwarf, wurde sie zornig, lief zu dem Pfaffen und sprach zu ihm: wie sein feiner Knecht sie verhöhnt und wie er zu braten verstände, daß aus zwei Hühnern Eines würde. Der Pfaff ging in die Küche und sprach: „Hör, Eulenspiegel! warum hast Du meiner Magd gespottet? Ich sehe wohl, daß nur ein Huhn am Spieße steckt, da ihrer doch zwei gewesen sind; wo ist denn das andere geblieben?“ Eulenspiegel sagte: „Das steckt doch da; thut Eure beiden Augen auf, so seht Ihr wohl, daß das andere Huhn am Spieße steckt! so sagte ich auch zu Eurer Kellnerin, da wurde sie ganz zornig.“ Der Pfaff lachte und sprach: „Meine Magd kann nicht beide Augen aufthun, denn sie hat nur Eines.“ Eulenspiegel sprach: „Das sagt Ihr, ich sage es nicht.“ Der Pfaff sagte: „Es bleibt aber dabei; das eine Huhn ist weg.“ Eulenspiegel sprach: „Ich habe es gegessen, weil Ihr gesagt habt, ich solle es so gut haben im Essen und Trinken, wie Eure Magd. Es wäre mir leid gewesen, wenn Ihr gelogen und mit der Magd beide Hühner ohne mich verzehrt hättet; damit Ihr nun nicht zum Lügner würdet, habe ich das eine Huhn, welches auf mein Theil kam, vorweggegessen.“ Der Pfaff war zufrieden und sprach: „Mein lieber Knecht! es kommt nicht auf das gebratene Huhn an, thut nur künftig nach dem Willen meiner Kellnerin.“ Eulenspiegel sprach: „Ja, lieber Herr! wie Ihr mir's geheißen habt.“ Es hatte aber beim Verdingen der Pfaff dem Eulenspiegel gesagt, er solle nur halbe Arbeit thun; darum, was ihn die Kellnerin thun hieß, das that er nur halben Theils. Wenn er einen Eimer mit Wasser holen sollte, so brachte er einen halben, und wenn er zwei Hölzer an das Feuer holen sollte, brachte er Eines, und so fort, daß sie wohl merkte, daß ihr Alles zum Verdruß geschah. Des-

wegen sprach der Pfaff: „Lieber Knecht Eulenspiegel! meine Magd klagt heftig über Dich.“ — „Ja, Herr! sagte Eulenspiegel, ich habe nie anders gethan, als Ihr mir geheißen habt; Ihr sagtet doch, ich sollte Eure Sache mit halber Arbeit verrichten. Eure Magd sähe gern mit beiden Augen und hat doch nur Eines, deswegen hat sie nur ein halbes Gesicht, also that ich halbe Arbeit.“ Der Pfaff lachte, die Kellnerin aber zürnte und sprach: „Herr! wenn Ihr diesen losen Schalk länger behalten wollt, will ich meines Weges gehen!“ Nun mußte der Pfaff Eulenspiegel entlassen, doch half er ihm weiter. Es war nämlich der Meßner selbigen Orts kürzlich gestorben und der Pfaff machte den Eulenspiegel zu einem Meßner.

Wie Eulenspiegel vorgab, daß er zu Magdeburg von der Laube fliegen wollte.

Nachdem Eulenspiegel eine Zeitlang ein Meßner gewesen, kam er nach Magdeburg und machte allerlei Anschläge, so daß sein Name erst recht bekannt wurde und man von Eulenspiegel überall zu sagen wußte. Er wurde von den vornehmsten Bürgern der Stadt überlaufen, daß er etwas Seltsames treiben sollte. Da sagte er: „Er wolle es thun auf dem Rathhaus und von der Laube herabfliegen.“ Alsbald entstand ein Geschrei in der Stadt, so daß sich Junge und Alte auf dem Markte versammelten, solches zu sehen. Da stand Eulenspiegel auf der Laube im Rathhaus und bewegte sich mit den Armen, wie wenn er fliegen wollte. Die Leute sperrten Augen und Mäuler auf und meinten, er wolle fliegen. Eulenspiegel aber lachte und sprach: „Ich glaubte, es wäre kein größerer Narr in der Welt als ich; nun sehe ich wohl, daß hier beinahe die ganze Stadt voll Narren ist; denn ob Ihr auch Alle sagtet, Ihr könntet fliegen, so glaubte ich es doch nicht. Ich bin ja weder eine Gans, noch ein Vogel, dazu habe ich weder Flügel noch Federn, ohne welche

Niemand fliegen kann; da seht Ihr nun offenbar, daß es erlogen ist.“ Damit lief er von der Laube und ließ das Volk stehen, welches theils lachte, theils sagte: „So ein Schalk er auch ist, so hat er doch wahr gesagt!“

Wie Eulenspiegel im Stifte Hildesheim ein krankes Kind kurirt.

Unverständige Menschen scheuen sich oft, wenn ihnen etwas zustößt, zu einem ordentlichen Arzte zu gehen, weil sie meinen, daß solcher Rath zu theuer sei, geben dann Landläufern oftmals mehr und wird ihnen doch nicht geholfen. So geschah es auch im Stifte Hildesheim, allwo Eulenspiegel logirte. Da hatte die Wirthin ein krankes Kind und Eulenspiegel fragte sie, was doch wohl dem Kinde fehle? Die Wirthin antwortete kurz: „Es kann nicht zu Stuhle gehen.“ — „Dem ist bald zu helfen!“ sagte Eulenspiegel. Die Frau sagte: „Helft ihm, ich will Euch geben, was Ihr wollt!“ Eulenspiegel sagte: dafür nähme er

nichts, es wäre eine leichte Kunst. „Harret ein wenig, es soll bald geschehen.“ Nun hatte die Frau im Dorfe etwas zu thun; während der Zeit that Eulenspiegel, was das Kind nicht konnte, auf's Beste, setzte den Kinderstuhl darüber und auf diesen das Kind. Die Frau kam wieder nach Hause und fragte, wer das Kind auf's Stühlchen gesetzt. Eulenspiegel antwortete: „Ich habe es gethan; Ihr sagtet, das Kind könne nicht zu Stuhle gehen, so habe ich's darauf gesetzt.“ Indeß ward die Frau des Geschenkes unter dem Stühlchen gewahr und sagte voller Freude: „Sehet da! das hat dem Kinde im Leibe gebrochen; das habt Dank, daß Ihr dem Kinde geholfen habt!“ Eulenspiegel sagte: „Der Arznei kann ich viel machen mit geringer Mühe!“ Die Frau bat ihn, er möchte ihr die Kunst lehren, sie wolle ihm geben was er begehre. Eulenspiegel sagte, diesmal habe er keine Zeit, aber wenn er wiederkäme, sollte sie's erfahren. Damit nahm er das Geld, das ihm die Frau aus Dankbarkeit in die Hand drückte, setzte sich auf sein Pferd und ritt lachend von dannen.

Wie Eulenspiegel die Kranken in einem Spital auf einen Tag ohne Arznei gesund machte.

Auf eine Zeit kam Eulenspiegel nach Nürnberg und schlug große Briefe an die Kirchthüren; darinnen gab er sich für einen berühmten Arzt in allen Krankheiten aus. Nun waren eben viele Kranke in dem neuen Spital, und der Spitalmeister wäre gern eines Theiles derselben losgewesen und hätte ihnen ihre Gesundheit herzlich gegönnt. Der Spitalmeister ging also zu Eulenspiegel, dem Arzt, und fragte ihn wegen seiner Briefe, die er angeschlagen hätte, ob er den Kranken auch wirklich also helfen könnte? Eulenspiegel sprach: „Ja, wenn er ihm zweihundert Gulden geben wollte.“ Der Spitalmeister sagte ihm das zu, sofern er den Kranken hülfe; und Eulenspiegel willigte darein, daß, wo er die Kranken nicht gesund machte, so sollte er

er ihm nicht einen Pfennig geben. Das gefiel dem Spitalmeister wohl und er gab ihm zwanzig Gulden darauf. Also ging Eulenspiegel in das Spital und nahm zwei Knechte mit sich. Er fragte aber einen jeden einzeln, was ihm fehlte, und beschwur ihn zuletzt, ehe er weiter ging, indem er sagte: „Was ich Dir offenbaren werde, das sollst Du niemand entdecken!“ Ein jeder von den Kranken sagte ihm dies zu, und darauf sagte er zu einem jeden besonders: „Soll ich Euch Kranken zur Gesundheit helfen, so kann es nicht anders geschehen, als daß ich Einen zu Pulver verbrenne und gebe es den Andern zu trinken; welcher also der Kränkste unter Euch ist und am wenigsten gehen kann, den will ich nehmen, damit den Andern geholfen werde. Darum will ich den Spitalmeister vor die Thür des Spitals stellen und

hn mit lauter Stimme rufen lassen: Welcher nicht krank ist, der komme heraus! Das verschlafe Du nicht, denn welcher zuletzt

kommt, der soll zu Pulver gebrannt werden.“ Des andern Morgens sagte Eulenspiegel zu dem Spitalmeister: nun wären alle Kranke genesen, und er solle nur an der Thür rufen, daß alle, welche gesund wären, herauskämen, so würde er sehen, daß Keiner zurückbliebe. Es geschah auch wirklich, daß Alle davonliefen und das Spital ganz leer wurde. Da begehrte Eulenspiegel seinen Lohn, der ihm mit Dank gereicht wurde, und ritt eilends weg. Nach drei Tagen kamen die Kranken alle wieder ins Spital und beklagten sich ihrer Krankheit. Da sprach der Spitalmeister: „Was ist das? ich habe Euch doch erst einen Meister gebracht, der Euch auf die Füße geholfen hat, daß Ihr alle davonlaufen konntet!“ Da entdeckten sie ihm, wie ihnen Eulenspiegel gedroht hätte, welcher der Letzte zur Thür hinaus wäre, den wollte er zu Pulver verbrennen. Da merkte der Spitalmeister, daß er betrogen war; der Arzt aber war weg, die Kranken blieben im Spital, und das Geld war verloren.

Wie Eulenspiegel Brot kauft nach dem Sprüchwort: Wer Brot hat, dem gibt man Brot.

Treue gibt Brot. Nachdem nun Eulenspiegel als Doctor seine Streiche gemacht, kam er nach Halberstadt, ging auf dem Markte herum und sah, daß es kalt und Winter war. Er dachte, der Winter ist kalt und hart, dazu weht der Wind stark und du hast oft gehört: wer Brot hat, dem gibt man Brot. Hiernach kaufte er für zwei Schillinge Brot, borgte einen Tisch, setzte ihn vor den Dom zu St. Stephan und hielt seine Gaukelei so lange, bis ein Hund kam, der ein Brot vom Tische nahm und dem Domhof zulief. Als Eulenspiegel dem Hunde nachlief, kam eine Sau mit zehn jungen Ferklein und stieß den Tisch um; da nahm jegliches Schwein ein Brot und lief damit weg. Da lachte Eulenspiegel und sprach: „Nun sehe ich, daß die Worte falsch sind: Wer Brot habe, dem gebe man Brot. Das meinige wird mir genommen!“ Er zog deswegen von Halberstadt nach Braunschweig.

Wie sich Eulenspiegel zu Braunschweig an einen Brotbäcker verdingt und Eulen und Meerkatzen bäckt.

Da nun Eulenspiegel nach Braunschweig in die Bäckerherberge kam, wohnte ein Bäcker nahe dabei, der rief ihn in sein Haus und fragte ihn, was er für ein Gesell wäre. Er sprach: „Ich bin ein Bäckersknecht.“ Der Bäcker sprach: „Ich habe eben jetzt keinen Knecht, willst Du mir dienen?“ Eulenspiegel sagte: „Ja.“ Als er nun zwei Tage bei ihm gewesen war, hieß ihn der Bäcker auf den Abend backen, denn er könne ihm nicht helfen, bis auf den Morgen. Eulenspiegel sprach: „Was soll ich aber backen?“ Der Bäcker war ein lustiger Kopf und sprach: „Du bist ein Bäckersknecht und fragst, was Du backen sollst? Was bäckt man denn? Eulen und Meerkatzen?“ Da ging Eulenspiegel in die Backstube und machte aus dem Teige lauter Eulen und Meerkatzen. Da der Meister des Morgens aufstand, ihm zu helfen, findet er weder Semmel, noch Wecken, sondern lauter Eulen und Meerkatzen; da wurde der Meister zornig und sprach: „Was hast Du gebacken?“ Eulenspiegel sprach: „Was Ihr mich geheißen habt.“ Der Brotbäcker sprach: „Was soll ich mit dem Narren thun? solches Brot nützt niemand etwas!“ ergriff ihn beim Halse und sprach: „Bezahle mir den Teig!“ Eulenspiegel sagte: „Ja, wenn ich den Teig bezahle, soll dann die Waare mein sein?“ Der Meister sprach: „Was frage ich nach solcher Waare!“ Da bezahlte Eulenspiegel dem Bäcker den Teig, nahm die gebackenen Eulen und Meerkatzen in einen Korb, trug sie in die Herberge zum wilden Mann und dachte bei sich selber: „Du hast oft gehört, man könne nichts so seltsames gen Braunschweig bringen, man löse Geld daraus!“ — Es war aber an der Zeit, da es just St. Nicolausabend war. Da stand Eulenspiegel vor der Kirche mit seiner Waare und verkaufte die Eulen und Meerkatzen alle, und löste viel mehr Geld daraus, als er dem Bäcker für den Teig

gegeben hatte. Das wurde dem Bäcker kund gethan. Den verdroß es, und er lief zur St. Nicolauskirche und wollte die Kosten oder den Bäckerlohn für die Waare von ihm abfordern. Aber Eulenspiegel war schon weg mit dem Gelde, und der Bäcker hatte das Nachsehen.

Von Eulenspiegels Grundsätzen.

Eulenspiegel war allezeit gern in Gesellschaft, und so lange er lebte, meidete er dreierlei Sachen. Erstlich ritt er kein graues, sondern allezeit ein falbes Pferd, wegen des Gespöttes. Zweitens wollte er nicht bleiben, wo Kinder waren; denn man achtete der Kinder mehr, als seiner. Drittens: wo ein alter, wilder Wirth war, bei dem war er nicht gern zur Herberge; denn ein alter, wilder Wirth achtete nicht, was an Eulenspiegel Gutes war. Auch war alle Morgen dies sein Gebet: Gott wolle ihn behüten vor gesunden Speisen, großem Glück und starkem Tranke. „Denn, sagte er, gesunde Speisen sind in der Apotheke; wer sie aber braucht, der ist krank; von großem Glück hat zu sagen, wer nicht da steht, wo der Stein hintrifft, der vom Dache fällt; solch Glück mag ich missen. Der starke Trank endlich ist das Wasser, denn es treibt große Mühlräder um; davon trinkt sich einer wohl leichtlich den Tod.“ — Wenn Eulenspiegel auf seinen Wanderungen bergab ging, so seufzte er und beklagte sich; „denn, sagte er, nun muß ich demnächst wieder bergauf steigen.“ Wenn es aber bergan ging, dann war er lustigen Muthes, lachte und sprach: „Ei wie leicht wird es gehen, wenn ich diesen Berg wieder hinunter steige!“

Wie Eulenspiegel sich zu dem Grafen von Anhalt als Thurmwart verdingt. Wenn Feinde kamen, so blies er sie nicht an, wenn aber kein Feind da war, so blies er.

Nicht lange darnach kam Eulenspiegel zu dem Grafen von Anhalt; bei dem verdingte er sich als Thurmwart. Derselbe

Graf lebte damals mit seinen Nachbarn in Feindschaft, also daß er Reiter und Fußvolk hielt, die alle Tage gespeist werden mußten. Eulenspiegel wurde auf dem Thurme vergessen, so daß ihm keine Speise gebracht wurde. Denselben Tag kam es dazu, daß des Grafen Feinde gegen das Städtlein oder Schloß rennten, die Kühe davon nahmen und alle wegtrieben. Eulenspiegel aber lag auf dem Thurme, sah durchs Fenster und machte kein Geschrei, weder mit Blasen, noch Rufen. Das kam vor den Grafen, und er lief mit einigen von seinem Gesinde hinaus und sah, wie Eulenspiegel am Fenster lag und lachte. Da rief ihm der Graf zu und sagte: „Warum liegst Du am Fenster und bist so still?“ Eulenspiegel antwortete: „Vor dem Essen rief ich, aber ich thue es nicht gern.“ Der Graf rief ihm wieder: „Willst Du nicht die Feinde anblasen?“ Eulenspiegel antwortete: „Ich habe nicht nöthig, Feinde heranzublasen; das Feld ist so schon ganz voll von Feinden.“ — „Wohlan, es ist gut!“ sprach der Graf, eilte den Feinden nach und kämpfte mit ihnen. Eulenspiegel wurde nach wie vor mit seiner Speise vergessen. Da traf sichs, daß der Graf den Feinden viel Speise abgejagt hatte, dessen wohl zufrieden war und für sich und die Soldaten wieder sieden und braten ließ. Eulenspiegel auf dem Thurme hätte auch gern etwas gehabt. Da es nun Essenszeit war, fing er an zu rufen und zu blasen: „Feindio!“ Der Graf lief eilends von dem Tische mit den Seinigen, legte Harnisch an, nahm Waffen in die Hände und eilte zum Thor hinaus ins Feld. Er sah sich aber vergebens nach den Feinden um. Unterdessen lief Eulenspiegel behend vom Thurme, kam über des Grafen Tisch, nahm von der Tafel Gesottenes und Gebratenes, was ihm beliebte, und ging wieder auf den Thurm. Als nun der Graf und seine Leute wieder zurückkamen und keinen Feind verspürt hatten, sprachen sie zusammen: „Das hat uns der Thurmwart zum Tort gethan!“ Der Graf rief Eulenspiegel und sprach:

„Warum hast Du den Feind angeblasen, und ist keiner dagewesen!“ Eulenspiegel sprach: „Da keine Feinde vorhanden waren, so mußte ich etliche heranblasen.“ Der Graf sprach: „Du gehst mit Bosheit um; wenn Feinde da sind, so willst Du sie nicht anblasen, und wenn kein Feind da ist, so bläsest Du Feinde an; das dürfte wohl Verrätherei sein.“ Damit setzte er ihn ab und machte einen Andern zum Thurmwart. Nun mußte Eulenspiegel zu Fuß dienen. Das verdroß ihn, und er wäre gern des Dienstes los gewesen, konnte aber nicht mit Manier fortkommen; deswegen war er ihnen, wo er konnte, hinderlich. Wenn sie gegen den Feind auszogen, war er immer der Letzte, beim Zurückkehren aber der Erste am Thore. Da sprach der Graf zu ihm: wie er das verstehen sollte, daß er im Auszug wider die Feinde allezeit der Letzte, und im Rückzuge der Erste wäre? Eulenspiegel sprach: „Ihr solltet darum nicht zürnen; denn wenn Ihr und all Euer Hofgesinde aßet, so saß ich auf dem Thurm und mußte das Nachsehen haben. Dadurch bin ich entkräftet worden: wie könnte ich denn der Erste an die Feinde sein? Deswegen mußte ich auch eilen, daß ich der Erste an die Tafel wäre und der Letzte davon, damit ich wieder stark würde; hernach will ich wohl der Erste und der Letzte an den Feinden sein.“ — „Ich höre wohl, sprach der Graf, daß Du lange die Zeit willst halten, die Du auf dem Thurm gesessen.“ Da sprach Eulenspiegel: „Wozu ein jeder Recht hat, das nimmt man ihm gern.“ Der Graf sprach: Du sollst nicht länger mehr mein Diener sein!“ und gab ihm Urlaub; dessen war Eulenspiegel wohl zufrieden.

Wie Eulenspiegel seinem Pferde goldene Eisen aufschlagen ließ.

Eulenspiegel ist ein solcher gewesen, daß seine Frömmigkeit vor manchen Herrn kam und weit und breit gerühmt wurde. Die Fürsten konnten ihn auch wohl leiden und gaben ihm Klei-

der, Pferde, Geld und Kost. Also kam er zum König in Dänemark; der bat ihn, ein wunderseltsames Stück zu zeigen, er wollte ihm dafür sein Pferd beschlagen lassen mit dem allerbesten Hufschlag. Eulenspiegel fragte den König, ob er seinen Worten glauben sollte? Der König sprach: „Ja, wenn er nach seinem Begehre thäte.“ Eulenspiegel ritt mit seinem Pferde zum Goldschmied und ließ es mit goldenen Hufeisen und silbernen Nägeln beschlagen, und ging danach zum König und fragte: ob er ihm den Hufschlag bezahlen wollte? Der König sagte: „Ja,“ und befahl seinem Stallmeister, daß er ihm den Hufschlag bezahlen sollte. Der Stallmeister meinte, es wäre ein gewöhnlicher Hufschmied; Eulenspiegel aber führte ihn zum Goldschmied, der forderte hundert dänische Mark. Der Stallmeister wollte das nicht bezahlen, sondern sagte solches dem Könige. Der König ließ Eulenspiegel holen und sagte zu ihm: „Eulenspiegel! was für einen theuern Hufschlag hast Du machen lassen? Wenn ich alle meine Pferde so beschlagen ließe, müßte ich bald Land und Leute verkaufen!“ Eulenspiegel sprach: „Gnädiger Herr König! Ihr sagtet ja, es sollte der beste Hufschlag sein, und diesen Euren Worten habe ich gefolgt.“ Der König sprach: „Du bist mein allerliebster Hofdiener, Du thust doch, was ich Dich heiße!“ lachte und bezahlte die hundert Mark. Da ließ Eulenspiegel die goldenen Eisen wieder abbrechen, sein Pferd mit andern Eisen beschlagen und blieb bei dem Könige bis an dessen Ende.

Wie Eulenspiegeln das Herzogthum Lüneburg verboten wurde.

Bei Zelle, in dem Lande Lüneburg, verübte Eulenspiegel eine gewaltige Bosheit, so daß ihm der Herzog von Lüneburg das Land verbot, und wenn er darin ergriffen würde, sollte man ihn fangen und henken. Eulenspiegel wollte das Land nicht räu-

men, und wann ihn der Weg durch dasselbe führte, reiste er nichts desto weniger durch. Es begab sich aber auf eine Zeit, daß er durch das Lüneburgsche reiste, da begegnete ihm der Herzog selbst. Er dachte: wenn du fliehst, so übereilen sie dich mit ihren Gäulen und stechen dich vom Pferde herunter, oder der Herzog kommt in Zorn und läßt dich an den nächsten Baum henken. Er bedachte sich also eines kurzen Raths, stieg von seinem Pferd ab, schnitt ihm gleich den Bauch auf, schüttelte das Eingeweide heraus und stellte sich in den offenen Leib des Thieres. Da nun der Herzog und seine Reiter an ihn herangeritten kamen, und sahen den Eulenspiegel in seines Pferdes Bauch stehen, sprach ein Diener: „Sehet, Herr! da steht Eulenspiegel in seines Pferdes Haut!“ Der Fürst ritt zu ihm und sprach: „Bist Du da? Weißt Du nicht, daß ich Dir mein Land verboten habe, und wenn ich Dich darin finde, so wolle ich Dich an einen Baum henken lassen?“ Da sprach Eulenspiegel: „Gnädigster Fürst und Herr! ich hoffe, Ihr werdet mich des Lebens begnadigen, weil ich nichts gethan, das des Hängens werth ist.“ Der Herzog sprach: „Komm her zu mir und sag mir Deine Unschuld; oder was willst Du damit sagen, daß Du so in Deines Pferdes Haut stehst?“ Eulenspiegel sprach: „Gnädiger und Hochgeborner Fürst! Ich fürchtete mich vor Eurer Ungnade so sehr, daß ich nicht anders konnte, als mich zwischen meine eignen vier Pfähle zu begeben, darin ich nach dem alten Herkommen sicher zu sein glaubte.“ Da lachte der Herzog und sprach: „Willst Du nun aber hinfort aus meinem Lande bleiben?“ Eulenspiegel sprach: „Gnädiger Herr! wie Euer Fürstliche Gnaden befehlen.“ Der Herzog ritt von ihm weg und sprach: „Bleib, wie Du bist!“ Da sprang Eulenspiegel eilends aus der Haut und sagte: „Hab Dank, liebes Pferd! Du hast mir geholfen und mir einen gnädigen Herrn gemacht; es ist besser, die Raben fressen Dich, als mich!“ und lief zu Fuße davon.

Wie sich Eulenspiegel von einem Bauer ein eigen Land kaufte.

Darnach kam Eulenspiegel wieder in das Land in ein Dorf und wartete, bis der Herzog wieder gen Zelle reiten wollte. Indeß sah er einen Bauer zu seinem Acker gehen. Da fuhr er mit einem Pferde und einem leeren Karren herbei und fragte den Bauer, weß der Acker wäre? Der Bauer antwortete: „Er ist mein, ich habe ihn ererbt.“ Eulenspiegel sprach: „Was er ihm geben solle für den Karren voll Erde von dem Acker.“ Der Bauer sprach: „Einen Schilling nehme ich dafür.“ Eulenspiegel gab ihm einen Schilling und warf den Karren voll Erde, setzte sich hinein und fuhr nach Zelle. Als nun der Herzog geritten kam, bemerkte er den Eulenspiegel, wie er auf dem Karren in der Erde bis an die Schultern saß. Der Herzog sprach: „Eulenspiegel! hab ich Dir nicht mein Land bei Henken verboten?“ Eulenspiegel sprach: „Gnädiger Herr! ich bin nicht in Eurem Lande, ich sitze in meinem eigenen Lande, das ich von einem Bauer erkauft habe, der sagte mir, es wäre sein Erbtheil.“ Der Herzog sprach: Fahre hin mit Deinem Lande und komme nicht wieder; ich will Dich sonst mit Pferd und Karren henken lassen!“ Darauf sprang Eulenspiegel auf sein Pferd, ritt aus dem Lande und ließ den Karren vor der Burg stehen.

Wie Eulenspiegel für den Landgrafen in Hessen ein Gemälde macht und ihn beredet, wer unehelich wäre, der könne sein Gemälde nicht sehen.

Eulenspiegel trieb auch seltsame Dinge in Hessen. Nachdem er nämlich Sachsen durchwandert hatte und wohl bekannt war, so daß er sich mit seiner Büberei nicht wohl mehr behelfen konnte, ging er nach Hessen und kam gen Marburg an des Herrn Landgrafen Hof. Da fragte ihn der Herr, was er könnte? Er antwortete und sprach: „Gnädiger Herr! ich bin ein Künstler.“ Darüber freute sich der Landgraf, denn er glaubte, er kenne die

Alchimisterei, welcher der Landgraf sehr ergeben war; deswegen fragte er ihn: ob er ein Alchimist wäre? Eulenspiegel sagte: „Nein, gnädiger Herr! ich bin ein Maler, desgleichen in vielen Ländern keiner gefunden wird; denn meine Arbeit übertrifft andere Arbeit weit.“ Der Landgraf sprach: „Lasset uns etwas sehen!“ Eulenspiegel sagte: „Ja, gnädiger Herr!“ und hatte etliche kunstreiche Tücher, die er in Flandern gekauft hatte, die zog er aus seinem Sack und zeigte sie dem Fürsten. Die gefielen dem Herrn wohl, und er sprach zu ihm: „Liebster Meister! was muß ich Euch geben, daß Ihr uns unsern Saal malet, von dem Herkommen der Landgrafen von Hessen, und wie sie sich mit dem Könige von Ungarn und andern Fürsten in Freundschaft und Feindschaft gehalten haben bis auf diese Zeit?“ Eulenspiegel antwortete: dieses würde wohl zweihundert Gulden kosten. Der Landgraf sagte: „Meister, machet es nur gut; wir wollen Euch das wohl bezahlen!“ Eulenspiegel nahm das also an, ließ sich jedoch von dem Landgrafen hundert Gulden darauf geben, damit er Farben kaufen und Gesellen annehmen könnte. Ehe aber Eulenspiegel mit drei Gesellen den Anfang machte, bedingte er sich zuvor, daß ihm Niemand als seine Gesellen während der Arbeit in den Saal kommen sollte, damit er nicht behindert würde. Hierauf wurde Eulenspiegel mit seinen Gesellen einig, daß sie nichts arbeiten dürften, gab ihnen aber doch ihren Lohn und spielte mit ihnen die meiste Zeit im Brett. Wie nun vier Wochen vorbei waren, verlangte der Landgraf zu wissen, was dieser Meister mit seinen Gesellen gemacht habe. Er begehrte deswegen in den Saal zu gehen, um das Gemälde zu besehen. Eulenspiegel sprach: „Gnädiger Herr! Eins aber will ich Euer Gnaden sagen: wer mit hinein geht und nicht recht ehelich geboren ist, der kann mein Gemälde nicht wohl sehen.“ Der Landgraf sprach: „Meister, das wäre ein großes Ding!“ Indem gingen sie in den Saal, da hatte Eulenspiegel ein langes leine-

nes Tuch an die Wand gespannt, wo er malen sollte, und zog das Tuch ein wenig hinter sich, zeigte mit einem weißen Stäblein an die Wand und sprach nun: „Sehet, gnädiger Herr! dieser Mann ist der erste Landgraf von Hessen; der hat zur Fürstin oder Frau gehabt des mildreichen Justinian Tochter, eine Herzogin von Baiern, welcher hernach Kaiser wurde. Sehet zu, gnädiger Herr! von dem wurde geboren Adolphus; Adolphus gebar Wilhelm; Wilhelm aber gebar Ludwig den Frommen, und so fort, bis auf Euer Fürstliche Gnaden. Ich weiß fürwahr! daß Niemand meine Arbeit tadeln kann, so künstlich und von schönen Farben ist sie." Der Landgraf sah anders nichts, denn die weiße Wand, und dachte bei sich selbst: sollte ich denn ein Hurenkind sein? doch sehe ich nichts anders, denn eine weiße Wand. Indeß sprach er um seiner Ehre willen: „Ich bin zufrieden, lieber Meister! doch habe ich nicht Verstandes genug, das zu erkennen!" Damit ging er aus dem Saal. Als nun der Landgraf zu der Fürstin kam, fragte sie ihn: „Ach, gnädiger Herr! was malt doch Euer Maler? und wie gefällt Euch seine Arbeit? Ich habe schlechten Glauben daran, er sieht einem losen Schalk gleich." Der Fürst sprach: „Liebe Frau! mir gefällt seine Arbeit wohl, er thut ganz recht!" — „Gnädiger Herr! sprach sie, können wir es nicht auch besehen?" — „Ja, mit des Meisters Willen;" sagte der Herr. Sie ließ den Eulenspiegel vor sich fordern und begehrte das Gemälde zu sehen. Eulenspiegel sagte zu ihr, wie zum Fürsten: „Wer nicht ehelich geboren, der könne seine Arbeit nicht sehen." Da ging sie mit acht Jungfrauen und einer Thörin in den Saal. Eulenspiegel zog das Tuch wieder hinter sich, wie vorher, und erzählte der Gräfin auch das Herkommen der Landgrafen, ein Stück nach dem andern. Aber die Fürstin und ihre Jungfrauen schwiegen alle still, Niemand lobte oder schalt dies Gemälde; ihrer Etlichen war es leid, daß sie unehelich sein sollten von

Vater oder Mutter. Zuletzt hub die Thörin an und sprach: „Liebster Meister, ich sehe doch nichts vom Gemälde, wenn ich gleich ein Hurenkind sein sollte!“ Da dachte Eulenspiegel: das will nicht gut werden; wollen die Thoren die Wahrheit sagen, so muß ich mich wahrlich wundern! und lachte. Da ging die Fürstin hin zu ihrem Herrn, der fragte sie, wie ihr das Gemälde gefiel. Sie antwortete: „Gnädiger Herr! es gefällt mir so wohl als Euer Gnaden; aber unserer Thörin gefällt es nicht; denn sie sagte, sie sähe kein Gemälde und befürchte, es stecke eine Schalkheit dahinter.“ Das ging dem Fürsten zu Herzen; doch ließ er dem Eulenspiegel sagen, daß er sich zurecht mache, denn das ganze Hofgesinde müßte seine Arbeit besehen. Der Fürst glaubte, er werde sehen, wer ehelich oder unehelich unter seiner Ritterschaft wäre. Da ging Eulenspiegel zu seinen Gesellen, gab ihnen den Abschied und forderte noch hundert Gulden von dem Rentmeister, welche er auch empfing, und ging damit davon. Des andern Tages fragte der Fürst nach seinem Maler; der war aber weg. Da ging der Fürst mit all seinem Hofgesinde in den Saal, etwas von dem schönen Gemälde zu sehen; sie sahen aber nichts, sondern schwiegen alle still. Da sprach der Landgraf: „Nun sehen wir wohl, daß wir betrogen sind und haben uns um Eulenspiegel nicht so viel zu bekümmern, als um die zweihundert Gulden, welche wir endlich verschmerzen können. Denn er ist eben ein Schalk und muß darum unser Fürstenthum meiden.“ Also war Eulenspiegel von Marburg entwichen und wollte künftighin mit Malerkünsten nichts mehr zu schaffen haben.

Wie Eulenspiegel zu Prag in Böhmen auf der hohen Schule disputirte und wohl bestand.

Hierauf zog Eulenspiegel nach Prag in Böhmen. Daselbst gab er sich aus für einen großen Magister oder Meister der Ge-

lehrsamkeit, welcher die schwersten Fragen auflösen könnte, so sonst kein anderer Magister zu beantworten vermöge. Er ließ einen Zettel dieses Inhaltes schreiben und schlug ihn an die Kirchthüren und an die Collegien an; das that den Rector verdrießen. Die Doctoren und Magister waren übel daran, gingen zusammen und berathschlagten sich, wie sie dem Eulenspiegel Quästiones aufgeben möchten, die er ihnen nicht solviren könnte; so er denn übel bestände, so könnten sie mit Glimpf an ihn kommen und ihn verschmähen. Solches wurde unter ihnen also verwilligt und zugelassen und ordiniret, daß der Rector die Fragen thun sollte. Darauf ließen sie den Eulenspiegel durch ihre Pedelle bitten, des andern Tages zu erscheinen, um die Fragen, welche sie ihm stellen würden, vor der ganzen Universität zu beantworten, auf daß seine Kunst gerecht erfunden würde, sonst sollte er nicht zugelassen werden. Eulenspiegel antwortete: „Sage Deinen Herrn, ich wolle es thun und hoffe noch als ein frommer Mann zu bestehen, wie ich vorlängst gethan habe!“ Am andern Tage versammelten sich alle Doctoren und Gelehrten. Indem kam Eulenspiegel mit seinem Wirth, etlichen anderen Bürgern und sonst einigen von seinen Gesellen, um eines Ueberfalles willen, der ihm von den Studenten geschehen möchte. Da er nun in ihre Versammlung kam, hießen sie ihn auf den Stuhl steigen und auf die Fragen antworten, die ihm vorgelegt würden. Die erste Frage, die der Rector an ihn that, war, daß er sagen und mit der Wahrheit bewähren sollte: wie viele Tropfen Wassers im Meere wären? Wenn er die Frage nicht auflösen und beantworten könne, so wollten sie ihn als einen ungelehrten Anfechter der Künste verdammen und bestrafen. Auf diese Frage antwortete er behend und sprach: „Würdiger Herr Rector! heißet die andern Wasser still stehen, die von allen Orten in das Meer laufen, so will ich auch das Meer alsbald ausmessen, und Euch mit Wahrheit beweisen, daß meiner Rechnung kein

Tropfen zu viel oder wenig ist.“ Wie nun dem Rector unmöglich fiel, die Wasser aufzuhalten, so mußte er ihn auch des Messens befreien. Der Rector stand schamroth da, holte indeß eine andere Frage vor und sprach: „Sage mir: wie viele Tage sind vergangen von Adams Zeit bis auf diesen Tag?“ Er antwortete kurz: „Nur sieben; und wenn die verlaufen sind, so heben sich andere sieben an und das währt bis zum Ende der Welt.“ Der Rector that die dritte Frage und sprach: „Sage mir alsbald: wo ist die Mitte der Welt?“ Eulenspiegel antwortete: „Das ist hier, genau da wo ich stehe, und wenn Ihr es nicht glaubt, so mögt Ihr es ausmessen mit einer Schnur. Wo es nur um einen Strohhalm fehlt, so will ich Unrecht haben.“ Die vierte Frage: „Sage: wie weit ists von der Erde bis zum Himmel?“ Eulenspiegel antwortete: „Wenn man auf der Erde redet, kann mans im Himmel noch wohl hören. Steigt Ihr hinauf, so will ich hier laut rufen, daß Ihrs im Himmel hören sollt, und hört Ihr es nicht, so will ich auch Unrecht haben.“ Der Rector wurde dessen müde und that die fünfte Frage: wie groß der Himmel wäre? Eulenspiegel antwortete ihm bald: „Er ist tausend Klafter weit und tausend Ellen hoch, das kann mir nicht fehlen. Wollet Ihr es nicht glauben, so nehmet Sonne und Mond und alles Gestirn vom Himmel und übermesset ihn recht, so findet Ihr, daß ich Recht habe.“ Weiter konnten sie nichts machen. Eulensp egel war ihnen allen zu listig, deswegen bedauerten sie, daß sie ihn nicht fangen konnten. Er aber zog seinen langen Rock aus, wanderte weiter und kam gen Erfurt.

Wie Eulenspiegel zu Erfurt einen Esel lesen lehrte.

Als er nach Erfurt kam, allwo eine berühmte Universität ist, schlug der listige Eulenspiegel seine Briefe auch an, und die Magistri der Universität hatten viel von seiner List gehört. Sie gingen zu Rath, was sie ihm aufgeben möchten, damit sie nicht

wie die in Prag mit Schanden beſtänden. Nun wurden ſie einig, daß ſie zu Eulenſpiegel einen Eſel in die Lehre thun wollten, weil ſie deren viele hatten. Sie fragten den Eulenſpiegel und ſprachen: „Meiſter! Ihr habt künſtliche Briefe angeſchlagen, wie Ihr eine jegliche Creatur wollt lehren ſchreiben und leſen, darauf ſind die Herren der Univerſität allhier einig und wollen bei Euch einen Eſel in die Lehre thun: getraut Ihr Euch, denſelben zu lehren?“ Er ſprach: „Ja; aber ich muß Zeit dazu haben, weil es ein unvernünftiges Thier iſt.“ Sie wurden alſo mit ihm einig auf zwanzig Jahr. Eulenſpiegel dachte: Unſer ſind drei; ſtirbt der Rector, ſo bin ich frei; ſterb ich, wer will mich mahnen? ſtirbt mein Schüler, der Eſel, ſo bin ich auch ledig; nahm es alſo an und bedung ſich ein Lehrgeld von fünfhundert alter Schock, davon ſie ihm einen Theil voraus geben mußten. Da nahm Eulenſpiegel den Eſel und führte ihn in ſeine Herberge. Daſelbſt beſtellte er einen eigenen Stall für ſeinen Schüler. Danach nahm er ein altes Buch und legte es dem Eſel in die Krippe. Eulenſpiegel hatte aber zwiſchen je zwei Blätter Hafer geſtreut, und als dies der Eſel gewahr worden, warf er die Blätter mit der Zunge herum und ſuchte den Hafer. Wenn er aber keinen mehr fand, rief er! „I A! I A!“ Als Eulenſpiegel dieſes hörte, ging er zum Rector und ſprach: „Herr Rector! wann wollt Ihr einmal ſehen, was mein Schüler macht?“ Der Rector fragte: „Nimmt er Eure Lehre an?“ Eulenſpiegel ſprach: „Er iſt von ſehr grober Art und übel zu lehren; doch habe ich ihn durch meinen Fleiß dahin gebracht, daß er etliche Buchſtaben und ſonderlich einige Vocale nennen kann; iſt es Euch gelegen, ſo geht mit mir, ſolches zu hören.“ Der gute Schüler hatte bis Nachmittag gefaſtet. Als nun Eulenſpiegel mit dem Rector und etlichen Magiſtris kam, legte er ſeinem Schüler ein Buch vor. Sobald der Eſel das Buch in der Krippe fand, warf er die Blätter hin und her, den Hafer zu ſuchen; als er aber

nichts fand, fing er an mit lauter Stimme zu schreien: „J A! J A!“ Da sprach Eulenspiegel: „Liebe Herren! hört die zwei Vocale J A, die kann er bis jetzt; ich hoffe, er soll noch gut werden.“ Bald danach starb der Rector; da verließ Eulenspiegel seinen Schüler, zog mit seinem Geld, so er darauf empfangen hatte, hin und dachte: was würde das für Fleiß brauchen, wenn Du alle Esel zu Erfurt klug machen solltest! und ließ es bleiben.

Wie Eulenspiegel zu Nugenstädt in dem Lande Thüringen den Frauen die Pelze wusch.

Eulenspiegel kam in das Land Thüringen, in das Dorf Nugenstädt und bat um eine Herberge. Da fragte ihn die Wirthin, was er für ein Gesell wäre? Eulenspiegel sprach: „Ich bin nicht ein Handwerksgesell, sondern pflege die Wahrheit zu

sagen.“ Die Wirthin sprach: „Einen solchen beherberge ich gern.“ Als aber Eulenspiegel sich umsah, bemerkte er, daß die Wirthin schielte, und sprach: „Schielt Frau, schielt Frau, wo soll ich hinsitzen? und wo lege ich meinen Stab und Sack hin?“ „Ach, daß Dir nimmermehr Gutes geschehe! sprach die Wirthin; es hat mir mein Lebtag Niemand vorgeworfen, daß ich schiele.“ Eulenspiegel sprach: „Liebe Frau! soll ich allezeit die Wahrheit sagen, so kann ich das nicht verschweigen.“ Die Wirthin war zufrieden und lachte darüber. Als nun Eulenspiegel die Nacht da verblieb, kam er mit der Wirthin zur Rede, wie er alte Pelze waschen könne, daß sie wie neu würden. Das gefiel der Frau wohl und sie bat ihn, daß er die Pelze waschen sollte; sie wollte es ihren Nachbarinnen sagen, daß sie alle ihre Pelze auch brächten, damit er sie wasche. Eulenspiegel sprach: „Ja gern.“ Die Frau lief zu ihren Nachbarinnen und alle brachten ihre Pelze. Als dies geschehen war, forderte Eulenspiegel Milch, darin wollte er die Pelze waschen. Die Frauen freuten sich im Voraus auf die neuen Pelze und holten alle Milch, die sie in den Häusern hatten. Eulenspiegel setzte zwei Kessel mit der Milch zu dem Feuer, legte die Pelze hinein und ließ sie kochen. Als ihm nun däuchte, die Pelze würden genug gekocht haben, sprach er zu den Frauen: „Ihr müßt mir junges, weißes Lindenholz bringen; streift das ab, und sobald Ihr wiederkommt, will ich die Pelze heraus heben, denn sie sind alsdann genug gekocht und will sie auswaschen; dazu aber muß ich das Holz haben.“ Die Weiber gingen willig nach dem Holz und ihre Kinder liefen neben ihnen her, sprangen und sangen: „O ho! gute neue Pelze.“ Eulenspiegel stand und sprach: „Ja wartet, die Pelze sind noch nicht recht.“ Als sie nun in dem Holze waren, schürte Eulenspiegel das Feuer noch einmal an, ließ die Pelze stehen und ging aus dem Dorfe hinweg. Er soll noch wieder kommen und Pelze waschen. Als die Frauen zurück kamen,

zankten sie mit einander, denn Jede wollte ihren Pelz zuerst aus dem Kessel haben; wie sie aber nachsahen, waren alle Pelze so verbrüht, daß sie auseinander fielen. Eulenspiegel aber war froh, daß er mit Manier weg war.

Wie Eulenspiegel mit einem Todtenkopfe herumzog und, denselben für ein großes Heiligthum ausgebend, viel Geld gewann.

Es hatte sich Eulenspiegel in allen Ländern seiner Bosheit wegen bekannt gemacht; und wo er einmal gewesen war, da war er nicht wieder willkommen, es wäre denn, daß er sich verkleidet gehabt hätte, so daß man ihn nicht kannte. Er hätte bei seinem Müssiggange in der Welt nimmermehr ein Fortkommen auf ehrliche Art gefunden; doch mit Gaukelspiel hatte er sich allzeit Geld genug gewonnen und war von Jugend auf guter Dinge gewesen. Da nun aber seine Schalkheit überall bekannt war, so begann seine Nahrung hinter sich zu gehen, und er wußte fast nicht mehr, was er treiben sollte, um ohne zu arbeiten Geld zu bekommen. Er nahm sich endlich vor, sich für einen Stationirer oder solchen auszugeben, der mit Heiligthümern im Lande herum wanderte. Zu dem Ende verkleidete er sich in das Gewand eines Priesters, nahm einen Todtenkopf und ließ ihn in Silber fassen. So kam er in das Land Pommern, allwo sich die Priester damals mehr an das Saufen, als an das Predigen hielten. Wenn nun in einem Dorf Kirchweih, Hochzeit oder eine andere Versammlung war, so machte sich Eulenspiegel zu dem Pfarrer und bat ihn, daß er ihn predigen und den Bauern sein Heiligthum verkündigen ließe, womit er sie bestreichen wollte wider allerlei leibliche Gebrechen. Was er dafür an Opfer von den Bauern bekäme, das wollte er mit dem Priester theilen. Der ungelehrte Pfaff war wohl damit zufrieden, in der Hoffnung, Geld zu bekommen. Wenn nun das meiste Volk in der Kirche war, stieg Eulenspiegel auf den Predigtstuhl, sagte ihnen aller-

lei ungereimtes Zeug von alten und neuen Dingen und sprach sonderlich auch von dem Haupte Brandonis, der ein heiliger Mann gewesen wäre. Solches Haupt führe er bei sich und heile damit allerlei Krankheiten. Auch sammle er Almosen zum Bau einer Kirche des heiligen Brandonis, und wer wolle, möge beisteuern dazu. Er warne aber sonderlich die Weiber im Voraus: welche eine Ehebrecherin wäre, die möge ja nicht zum Opfer kommen, denn von einer solchen nähme er nichts an. Hierauf reichte er den Leuten das Haupt zu küssen, welches er vielleicht irgendwo unter einem Galgen aufgelesen hatte, gab den Bauern und Bäuerinnen den Segen und ging von der Kanzel. Zuletzt stand er vor dem Altar, fing an zu singen und mit den Schellen zu klingen. Da drängten sich die bösen Weiber sammt den guten mit ihrem Opfer zu dem Altar, und die, welche in einem bösen Gerücht standen, die wollten die ersten sein mit ihrem Opfer. Eine jegliche gedachte auf diese Art zu beweisen, daß sie keine Ehebrecherin sei, und Eulenspiegel nahm das Opfer von guten und bösen Weibern und verschmähete niemand. Die einfältigen Frauen glaubten fest an seine listige und schalkhafte Sache und meinten, welche Frau sitzen bliebe, die hätte kein gutes Gewissen. Wenn eine Frau kein Geld hatte, die opferte einen goldenen Ring und hatte immer eine Achtung auf die andere, ob sie auch opferte. Die, mit denen es nicht richtig war, brachten die größten Gaben, damit sie Eulenspiegel ja nicht zurückweise, und meinten sich damit vor aller Welt Augen ganz rein zu waschen. Es waren auch viele, die zwei oder dreimal opferten, damit es das Volk ja sehen möchte. Eulenspiegel bekam also die schönsten Opfer, die jemals gebracht worden, und gebot ihnen bei dem Bann, mit keiner Schalkheit mehr umzugehen, denn sie wären nunmehr ihrer Sünde ganz frei. Darauf wurden die Frauen allenthalben fromm, und er passirte gleichfalls für einen frommen Prediger. So wußte Eulenspiegel die Bosheit zu practiciren.

Wie Eulenspiegel machte, daß die Schaarwächter zu Nürnberg in das Wasser, die Pegnitz genannt, fielen.

Als Eulenspiegel mit seinem Heiligthum weit umher gezogen war und die Leute vielfältig betrogen hatte, kam er nach Nürnberg und wollte daselbst sein Geld verzehren, das er mit dem Heiligthume gewonnen hatte. Da er nun ein Zeitlang da gewesen war und alle Wege und Stege genugsam kennen gelernt hatte, konnte er's nicht länger lassen, sondern mußte eine Schalkheit begehen. Er hatte aber gesehen, daß Abends die Schaarwächter in einem Keller unter dem Rathhause zusammenkamen. Eulenspiegel nahm die Gelegenheit wohl in Acht, sonderlich einen Steg, über welchen man gehn mußte, um von dem Rathhause nach dem Sauhofe zu kommen. Eulenspiegel wartete mit seiner Schalkheit, bis die Leute schlafen gegangen waren; und als es ganz still war, brach er von dem Steg drei Bretter ab und warf sie in die Pegnitz, ging vor das Rathhaus, begann ein mörderisches Geschrei und hieb dazu mit einem beschlagnen Stock auf das Pflaster, daß das Feuer danach sprang. Als das die Wächter hörten, fuhren sie auf und liefen ihm nach. Eulenspiegel nahm die Flucht nach dem Saumarkt hin und kam mit Noth ihnen vor, über den Steg, wo er die Dielen abgeworfen hatte. Nachdem er glücklich über die Luke im Stege gesprungen war, rief er mit lauter Stimme: „Ho, ho! wo bleibt Ihr, Ihr verzagten Böswichter?" Als das die Wächter hörten, liefen sie ihm eilends nach; ein jeder wollte der Erste sein. Also fiel Einer nach dem Andern in die Pegnitz, und dabei war die Lücke des Stegs so enge, daß sie sich noch beim Herunterpurzeln hüben und drüben die Köpfe zerschlugen. „Ho, ho! rief Eulenspiegel, laufet Ihr noch nicht? morgen eilet mir mehr nach!" Da fiel Einer ein Bein entzwei, der Andere einen Arm, der Dritte ein Loch in den Kopf, und Keiner kam ohne Schaden davon. Als er nun diese Schalkheit vollbracht hatte, blieb er nicht mehr zu Nürn-

berg, sondern machte sich hinweg; denn er befürchtete, daß ihm, wo es herauskäme, von den Herren in Nürnberg ein öffentlicher Schimpf angethan werden möchte.

Wie Eulenspiegel zu Bamberg um Geld aß.

Mit List verdiente Eulenspiegel auch einmal Geld zu Bamberg. Als er von Nürnberg kam und hungrig war, traf er in einem Wirthshaus zu Bamberg eine gar fröhliche Wirthin an, die hieß Königin, und bewillkommte ihn, denn sie sah an seinen Kleidern, daß er gar ein seltener Gast sein müßte. Da man nun zu Morgen essen sollte, fragte die Wirthin, was ihm beliebte? Eulenspiegel antwortete: Er wäre ein armer Gesell, und bat sie, daß sie ihm um Gottes Willen etwas wollte zu essen geben. Die Wirthin sprach: „Freund, in den Fleischbänken gibt man mir nichts umsonst! ich muß das Essen selbst theuer bezahlen.“ Eulenspiegel sprach: „Ach Frau! So will ich meinetwegen um Geld essen und trinken.“ Die Frau sprach: „An dem Herrentisch um vier und zwanzig Pfennig und an der nächsten Tafel daneben für achtzehn Pfennig, und bei dem Hausgesinde um zwölf Pfennig.“ Eulenspiegel war getrost, sagte: „Das mehrere Geld dient mir am besten;“ und setzte sich darauf an die Herrentafel. Nachdem er aber den Bauch mit Essen und Trinken angefüllt hatte, bat er die Wirthin, ihn abzufertigen, weil er Armuths halber weiter wandern müßte. „Lieber Gast, sprach die Wirthin, gebt für die Mahlzeit vier und zwanzig Pfennig, dann könnt Ihr in Gottes Namen reisen.“ — „Nicht also, Frau Wirthin! sprach Eulenspiegel, sondern Ihr seid mir vier und zwanzig Pfennige schuldig, wie Ihr mir versprochen habt. Es ist mir schwer angekommen, bis ich das Geld verdiente. Ich aß, daß mir der Schweiß ausbrach, und das einzig um die vier und zwanzig Pfennige!“ Die Wirthin sprach: „Ziehe hin, lieber Gast! das sei Dir geschenkt, komme aber nicht wieder.“

Wie Eulenspiegel gen Rom kam, den Papst zu sehen, und hundert Ducaten verdiente.

Eulenspiegel gedachte einstmals des Sprüchwortes: Wandere gen Rom, frommer Mann; und komme herwieder Requiam! Deswegen zog er gen Rom, mit List seine Schalkheit daselbst auch zu versuchen, und kam in eine Herberge zu einer Wirthin, die fragte: von wannen er wäre, und was er zu Rom zu verrichten hätte? Es wäre eine Sache, sprach Eulenspiegel, derenwegen er gern mit dem Papste reden wollte. „Lieber Freund! antwortete die Wirthin, ich bin hier geboren und erzogen und habe noch nie mit ihm reden können; wie wollt Ihr es denn zuwege bringen? ich gäbe noch hundert Ducaten darum, wenn ich mit ihm in ein Gespräch kommen könnte.“ — „Liebe Wirthin! sprach Eulenspiegel, wenn Ihr mit ihm geredet hättet, wolltet Ihr mir auch die hundert Ducaten geben?“ Die Frau versprach ihm die hundert Ducaten, wo er das vermöchte; sie meinte aber, es wäre ihm unmöglich, mit dem Papste zu reden. Weil aber der Papst alle vier Wochen eine Messe in der Capelle, genannt Jerusalem, zu St. Johann Lateran, lesen muß, wartete Eulenspiegel die Zeit ab und dann drängte er sich mit in die Capelle und so nah als möglich zum Papste. Während nun die Messe gelesen wurde und alles Volk auf die Knie fiel, blieb er allein stehen, und wenn das Sakrament aufgehoben oder der Segen gegeben wurde, kehrte Eulenspiegel den Rücken gegen den Altar. Das wurde nach dem Ausgange der Messe dem Papst angezeigt und dieser schickte alsbald nach Eulenspiegel. Da er erschien, fragte ihn der Papst, ob er ein Christ wäre? Eulenspiegel antwortete demüthig: „Ja!“ Weiter fragte ihn der Papst: „Weß Glaubens?“ Eulenspiegel sprach: er hätte den Glauben, den seine Wirthin hätte, und nannte sie mit Namen. Die Frau wurde vor den Papst gefordert und von ihm gefragt, weß Glaubens sie wäre? Die Wir-

thin antwortete: sie hätte den Christenglauben und glaube Alles, was ihr die christliche Kirche gebiete und verbiete. Eulenspiegel, der dabei stand, hielt sich äußerlich in großer Andacht und sagte: „Allergnädigster Vater! diesen rechten Glauben habe ich auch." — „Warum kehrst Du denn, sprach der Papst, den Rücken gegen den Altar während der Messe?" Eulenspiegel antwortete: „Weil ich ein armer Sünder bin und mich nicht für würdig halte, die Sacramente zu sehen." Auf diese Rede entließ der Papst den Eulenspiegel und sagte ihm, er solle Buße thun. Eulenspiegel aber ging in seine Herberge und begehrte die hundert Ducaten, die ihm mußten gegeben werden. Aber Eulenspiegel blieb ein Schalk nach wie vor und war von der Wallfahrt nach Rom nicht viel frömmer geworden.

Wie Eulenspiegel zu Quedlinburg Hühner kaufte und der Bäuerin ihren eigenen Hahn zum Pfande ließ für das Geld.

Die Leute waren vor Zeiten lange nicht so gewitzigt wie jetzt, sonderlich die Bauersleute. Denn einstmals kam Eulenspiegel nach Quedlinburg, da war zu der Zeit Markt. Eulenspiegel hatte nicht genug Zehrung; denn wie er sein Geld gewann, so ging es wieder weg, und dachte nach, wie er wieder Zehrung bekommen möchte. Eine Bäuerin saß da zu Markt und hatte einen Korb voll Hühner mit einem Hahne feil. Eulenspiegel fragte, was das Paar gelten sollte? Sie antwortete ihm: „Das Paar um zwei Stephans-Groschen." Eulenspiegel sagte: „Wollt Ihr sie nicht wohlfeiler geben?" Sie sprach: „Nein." Eulenspiegel nahm nun die Hühner mit dem Korb und ging dem Burgthore zu; da lief ihm die Frau nach und sprach: „Kaufmann! wie soll ich das verstehen? willst Du mir die Hühner nicht bezahlen?" Eulenspiegel sprach: „Ja, ich bin der Aebtissin Schreiber." — „Darnach frage ich nicht! sagte die Frau: willst Du die Hühner haben, so bezahle sie; ich habe bei der Aebtissin

eben nichts zu schaffen. Mein Vater hat mich gelehrt, ich solle denen nichts borgen, welche vornehm sind.“ Eulenspiegel sprach: „Frau! Ihr seid von kleinem Glauben; damit Ihr aber besser versichert seid, will ich Euch diesen Hahn zum Unterpfande geben, bis ich Euch den Korb und das Geld bringe.“ Die gute Frau nahm ihren Hahn zum Pfand, aber wurde betrogen, denn Eulenspiegel ließ sich nicht wieder sehen.

Wie Eulenspiegel dem Pfarrer zu Riesenburg mit einer falschen Beichte sein Pferd abschwatzte.

Eulenspiegel ließ sich böse Schwänke auszuüben nicht verdrießen. Nun war damals in dem Dorfe Riesenburg ein Pfarrer, der hatte eine schöne Kellnerin und dazu ein kleines sauberes Pferd, welche er beide liebte, sowohl das Pferd als die Kellnerin. Eines Tages kam der Herzog von Braunschweig nach Riesenburg und ließ den Pfarrer durch besondere Leute ersuchen, er möchte ihm doch das Pferd zukommen lassen, er wolle ihm dafür geben, was er begehre. Der Pfarrer schlug es aber dem Fürsten ab, und mit Gewalt durfte es dieser nicht nehmen lassen. Eulenspiegel war aber auch nach Riesenburg gekommen und verstand den Handel wohl. Er sprach daher zum Fürsten: „Gnädiger Herr! was wollt Ihr mir schenken, wenn ich das Pferd von dem Pfaffen bringe?“ — „Kannst Du das thun, sagte der Herzog, so will ich Dir den Rock geben, den ich habe.“ Der Rock war von rothem Sammt mit Perlen gestickt. Das nahm Eulenspiegel an, und ritt von Wolfenbüttel in das Dorf, zu dem Pfarrer in die Herberge; denn er war wohl bekannt in dem Pfarrhaus, weil er schon mehrmals dort gewesen war. Nach drei Tagen stellte er sich, als ob er krank wäre, lechzte laut und legte sich nieder. Dem Pfaffen und seiner Magd war es leid, und sie wußten keinen Rath. Zuletzt wurde Eulenspiegel so krank, daß ihn der Pfaff ermahnte, er solle beichten.

Eulenspiegel war sehr dazu geneigt, und bat nur, ihn auf das schärfste zu fragen. Der Pfaff sprach: Er sollte seine Seele bedenken und sich bekehren, denn er habe sein Lebtag viel Uebels gethan. Eulenspiegel sprach ganz kläglich zum Pfarrer: er wüßte nichts mehr, denn nur eine einzige Sünde, die er gethan hätte, die dürfte er ihm nicht beichten; er solle ihm einen andern Pfaffen bringen, dem wolle er sie beichten; denn wenn er ihm die Sünde offenbarte, so besorgte er, daß er darüber zürnen möchte. Als der Pfaff das hörte, meinte er, es wäre etwas anderes darunter verborgen, und wollte es gern wissen; denn die Pfaffen sind etwas fürwitziger als andere Leute. „Lieber Eulenspiegel! sprach er demnach, der Weg ist weit, ich kann so leicht keinen andern Pfaffen bekommen, und wenn Du inzwischen stürbst, so hättest Du und ich eine schwere Verantwortung. Daher sage Deine Sache lieber frei heraus! die Sünde mag so schwer sein, als sie will, so soll sie Dir vergeben werden; und es schadet nichts, wenn ich gleich bös werde, ich darf ja nichts aus der Beichte reden.“ Eulenspiegel sprach: „Wohlan! so will ich Euch beichten; denn meine Sünde ist nicht so schwer, als es mir leid ist, daß Ihr möchtet zornig werden, weil es nur Euch angeht.“ Dieses machte den Pfaffen noch begieriger, und er sprach: wenn er ihm etwas gestohlen oder sonst Schaden gethan hätte, sollte er es nur beichten, er wolle es ihm vergeben. „Ach, lieber Herr! sprach Eulenspiegel, ich weiß, daß Ihr darüber zürnen werdet; doch weil ich merke, daß ich bald scheiden muß, will ich Euch das sagen. Lieber Herr! Ich habe bei Eurer Magd geschlafen.“ Der Pfaff fragte, wie oft das geschehen wäre? Eulenspiegel sagte: „Nur fünfmal.“ Der Pfaff dachte, das wird gut werden! absolvirte ihn bald, ging in die Kammer, hieß seine Magd zu ihm kommen und fragte: ob sie bei Eulenspiegel geschlafen hätte? Die Kellnerin sprach: „Nein, es ist erlogen!“ Der Pfaff sprach: „Es ist doch wahr!“

erwischte einen Stecken und schlug sie braun und blau. Eulenspiegel lachte im Bette und dachte: „Jetzt werden meine Sachen gut werden!“ lag noch einen Tag und eine Nacht still, stand endlich Morgens früh auf und sprach: „Es ist ganz besser mit mir, ich muß in ein ander Land; was hab ich verzehrt?“ Der Pfaff rechnete mit ihm, war aber darüber, daß Eulenspiegel wider Erwarten genesen war, in seinem Sinn so irre, daß er nicht wußte, was er that, nahm sein Geld und war froh, daß er den Eulenspiegel los wurde. Eulenspiegel aber sprach: „Herr! warum habt Ihr meine Beichte offenbaret? jetzt will ich zu dem Bischoff nach Halberstadt gehen und Euch verklagen.“ Der Pfaff war noch ärger bestürzt, da er hörte, daß ihn Eulenspiegel ins Unglück bringen wollte, und bat ihn mit großem Ernste, daß er es verschwiege: es wäre im Zorn geschehen, er wollte ihm gern zwanzig Gulden geben. Eulenspiegel sprach: „Nein, ich wollte nicht hundert Gulden nehmen, daß ich es verschwiege.“ Der Pfaff bat die Magd mit weinenden Augen, sie sollte ihn fragen, was er begehrte, er wollte es ihm geben. Zuletzt sprach Eulenspiegel, er sollte ihm das Pferd geben. Dem Pfaffen war das Pferd sehr lieb, und er hätte ihm lieber alle seine Baarschaft gegeben, aber die Noth brachte ihn dazu, daß er Eulenspiegel das Pferd gab. Hierauf ritt Eulenspiegel gen Wolfenbüttel; da stand der Herzog auf der Brücke und sah Eulenspiegel auf dem Pferde daher reiten. Wie er nun zum Fürsten kam, zog dieser den Rock aus, den er ihm verheißen hatte, und sprach: „Siehe, Eulenspiegel! hier ist der Rock, den ich Dir versprochen habe.“ Eulenspiegel gab dem Fürsten das Pferd, womit diesem ein großer Dienst geschah. Dann mußte er auch erzählen, wie er das Pferd von dem Pfaffen bekommen hätte. Der Fürst lachte und gab Eulenspiegel zu dem Rock noch ein anderes Pferd. Der Pfarrer aber war sehr darüber betrübt, daß in der Welt alles so verkehrt zuginge.

Wie sich Eulenspiegel zu einem Schmied verdingt und ihm die Bälge in den Hof trug.

Eulenspiegel kam nach Rostock, in das Land Mecklenburg, und verdingte sich daselbst für einen Schmiedknecht. Nach einer Weile sprach der Schmied zu ihm: „He, mach fort mit den Bälgen!“ und ging mit solchen Worten in den Hof und wollte brunzen. Alsbald nahm Eulenspiegel einen Balg auf den Rükken und folgte dem Meister nach und sprach zu ihm: „Meister! hier bringe ich den einen Balg, wo soll ich ihn hinthun? Ich will den andern auch bringen.“ Der Meister sah sich um und sagte: „Lieber Knecht! ich meinte es nicht so; gehe hin und lege den Balg wieder an seinen Ort.“ Das that Eulenspiegel und trug ihn wieder an seinen Ort. Der Meister dachte, wie er ihm das wieder lohnen wollte, und beschloß, fünf Tage lang alle Mitternacht aufzustehen und seine Knechte zur Arbeit zu wecken. Da weckte er die Knechte um solche Zeit und hieß sie schmieden. Eulenspiegels Mitgesell sagte: „Was meint unser Meister damit, daß er uns so frühe weckt? Er pflegte es sonst nicht zu thun.“ Eulenspiegel fragte: „Lieber Meister! wie geht es zu, daß Ihr uns so früh wecket? es ist erst Mitternacht.“ Der Meister sprach: „Es ist meine Weise, daß ich meine Knechte in den ersten acht Tagen nicht länger liegen lasse, als eine halbe Nacht.“ Eulenspiegel blieb still und sein Mitgesell durfte nicht reden. Die andere Nacht weckte sie der Meister wieder; da ging Eulenspiegels Mitgesell an die Arbeit, aber Eulenspiegel nahm das Bett und band es auf den Rücken. Als nun das Eisen heiß war, kam er von dem Boden zum Ambos gelaufen und schlug mit zu, daß die Funken ins Bett flogen. Der Meister sprach: „Siehe, was machst Du! bist Du toll geworden? Warum hast Du das Bett nicht liegen lassen an seinem Ort?“ Eulenspiegel sprach: „Meister! zürnet nicht; es ist so meine Weise, daß ich eine halbe Nacht muß auf dem Bett

liegen, und die andere halbe Nacht muß das Bett auf mir liegen.“ Der Meister wurde zornig und sprach zu ihm: er sollte das Bett wieder hintragen, wo ers genommen hätte, und sprach weiter zu ihm: „Gehe mir oben aus dem Haus, Du verzweifelter Schalk!“ Er sagte: „Ja;“ ging auf den Boden und legte das Bett wieder hin, wo ers genommen hatte. Hierauf nahm er eine Leiter, stieg oben auf das Dach und brach es auf; danach stieg er hinaus, zog die Leiter hinauf und setzte sie von dem Dach auf die Straße, stieg darauf hinab und ging hinweg. Der Schmied hörte das Gepolter und ging mit dem andern Knecht dem Eulenspiegel nach auf den Boden. Wie er nun sah, daß das Dach zerbrochen war, wurde er noch böser, suchte einen Spieß und lief aus dem Hause dem Schalk nach. Der Knechte ergriff den Meister und sprach zu ihm: „Meister! nicht also; er hat doch nichts anders gethan, als was Ihr ihn geheißen habt.“ Der Schmied ließ sich beschwichtigen, weil Eulenspiegel schon weg war. Der Knecht sprach: „Hier ist nicht viel zu gewinnen; wer Eulenspiegel noch nicht kennt, der lerne ihn kennen und lasse sichs gefallen!“

Wie Eulenspiegel einem Schmied die Hämmer, Zangen und was er fand, zusammenschmiedet.

Als nun Eulenspiegel vom Schmied kam, ging es gegen den Winter, und der Winter war sehr kalt. Es gefror hart und fiel eine theure Zeit ein, so daß die Dienstknechte ledig gingen. Da nun Eulenspiegel kein Geld zu verzehren hatte, wanderte er wieder und kam in ein Dorf, da wohnte auch ein Schmied. Obwohl er nun eben keine Lust hatte, fernerhin ein Schmiedeknecht zu bleiben, so zwang ihn doch die große Hungers- und Wintersnoth dazu. Er dachte: Leide, was du leiden kannst, so lange bis der Finger wieder in die Erde geht, und thue, was der Schmied will! Der Schmied wollte ihm keine Arbeit geben der

theuren Zeit wegen; aber Eulenspiegel bat ihn sehr und sagte, er wolle ja gern essen, was er ihm auch vorsetzen möchte. Der Schmied aber war auch ein Schalk und dachte: Der soll mich nicht arm essen, und nahm ihn an. Nun fingen sie des Morgens an zu schmieden und der Schmied trieb ihn hart zur Arbeit, bis daß es Mittag wurde. Als es nun aber sollte zu Tische gehn, da führte der Schmied den Eulenspiegel in den Hof an eine Lehmgrube und sagte: „Hast Du doch gesagt, Du wolltest essen, was ich Dir vorsetze; da sieh die Lehmgrube! da magst Du Dich satt essen.“ Damit ging er in das Haus und aß Gekochtes und Gebratenes. Eulenspiegel aber blieb draußen und dachte bei sich: Du hast an Manchen Schalkheit verübt, heut wird dir mit gleicher Münze bezahlt; aber er soll es mir hart bezahlen, und wäre der Winter noch so kalt! Nach dem Mittagsessen ging Eulenspiegel wieder ruhig an die Arbeit, ließ sich nichts merken und arbeitete fleißig bis an den Abend. Da hatte der Schmied doch ein Mitleid mit ihm, gab ihm zu essen und sagte: „Morgen sollst Du bei guter Zeit anfangen, schmiede zusammen was da ist und haue Hufnägel ab; die Magd mag am Blasbalg stehen, bis ich herunter komme.“ Da ging Eulenspiegel schlafen, stand des andern Tages bei guter Zeit auf und dachte: Jetzt soll er mir das Mittagsessen bezahlen. Er nahm Zangen, Hämmer, Feuerhaken, Sandlöffel und alles, was von eisernem Handwerkszeuge da war und schweißte eins ans andre. Hierauf nahm er den Sack mit den Hufnägeln, schüttete ihn aus und schlug allen Nägeln die Köpfe ab. Er that die Köpfe zusammen und die Stifte auch und ging hinweg, da er den Schmied zur Treppe herunter kommen hörte. Als der Schmied nun in die Werkstatt kam und seines Knechts saubre Arbeit sah, wurde er sehr zornig und fragte die Magd, wo der Knecht wäre? Sie sagte, er wäre vor die Thür gegangen. Der Schmied sagte: „Er ist gegangen als ein Schalk; wüßte ich, wo er wäre, ich wollte ihm nachreiten und ihm eine gute Schlappe

schlagen!" Die Magd sagte: Er malte etwas über die Thüre, da er hinweg ging. Eulenspiegel hatte nämlich die Gewohnheit, wo er einen Schalksstreich vollführt hatte und man ihn nicht kannte, da nahm er Kreide, malte über die Thür eine Eule und einen Spiegel und schrieb dazu: Hic fuit. Wie also der Schmied aus der Thür trat, da sah er das Zeichen. Indem er es ansah und die Schrift nicht lesen konnte, rief er den Kirchner, welcher eben vorüberging, und bat ihn, daß er ihm die Schrift lese. Da sprach der Kirchner: „Das bedeutet soviel, als: Hier ist Eulenspiegel gewesen. Warum habt Ihr mir nicht gesagt, daß der Schalk bei Euch war? er ist so verschrieen durch seine Schalkheit; ich hätte ihn gern von Angesicht gesehen." — „Wie konnte ichs Euch denn sagen, antwortete der Schmied, da ich ihn selber nicht gekannt habe? aber nun weiß ich wohl, welch ein Gesell er ist, denn ich sah's zur Genüge an meinen Werkzeugen." Damit nahm er den Kohlenwisch, wischte die Inschrift über der Thür weg und sagte: „Ich

will keines Schalkes Wappen über meiner Thür haben!" Darauf ging der Kirchner weg und ließ den Schmied stehen; — Eulenspiegel aber ist nicht wieder gekommen.

Wie Eulenspiegel einem Schmiede, dessen Frau, Knecht und Magd, jedem eine Wahrheit sagte und dafür sein Pferd beschlagen erhielt.

Als es mit Eulenspiegel wieder besser ging, und er wieder auf einem Pferde durchs Land ritt, kam er eines Tages von Wismar. Da sah er vor einer Schmiede eine saubre Frau mit ihrer Magd stehen, die war des Schmieds Frau. Er zog gegenüber zur Herberge ein, brach des Nachts seinem Pferd alle vier Eisen ab und führte das Thier des Morgens vor die Schmiede. Sobald er nun dahin kam, erkannten sie ihn, daß er Eulenspiegel war; da kamen die Frau und die Magd vor das Haus, um zu sehen, was seine Verrichtung wäre. Da fing Eulenspiegel an und sprach zu dem Schmied: ob er ihm wollte sein Pferd beschlagen? „Ja," sagte der Schmied, und war ihm lieb, daß er mit ihm reden konnte; und nach mancher Rede und Gegenrede kamen sie überein, daß der Schmied sagte: wenn er ihm könnte Wahrheit sagen, die wahrhaftig wäre, so wollte er seinem Pferd Ein Hufeisen umsonst aufschlagen." Er sagte: „Ja, wenn Ihr Eisen, Kohlen und Wind in dem Balge habt, so könnt Ihr wohl schmieden." — „Das ist wahr," sagte der Schmied und gab ihm ein Hufeisen. Der Knecht schlug ihm das Eisen auf und sagte bei dem Nothstall zu Eulenspiegel: Könnte er noch ein wahres Wort sagen, das ihn beträfe, so wollte er seinem Pferd auch ein Hufeisen geben. Eulenspiegel antwortete: „Ja," und sprach: „Ein Schmiedeknecht und ein Gesell, die müssen beide hart stehen, wenn sie in der Arbeit begriffen." — „Das ist wahr," sagte der Knecht und gab ihm auch ein Eisen. Die Frau und die Magd sahen das und drängten sich auch dazu, daß sie mit ihm zu reden kamen. Sie sprachen zu ihm: ob er ihnen auch die Wahrheit sagen könnte, sie wollten ihm

auch eine jede ein Hufeisen geben. Eulenspiegel sagte: „Ja," und sprach zu der Frau: „Welche Frauen viel vor der Thüre stehen und so viel Weißes in den Augen haben, die sind dem Mannsvolke sehr gewogen." Die Frau sprach: „Das ist wahr," und gab ihm auch ein Eisen. Danach sagte er zu der Magd: „Mägdlein! wenn Du issest, hüte Dich vor gedörrtem Rindfleisch, so darfst Du nicht in den Zähnen grübeln und thut Dir auch der Magen nicht wehe." Die Magd sagte: „O welch ein wahres Wort ist das!" und gab ihm auch ein Eisen; hiemit ritt Eulenspiegel davon, weil sein Pferd wohl beschlagen war.

Wie Eulenspiegel bei einem Schuhmacher diente und ihm das Leder zuschnitt.

Es war ein Schuhmacher daselbst, der ging lieber auf dem Markt herum spazieren, als daß er arbeitete. Derselbe nahm den Eulenspiegel auf und hieß ihn das Leder zuschneiden. Eulenspiegel fragte den Meister: welche Form er haben wollte? Der Schuhmacher sagte: „Schneide zu groß und klein, wie es der Hirt zum Thor hinaus treibt." Er sagte: „Ja." Der Schuhmacher ging aus, Eulenspiegel schnitt zu und machte aus dem Leder Ochsen, Kälber, Schafe, Geise, Böcke und allerlei Thiere. Wie der Meister heim kam und sehen wollte, was sein Knecht zugeschnitten hatte, da fand er diese Thiere aus dem Leder geschnitten. Er wurde böse und sprach zu Eulenspiegel: „Was hast Du denn gemacht, und das Leder so unnützlich zerschnitten?" Eulenspiegel sagte: „Lieber Meister! ich habe es also gemacht, wie Ihr mir gesagt habt." Der Meister sprach: „Ich habe Dich nicht geheißen, daß Du das Leder verderben sollst!" Eulenspiegel sagte: „Meister! was erzürnt Ihr Euch so? Ihr sagtet ja zu mir, ich sollte von dem Leder schneiden klein und groß, wie es der Hirt zum Thor hinaus treibe; das hab ich gethan, wie Ihr sehet." Der Meister sprach: „Ich meinte also, daß es sollten kleine und

große Schuhe sein.“ Eulenspiegel sprach: „Hättet Ihr mich das geheißen, so hätte ichs gern gethan und thät es noch gern.“ Eulenspiegel und sein Meister verglichen sich mit einander, und dieser Fehler wurde ihm vergeben, weil er versprach, er wollte es nun machen, wie es der Meister haben wollte, er sollte es ihm nur recht gut sagen. Der Schuhmacher schnitt Sohlen, legte sie Eulenspiegel vor und sprach: „Gib Achtung und nähe die kleinen mit den großen Schuhen, einen nach dem andern.“ Er sagte: „Ja“, und fing an zu nähen. Der Meister verzog ein wenig mit dem Ausgehen, wartete und wollte sehen, was Eulenspiegel machen würde, weil er gar wohl dachte, daß er also thun würde, was er ihn geheißen, wie er auch that, genau nach des Meisters Befehl. Eulenspiegel nahm einen kleinen und einen großen Schuh und nähete sie zusammen. Der Meister schlich heimlich zu ihm und sah, daß er einen Schuh an den andern nähete. Da sprach der Meister: „Du bist mir ein rechter Knecht! Du thust alles, was ich Dich heiße.“ Eulenspiegel sprach: „Wer thut, was man ihn heißet, der wird nicht geschlagen.“ Der Meister sprach: „Ja, mein lieber Knecht! meine Worte waren wohl so, aber meine Meinung war anders; ich meinte: Du solltest ein Paar kleine Schuhe fertig machen und danach ein Paar große; Du thust nach den Worten und nicht nach der Meinung.“ Damit wurde er zornig, nahm ihm das zerschnittene Leder und sagte: „Da hast Du anderes Leder, schneid neue Schuhe über einen Leisten!“ und dachte nicht weiter daran, denn er wollte ausgehen. Der Meister ging seinem Gewerbe nach und war nur eine Stunde außen, da dachte er erst, was er seinen Knecht geheißen, die Schuhe zuzuschneiden über einen Leisten. Er ließ all sein Gewerbe stehen und lief eilends nach Haus. Eulenspiegel saß da und schnitt indessen das Leder alles über den kleinsten Leisten. Da nun der Meister kam und sah, daß er die Schuhe alle über einen Leisten geschnitten hatte, sagte er zu ihm: „Wie, willst Du große und kleine Schuhe

machen und schneidest alle über den kleinsten Leisten? — „Ja, Ihr wollt es doch so haben; ich will sie hernach schon machen und wo es fehlt, nachhelfen.“ Der Meister sprach: „Besser kannst Du einen kleinen Schuh schneiden aus einem großen, als einen großen aus einem kleinen; Du nimmst einen Leisten und der andere ist zu nichts gemacht.“ Eulenspiegel sagte: „Meister! Ihr hießet mich die Schuh zuschneiden über Einen Leisten.“ Der Meister sagte: „Ich hieße Dich wohl so lange, bis ich mit Dir müßte an den Galgen laufen!“ und forderte, daß er ihm das Leder, so er verderbt hätte, bezahlen sollte. Eulenspiegel sagte: „Der Gerber kann des Leders mehr machen;“ stand auf, ging zur Thür hinaus und sprach: „Komm ich nicht wieder, so bin ich da gewesen; Adieu!“

Wie Eulenspiegel einem Bauer eine Suppe begoß und that übelriechenden Fischthran hinein statt des Schmalzes.

Als nun Eulenspiegel dem Schuhmacher so viele Schalkheit zugefügt hatte, kam er gen Stade und verdingte sich wiederum zu einem Schuhmacher. Als er nun den ersten Tag arbeiten sollte, da ging sein Meister auf den Markt, kaufte ein Fuder Holz und verhieß dem Bauer außer dem Geld eine Suppe zu geben. Wie nun der Meister mit dem Bauer und dem Holze vor sein Haus kam, da waren die Frau und die Magd ausgegangen, und Eulenspiegel war allein im Hause und nähete Schuhe. Der Meister mußte auch wieder auf den Markt gehen und befahl also dem Eulenspiegel, daß er nähme, was er hätte, um dem Bauer die bedingte Suppe zu machen. Eulenspiegel sagte: „Ja“. Der Bauer warf das Holz ab und kam dann ins Haus. Eulenspiegel schnitt die Suppe ein, konnte aber in der Eile kein Fett finden. Da nahm er aus einem Behältniß, darin der Fischthran war, und begoß damit die Suppe. Der Bauer fing an zu essen und schmeckte, daß es übel roch; doch war er hungrig und aß die Suppe. Indessen

kam der Schuhmacher heim und fragte, wie ihm die Suppe geschmeckt hätte? Der Bauer sagte: „Wie lauter neue Schuhe.“ Drauf ging der Bauer aus dem Hause. Da lachte der Schuhmacher und fragte Eulenspiegel, wovon er dem Bauer die Suppe geschmalzt hätte? Eulenspiegel sprach: „Ihr sagtet ja, ich sollte nehmen, was ich hätte; nun hatte ich nichts anders, als Fischthran; davon habe ich dem Bauer die Suppe geschmalzt, denn ich suchte überall und fand sonst nichts.“ Der Schuhmacher sagte: „Es ist recht und dem Bauer gut genug.“

Wie ein Stiefelmacher zu Braunschweig Eulenspiegel die Stiefeln spickte und von diesem gewitzigt wurde.

Es war ein Stiefelmacher zu Braunschweig auf dem Kohlmarkt, der hieß Christoph, zu dem ging Eulenspiegel, wollte seine Stiefeln schmieren lassen und sprach: „Meister! wollt Ihr mir die Stiefeln spicken, daß ich sie auf den Montag wieder haben kann?“ Der Meister sagte: „Ja“. Als er hinweg war, sprach der Knecht: „Meister! das ist Eulenspiegel, der Jedermann Bosheit beweist, und wenn er Euch etwas heißt, so gebt nur wohl Acht darauf, daß er Euch mit seiner Schalkheit nicht beschmitze.“ Der Meister sagte: „Was hat er uns geheißen?“ Der Knecht sagte: „Er hieß Euch die Stiefeln spicken und meinte, man sollte sie schmieren. Nun will ich sie nicht schmieren, sondern spicken, wie man die Braten spickt.“ — „Wir wollen thun, sprach der Meister, was er uns geheißen hat;“ nimmt den Speck, schneidet ihn und spickte die Stiefeln damit, wie einen Braten. Eulenspiegel kam am Morgen wieder und fragte: ob die Stiefeln fertig wären? Der Meister hatte sie an die Wand gehängt, zeigte sie ihm und sagte: „Da hängen sie.“ Eulenspiegel sah, daß die Stiefeln also gespickt waren, lachte und sagte: „Wie seid Ihr so ein frommer Meister! Ihr habt sie gemacht, wie ich Euch befohlen habe; was

wollt Ihr dafür haben?" Der Meister sprach: „Einen alten Groschen." Eulenspiegel gab ihm denselben, nahm seine Stiefeln also gespickt und ging zum Haus hinaus. Der Meister und sein Knecht lachten, sahen ihm nach und sprachen: „Das sollte ihm nicht geschehen sein." Indem lief Eulenspiegel wieder zurück zum Haus, stieß den Kopf und die Schultern durch das Fenster; denn die Stube war auf der Erde, und sprach zu dem Stiefelmacher: „Meister! was ist das für Speck? Ist er von einer Sau oder von einem Eber?" Der Meister verwunderte sich sammt dem Knechte; zuletzt ersah er, daß es Eulenspiegel war, der so übel mit seinem Fenster umging; er wurde zornig und sprach: „Du Bösewicht! willst Du das nicht bleiben lassen, so will ich Dich mit dem Prügel vor Deinen Kopf schlagen!" Eulenspiegel sprach: „Lieber Meister! erzürnt Euch nicht; ich wollte es gern wissen, was das für Speck wäre, womit Ihr meine Stiefeln gespickt habt, ob er von einer Sau oder von einem Eber wäre?" Der Meister wurde noch zorniger und sagte, er sollte ihm seine Fenster unzerbrochen lassen. Eulenspiegel sagte: „Wollt Ihr denn nicht sagen, was es für ein Speck ist, so muß ich gehen und einen andern fragen." Also sprang Eulenspiegel wieder aus dem Fenster; da war der Meister zornig auf seinen Knecht, und sprach zu ihm: „Den Rath gabst Du mir, nun gieb mir auch einen Rath, daß meine Fenster wieder gemacht werden. Ich habe allezeit gehört, wer mit Schalksnarren beladen ist, der soll es kurz machen und sie gehen lassen; hätte ich das auch gethan, so wären meine Fenster ganz geblieben." Der Knecht mußte darum wandern und ließ den Meister sitzen, welcher gewitzigt worden war.

Wie Eulenspiegel einem Schuhmacher zu Wismar gefrornen Koth für Schmalz verkaufte.

Auf eine Zeit that Eulenspiegel einem Schuhmacher zu Wismar großen Schaden und verderbte ihm viel Leder, worüber

der gute Mann sehr traurig wurde. Das vernahm Eulenspiegel, kam wieder gen Wismar und sprach denselben Schuhmacher, dem er den Schaden gethan hatte, wieder an. Er lasse, sagte er, eine große Last Leder-Schmalz kommen, das wollte er ihm wohlfeil geben, damit er wegen seines ehemals durch ihn erlittenen Schadens befriedigt würde. Der Schuhmacher sagte: „Ja, Du thust wohl daran, denn Du hast mich dadurch zu einem armen Mann gemacht; wenn Dir das Gut kommt, so sage mirs." Darauf schieden sie von einander. Es war just Winterzeit, da die Schundknechte die heimlichen Gemache reinigten. Zu denen kam Eulenspiegel und versprach ihnen Geld, wofür sie ihm zwölf Tonnen mit der Materie füllen sollten, die sie sonst ins Wasser zu führen pflegten. Die Schundknechte thaten es und schlugen ihm die Tonnen voll, bis auf vier Finger breit, und ließen sie so lange stehen, bis sie hart gefroren waren. Nun holte sie Eulenspiegel hinweg, begoß sechs Tonnen oben dick mit Schmalz, schlug sie fest zu und ließ sie zum goldenen Stern in seine Herberge führen. Danach schickte er dem Schuhmacher einen Boten. Als der Schuhmacher kam, schlugen sie das Gut oben auf; das gefiel dem Schuhmacher wohl und sie wurden des Kaufs einig, daß der Schuhmacher Eulenspiegeln zwei und vierzig Gulden dafür geben sollte. Zwei und zwanzig Gulden sollte der Schuhmacher sogleich baar zahlen, den Rest aber übers Jahr. Eulenspiegel nahm das Geld und wanderte; denn er befürchtete, der letzte Betrug möchte ärger werden als der erste. Der Schuhmacher empfing sein Gut und war fröhlich wie einer, der eine verlorene Schuld wieder bekommen hat. Die Schuhknechte kamen ihm zu Hilfe und verhofften einen Schmaus, wie ihre Weise ist. Als sie nun eine Tonne zum Feuer brachten, und die Materie anfing warm zu werden, bekamen sie einen üblen Geruch, daß immer einer zum andern sagte: „Du hast in die Hosen gemacht; Du hast in den Koth getreten; es stinkt sehr übel!" fanden aber

nichts. Darauf thaten sie das Schmalz in einen Kessel und wollten das Leder einschmieren. Je tiefer sie aber hinein kamen, desto übleren Geruch gab es; bis sie den Possen merkten und ihre Arbeit stehen ließen. Der Meister und die Knechte liefen, Eulenspiegel zu suchen und den Schaden anzugeben; aber er war mit dem Gelde hinweg und soll die andern zwanzig Gulden noch holen. Also mußte der Schuhmacher seine Tonnen mit dem Schmalz in die Schundgruben führen lassen und kam in doppelten Schaden.

Wie Eulenspiegel zu Einbeck ein Bierbrauersknecht wurde und einen Hund für Hopfen sott.

Auf eine Zeit kam Eulenspiegel gen Einbeck und verdingte sich zu einem Bierbrauer. Es begab sich aber, daß der Bierbrauer zu einer Hochzeit gehen wollte; da befahl er Eulenspiegel, er sollte mit der Magd Bier brauen, bis er ihm später zu Hilfe käme. Er solle aber zuvörderst Fleiß anwenden, daß der Hopfen wohl gesotten werde und das Bier stark davon schmecke. „Ja, sagte Eulenspiegel, er wollte das Beste thun.“ Indem ging der Bierbrauer mit seiner Frau zu der Thüre hinaus. Eulenspiegel fing an zu sieden, und die Magd unterrichtete ihn, weil sie es besser verstand, als er. Da man nun den Hopfen sieden sollte, sprach die Magd: „Ich möchte gern ein wenig den Tanz besehen, Du kannst den Hopfen wohl allein sieden.“ Eulenspiegel sagte: „Ja,“ und gedachte, wenn die Magd hinweg ist, kannst Du Deine Schalkheit nur desto besser ausüben. Nun hatte der Bierbrauer einen großen starken Hund, der hieß Hopf; den nahm Eulenspiegel, als das Wasser heiß war, warf ihn hinein und ließ ihn wohl versieden, daß ihm Haut und Haar abging. Da nun die Magd wieder heim kam, Eulenspiegeln zu helfen, sagte sie: „Es ist genug, schlag ab.“ Wie sie nun einen Seihkorb vorschlug, sagte die Magd: „Hast Du auch den

Hopfen darein gethan? Ich verspüre nichts an meiner Schaufel.“ Eulenspiegel sprach: „Auf dem Grunde wirst Du ihn finden.“ Die Magd suchte danach, bekam das Gerippe auf die Schaufel und fing laut an zu schreien: „Was hast Du darein gethan? Der Henker trinke das Bier!“ Inzwischen kam der Bierbrauer heim, hatte sich betrunken und sprach: „Was macht Ihr, meine lieben Kinder?“ Die Magd sprach: „Ich weiß nicht, was wir thun; ich ging eine halbe Stunde zum Tanz und ließ den Knecht indessen den Hopfen vollends sieden; da hat er unsern Hund gesotten: hier könnt Ihr sein Gerippe sehen.“ Eulenspiegel sagte: „Ihr habts mich ja geheißen; wenn ein ander Gesind nur so gehorsam wäre, so wäre man zufrieden!“ und nahm hiermit seinen Abschied.

Wie Eulenspiegel sich zu einem Schneider verdingte, unter einer Bütte nähte, einen Wolf machte und Aermel anwarf.

Als Eulenspiegel gen Bern kam, verdingte er sich für einen Schneidergesellen. Als er nun in der Werkstätte saß, sprach der Meister zu ihm: „Gesell! willst Du nähen, so nähe eng und wohl, daß man es nicht sehe.“ Eulenspiegel sagte: „Ja!“ nimmt eine Nadel und Gewand, kriecht unter eine Bütte und steppt eine Naht übers Knie und näht darüber. Der Schneider stand, sah das an und sprach zu ihm: „Was willst Du thun? das ist ein seltsames Nähwerk.“ Eulenspiegel sprach: „Meister! Ihr sagtet, ich sollte nähen, daß man es nicht sähe; so sieht es jetzt Niemand.“ Der Schneider sprach: „Mein lieber Gesell! höre auf und nähe nicht mehr also, fange an zu nähen, daß man es fein sehen kann.“ Das währte also gegen drei Tage. Danach traf es sich eines Abends, daß der Meister schläfrig war; da lag ein grauer Bauerrock halb genäht, den warf er Eulenspiegeln zu und sagte: „Mache den Wolf vollends zurecht und gehe danach auch zu Bett.“ Eulenspiegel nahm den Rock, schnitt

ihn auf, machte daraus einen Kopf, wie den eines Wolfes, dazu Leib und Beine, sperrte das von einander mit Stecken, daß es einem Wolfe gleich sahe, und ging zu Bette. Des Morgens stand der Meister auf, weckte Eulenspiegel auch und fand den Wolf im Laden stehen. Der Schneider verwunderte sich, doch sah er wohl, wer es gemacht hatte. Indem kommt Eulenspiegel; zu dem sprach der Schneider: „Was hast Du gemacht?" Er sprach: „Einen Wolf, wie Ihr michs geheißen habt." Der Meister sagte: „Solchen Wolf meinte ich nicht; nur den grauen Bauernrock nannte ich einen Wolf." Eulenspiegel sprach: „Lieber Meister! das wußte ich nicht; hätte ich aber Eure Meinung recht gewußt, ich hätte lieber den Rock gemacht als den Wolf." Damit war der Schneider zufrieden. Nach vier Tagen wurde der Schneider wieder schläfrig und dachte bei sich, es wäre für den Gesellen noch zu früh, schlafen zu gehen. Da lag ein Rock, der war gemacht bis an die Aermel; den warf er Eulenspiegeln zu und sprach: „Wirf die Aermel an den Rock; hernach gehe Du auch schlafen." Eulenspiegel sagte: „Ja!" und hing den Rock an einen Haken, zündete zwei Lichter an und warf also die Aermel an den Rock, bis an den Morgen. Da stand der Meister auf und kam in den Laden. Eulenspiegel erschrak nicht vor dem Meister, sondern warf immer fort mit den Aermeln. Der Schneider stand, sah das an und sprach: „Was machst Du hier für Gaukelspiel?" Eulenspiegel sprach ernstlich: „Das ist mir kein Gaukelspiel! ich habe die ganze Nacht gestanden und habe geworfen, sie wollen aber nicht kleben bleiben. Es wäre besser gewesen, Ihr hättet mich lassen schlafen gehen, als daß Ihr mich heißet die Aermel anwerfen; ich wußte wohl, daß es verlorne Arbeit war!" Der Schneider sprach: „Ist denn das meine Schuld? Wußte ich, daß Du das also verstehen würdest? Ich meinte es nicht also." Da sagte Eulenspiegel: „Das danke Euch mein Wirth, daß Ihr eine Sache anders saget, als Ihr

sie meint! Es läßt sich nicht also zusammen reimen. Hätte ich das nur gewußt, ich wollte die Aermel wohl bald angenäht haben und hätte noch ein Paar Stunden schlafen können; so mögt Ihr nun den Tag sitzen und nähen, weil ich sehr schläfrig bin, denn ich muß auch schlafen gehen.“ Der Meister sagte: „Nein, nicht also! Ich will Dich hier nicht als einen Schläfer und unnützen Menschen unterhalten!“ Deswegen kamen sie mit einander in einen Streit, daß der Schneider im Zorn Eulenspiegel um die Lichter belangte, so er darüber verbrannt hätte: er sollte ihm dieselben bezahlen. Indessen raffte Eulenspiegel seine Sachen zusammen und wanderte davon.

Wie Eulenspiegel drei Schneidergesellen von einem Laden fallen machte und danach die Leute beredet, der Wind hätte sie herab geweht.

Zu Bamberg, nahe an dem Markte, war Eulenspiegel einlogirt, wohl vierzehn Tage lang, und daneben wohnte ein Schneider, der hatte drei Gesellen auf einem Laden sitzen, und wenn Eulenspiegel bei ihnen vorbei ging, spotteten sie seiner allezeit und warfen ihm Fetzen nach. Eulenspiegel schwieg still und wartete der Zeit. Einstmals als der Markt voller Leute war, hatte Eulenspiegel des Nachts vorher unten die Pfosten beinahe durchgesägt, welche den Laden trugen, auf welchem die Schneidergesellen zu sitzen pflegten. Des Morgens legten die Schneidergesellen den Laden auf die Pfosten, setzten sich und nähten. Als nun der Sauhirt anfing zu blasen, daß Jedermann die Schweine ausließ, kamen des Schneiders Schweine auch aus seinem Hause, liefen unter das Fenster und rieben sich an den Ladenpfosten. Da brachen die Pfosten ab und die drei Schneidergesellen fielen vom Fenster auf die Gasse. Eulenspiegel hatte wohl Acht gehabt und fing nun an zu rufen: „Sehet, der Wind weht drei Schneidergesellen vom Fenster!“ und rief so laut, daß man es über den ganzen Markt hörte. Die Leute liefen her-

zu und spotteten ihrer; die Gesellen aber schämten sich und wußten nicht, wie sie von dem Laden gefallen waren. Zuletzt wurden sie gewahr, daß es ihnen Eulenspiegel gethan hatte; da schlugen sie andere Pfosten darunter und wagten nicht mehr seiner zu spotten.

Wie Eulenspiegel die Schneider aus allen Gegenden zusammenberief, um sie eine Kunst zu lehren, die ihnen und ihren Kindeskindern Nutzen bringen sollte.

Eulenspiegel schrieb auf eine Zeit eine Versammlung der gesammten Schneider in den wendischen Städten und in den Landen Holstein, Pommern, Stettin und Mecklenburg, ingleichen zu Lübeck, Hamburg und Wismar aus und versicherte sie in dem Briefe seiner großen Treue, so er zum Handwerk trüge. Sie sollten zu ihm kommen in die Stadt Rostock, er wollte sie

eine Kunst lehren, die sollte ihnen und ihren Nachkommen, so lange die Welt stände, nützlich sein. Die Schneider in den Städten und Dörfern schrieben einander zu: wie ihre Meinung wäre, auf eine Zeit dahin zu kommen. Nun waren sie Alle versammelt und ein Jeder verlangte zu wissen, was Eulenspiegel sie für eine Kunst lehren wollte. Nachdem er sie nachdrücklich durch Briefe ermahnt, kam eine solche Menge Schneider in Rostock zusammen, daß sich viele Leute verwunderten, was doch so viele Schneider daselbst zu verrichten hätten. Als nun Eulenspiegel vernommen, daß sie versammelt wären, freute er sich. Die Schneider stellten ihm vor, wie sie nunmehr auf sein erlassenes Schreiben erschienen wären und von ihm vernehmen wollten, was es denn für eine Kunst sei, die er sie lehren wollte; er sollte ihnen dieselbe offenbaren, sie wollten ihm ein gutes Geschenk geben. Eulenspiegel sagte: „Ja, kommt alle zusammen auf eine Wiese, daß es ein Jeder hören kann.“ Sie kamen Alle zusammen auf einem weiten Platze; Eulenspiegel stieg auf ein Haus, sah zum Fenster hinaus und sprach: „Ehrbare Männer des Handwerks der Schneider! Ihr sollt merken und verstehen, wenn Ihr eine Scheere, Ellenmaß, Faden, Fingerhut, Nadel und Bügeleisen habt, so habt Ihr genug Werkzeug in Eurem Handwerk, und solches zu bekommen ist keine Kunst, sondern es giebt sich selber, so Ihr anders Euer Handwerk treibt. Aber diese Kunst lernt von mir und denkt meiner dabei: wenn Ihr eine Nadel eingefädelt habt, so vergeßt nicht, daß Ihr an das eine Ende des Fadens einen Knoten macht, oder Ihr stecht manchen Stich umsonst.“ Die Schneider sahen sich unter einander an und sprachen: „Diese Kunst wissen wir alle nur zu wohl, so er uns eben gesagt hat,“ und fragten ihn, ob er etwas mehr zu sagen hätte? denn seiner Narrheit halber wollten sie nicht zwölf Meilen hergezogen sein und noch dazu einander Boten geschickt haben. Diese Kunst haben wir Schneider längst ge-

wußt. Darauf antwortete Eulenspiegel: „Was vor tausend Jahren geschehen ist, daran gedenkt Niemand, und weil sie solches auch für keinen Dank, sondern im Unwillen aufnähmen, sollten sie wieder hingehen, woher sie gekommen." Da wurden die Schneider, welche von ferne gekommen, zornig auf ihn, gingen von einander und sprachen: „Habt Ihr nicht gewußt, was Eulenspiegel für ein Vogel ist?"

Wie Eulenspiegel Wolle schlug an einem heiligen Tage und hoch genug.

Als Eulenspiegel gen Stendal kam, gab er sich für einen Wollenweber aus. Da sagte ein Meister zu ihm: „Knapp! Ihr Gesellen macht einen Feiertag an dem Montag; und welcher das thut, den habe ich nicht gern in meiner Arbeit, denn ich will, daß meine Gesellen die ganze Woche arbeiten." Eulenspiegel sprach: „Ja, Meister! das ist mir sehr lieb." Eulenspiegel stand des Montags Morgens auf und schlug Wolle, des Dienstags auch; das gefiel dem Wollenweber wohl. Da war am Mittwoch ein Apostelтag; derselbe wurde in der ganzen Stadt gefeiert und durfte an ihm nicht gearbeitet werden. Eulenspiegel aber that, als ob ers nicht wüßte, stand des Morgens früh auf, fing an zu schnurren und schlug Wolle, daß man es über die ganze Straße hörte. Der Meister springt von Stund aus dem Bett und spricht zu ihm: „Höre auf, höre auf, es ist ein heiliger Tag!" Eulenspiegel sagte: „Lieber Meister! Ihr habt doch gesagt, daß Eure Gesellen die ganze Woche arbeiten sollen." Der Wollenweber sagte: „Lieber Knecht! das meinte ich nicht also, sondern höre Du auf und schlage nicht mehr; was Du den Tag magst verdienen, das will ich Dir gleichwohl geben." Eulenspiegel war das zufrieden. Des andern Tages besah der Wollenweber die Arbeit und sprach zu ihm, daß ihm nicht gefalle, wie er die Wolle geschlagen hätte; er müßte sie ein wenig höher schlagen. Eulenspiegel sagte: „Ja!" stand des Mor-

gens gar früh auf, ging mit seiner Arbeit aus der Werkstatt auf den Boden und schlug die Wolle dort. Der Wollenweber lag im Bett, hörte das Schlagen auf dem Boden, stand auf und sah zu. Eulenspiegel sprach: „Meister! wie meint Ihr, ist es jetzt hoch genug?“ Der Meister sprach zu ihm: „Stündest Du auf dem Dach, so wäre es noch höher!“ und ging hierauf in die Kirche. Eulenspiegel ist nicht faul, steigt auf das Dach und schlägt die Wolle daselbst, daß sie weit hin über die Dächer flog. Das wurde der Meister auf der Gasse inne, lief eilends herzu und sprach: „Was machst Du? höre auf! man pflegt die Wolle nicht auf dem Dache zu schlagen.“ Eulenspiegel sprach: „Was sagt Ihr denn? Ihr sagtet ja, es wäre noch besser auf dem Dach als auf dem Boden, denn das wäre noch höher.“ Der Weber sagte: „Willst Du Wolle schlagen, so schlage sie, und willst Du Narrerei treiben, so treibe sie; steige von dem Dach und hoffire bei der Hurt.“ Nun ging der Weber in das Haus, und Eulenspiegel stieg eilends vom Dache, ging ins Haus und machte einen großen Haufen in die Hurt. Der Wollenweber kam aus dem Hofe, sah diese garstige Verrichtung und sprach: „Daß Dir nimmer Gutes geschehe! Du thust, wie alle Schälke thun.“ Eulenspiegel sprach: „Meister! ich thue doch nichts anders, als was Ihr mich geheißen habt; Ihr sagtet ja, ich sollte vom Dach steigen und bei der Hurt hoffiren: warum zürnt Ihr darum, daß ich thue, was Ihr mich geheißen habt?“ Der Weber sprach: „Du hoffirtest mir wohl auf den Kopf ungeheißen; nimm den Koth und trag ihn an einen Ort, da ihn Niemand haben will.“ Eulenspiegel sagte: „Ja!“ nimmt den Koth auf einen Stein und trägt ihn in die Speisekammer. Da sagte der Weber: „Laß ihn draußen, ich will ihn nicht darin haben.“ Eulenspiegel sagte: „Das weiß ich wohl, daß Ihr ihn nicht haben wollt, doch thue ich, was Ihr mich heißet.“ Der Wollenweber wurde zornig, lief in den Stall und wollte

Eulenspiegel ein Scheit Holz an den Kopf werfen. Da ging Eulenspiegel zum Hause hinaus und sagte: „Kann ich denn nirgends Dank verdienen?“ Der Wollenweber wollte das Scheit Holz nehmen, besudelte die Finger damit, ließ den Koth fallen, lief zum Brunnen und wusch die Hände wieder; unterdessen ging Eulenspiegel hinweg aus dem Hause.

Wie Eulenspiegel einem Kürschner zu Berlin Wölfe für Wolfspelze machte.

Einstmals wohnte ein Kürschner zu Berlin, der war ein Schwabe, sehr kunstreich in seiner Handthierung, auch von guten Anschlägen, dazu noch reich und hielt eine gute Werkstätte. Er mußte auch den Fürsten des Landes, die Ritterschaft und viele vornehme Leute und Bürger mit seiner Arbeit versehen. Hiernächst begab es sich, daß die Fürsten des Landes ein Turnier ausschrieben, bei welchem sich viele Edle, Ritter und andere vornehme Herren Winterszeit einfanden, sich mit Rennen und Stechen zu üben. Da wurden denn viele Wolfspelze bei gedachtem Kürschner bestellt. Eulenspiegel wurde das gewahr, kam zu dem Meister und bat ihn um Arbeit. Der Meister hatte auch zu dieser Zeit Gesinde vonnöthen und fragte ihn, ob er auch Wölfe machen könnte? Eulenspiegel sprach: „Ja, er wäre weit und breit und dafür bekannt.“ Der Kürschner sprach: „Lieber Gesell! Du kommst mir eben recht. Komm her, wir wollen uns des Lohnes wegen schon mit einander vertragen.“ Eulenspiegel sagte: „Ja, Meister! ich sehe Euch für redlich an und hoffe, Ihr werdet selbst erkennen, was ich für ein Mensch sei, wenn Ihr meine Arbeit sehen werdet; ich arbeite aber nicht bei andern Gesellen, ich muß allein sein, damit ich meine Arbeit desto ungehinderter nach meinem Willen machen kann.“ Hierauf gab ihm der Kürschner ein Stüblein, legte ihm die Wolfshäute vor, die zu den Pelzen bereit waren, und gab ihm das

Maaß von etlichen Pelzen, groß und klein. Eulenspiegel nahm die Wolfspelze, schnitt zu und machte aus den Pelzen lauter Wölfe, füllte sie mit Heu aus und machte ihnen Beine von Stecken, wie wenn sie lebten. Als er nun die Felle alle zerschnitten und die Wölfe ausgestopft hatte, sprach er: „Meister! die Wölfe sind fertig, habt Ihr noch weiter etwas zu machen?“ Der Meister sagte: „Ja, mein Gesell, ich habe noch viel zu machen, nähe Du immer fort, soviel Du kannst.“ Wie er nun aber in die Stube trat, sah er die Wölfe auf der Erde liegen, groß und klein, darüber erzürnte er sich und sagte: „Was soll das sein? Du leichtfertiger Vogel, was hast Du mir für großen Schaden gethan! ich will Dich einsetzen und strafen lassen.“ Eulenspiegel sprach: „Meister! ist das mein Lohn? Ich habe es doch nach Eurem Willen gemacht; Ihr hießet mich Wölfe machen; hättet Ihr gesagt: mache Wolfspelze, das hätte ich gleich verstanden, hätte es auch gern gethan. Man muß einem fremden Menschen zum Anfang die Sachen deutlich erklären. Hätte ich mir sollen einbilden, daß ich nicht größern Dank mit meiner Arbeit bei Euch verdienen sollte, so hätte ichs unterlassen.“ Hiermit schied Eulenspiegel von Berlin, nachdem er sich überall wenig Ruhm erworben, und zog nach Leipzig.

Wie Eulenspiegel zu Leipzig einem Kürschner in den Pelzen schlief, die waren trocken und naß, wie ihn der Kürschner geheißen hatte.

In Leipzig nahm Eulenspiegel abermals Dienst bei einem Kürschner. Der Meister stellte ihn an die Arbeit, allein Eulenspiegel, des Geruches von Pelzwerk nicht gewohnt, sagte: „Pfui, ist dieses Rauchwerk so weiß wie Kreide und stinkt so sehr!“ — „Lieber Gesell! sagte der Meister, es scheint mir, daß Du das Handwerk nicht gewohnt bist; denn hättest Du nur vier Nächte dabei geschlafen, so würdest Du gewiß darüber nicht

mehr klagen.“ — Der Kürschner ging mit seiner Frau zu Bette; Eulenspiegel nahm die Felle, die auf den Stangen hingen, sowohl die trocknen als die nassen, trug sie zusammen auf die Bühne, kroch mitten darunter und schlief also bis an den Morgen darin. Da stand der Meister auf und sah, daß die Felle von den Stangen hinweg waren, lief eilends auf die Bühne und wollte Eulenspiegel fragen, ob er nichts von den Fellen wüßte; da fand er Eulenspiegel nicht und sah, daß trockene und nasse Pelze bei einander und durch einander lagen. Da wurde er sehr bekümmert und rief mit weinender Stimme der Frau und der Magd. Indem erwachte Eulenspiegel von dem Rufen, stand auf aus den Pelzen und sprach: „Lieber Meister! was ist Euch, daß Ihr so heftig rufet?“ Der Kürschner verwunderte sich, wußte nicht, was in dem Haufen Pelze war und sprach: „Wo bist Du?“ Eulenspiegel sprach: „Hier bin ich.“ Der Meister sagte: „Daß Dir nimmer Gutes geschehe! Du hast mir die Pelze von den Stangen genommen, die trockenen und die nassen aus dem Kalche hier zusammen gelegt, und verderbst mir eins mit dem andern; was ist das für ein Einfall?“ Eulenspiegel sprach: „Wie, Meister, werdet Ihr darum zornig? ich bin ja nicht mehr als eine Nacht darin gelegen; was würdet Ihr erst sagen, wenn ich vier Nächte darin geschlafen hätte? wie Ihr die vorige Nacht sagtet, daß ich des Werkes nicht gewohnt wäre.“ Der Kürschner sprach: „Du lügst wie ein Schalk! ich habe Dich nicht geheißen, daß Du mir die bereiteten Felle solltest auf die Bühne tragen mit den nassen und darin schlafen.“ Er suchte einen Prügel und wollte ihn schlagen; indessen ging Eulenspiegel von der Treppe und wollte zur Thür hinaus laufen. Da kamen die Frau und die Magd vor die Treppe und wollten ihn halten; er aber rief heftig: „Laßt mich gehen und einen Barbierer holen, mein Meister hat ein Bein entzwei gefallen!“ Sie ließen ihn gehen und liefen die Treppe hinauf; der Meister aber kam

herab gerannt, um den Eulenspiegel zu erwischen. Da fiel er über Frau und Magd, daß sie alle drei bei einander lagen. Also entwischte Eulenspiegel dem Kürschner.

Wie Eulenspiegel zu Leipzig den Kürschnern eine Katze für einen Hasen verkaufte.

Eulenspiegel ist allezeit fertig gewesen, Schalkheit zu erdenken. Solches bewies er zu Leipzig den Kürschnern, als sie an der Fastnacht ihre Zeche oder Zusammenkunft hielten. Da begab es sich, daß sie gern Wildpret gehabt hätten; das vernahm Eulenspiegel und gedachte: der Kürschner zu Berlin hat Dir nichts für Deine Arbeit gegeben, das sollen die Kürschner zu Leipzig bezahlen. Hierauf ging er in seine Herberge. Da hatte die Wirthin eine schöne Katze, die nahm er unter seinen Rock und bat den Koch um ein Hasenfell, denn er wollte eine Schalkheit zurichten. Der Koch gab ihm ein Fell, darein nähte Eulenspiegel die Katze, that Bauernkleider an, stellte sich vor das Rathhaus und hielt sein Wildpret so lange unter dem Rock verborgen, bis ein Kürschner duher gegangen kam; den fragte Eulenspiegel: ob er nicht Lust hätte, einen guten Hasen zu kaufen, und ließ ihn denselben besehen. Da kamen sie überein, daß er ihm vier silberne Groschen für den Hasen gab und sechs Pfennige für den alten Sack, in dem der Hase steckte. Der Kürschner trug den Hasen in ihre Zusammenkunft, wo sie alle bei einander waren, mit großem Geschrei. Da rühmte er sich, wie er den schönsten lebendigen Hasen gekauft hätte. Als sie nun den Fastnachtsschmaus halten wollten, ließen sie den Hasen laufen im Garten, holten Hunde und wollten kurzweilen. Die Hunde liefen dem Hasen nach. Als nun der Hase nicht entlaufen konnte, da sprang er auf einen Baum und rief miau. Daher das Sprüchwort entstanden: „Die Katze ist den Baum hinauf.“ Als das die

Kürschner sahen, sagten sie: „Wir sind betrogen.“ Eulenspiegel aber war hinweg.

Wie Eulenspiegel einem Ledergerber Leder versott mit Stühlen und Bänken zu Braunschweig auf dem Damm.

Als Eulenspiegel von Leipzig reiste, kam er gen Braunschweig zu einem Gerber, zu Winterszeit; da gedachte er: du willst dich bei diesem Gerber diesen Winter über verweilen, und verdingte sich zu demselben. Als er nun etliche Tage bei ihm war, mußte der Gerber zu Gast essen; auf demselben Tag sollte Eulenspiegel Leder sieden. Da sagte der Gerber zu Eulenspiegel: „Siede gar den Zuber voll Leder.“ Eulenspiegel fragte: „Womit?“ Der Gerber aber sagte: „Was ist des Fragens nöthig? wenn ich kein Holz auf den Holzhäusern hätte, so hätte ich wohl noch soviel Stühle und Bänke, damit Du das Leder gar machtest.“ Eulenspiegel sagte: „Ja, es wäre gut;“ und der Gerber ging zu Gast. Eulenspiegel hing einen Kessel über und steckte das Leder, eine Haut nach der andern, hinein und sott das alles also gar, daß man es mit dem Finger entzwei reißen konnte. Als nun Eulenspiegel das Leder also gesotten hatte, hieb er alle Stühle und Bänke entzwei, die im Hause waren, steckte sie unter den Kessel und sott das Leder noch mehr. Da das geschehen war, that er das Leder aus dem Kessel, legte es auf einen Haufen und wanderte fein stillschweigend hinweg. Der Gerber sorgte für nichts, trank den ganzen Tag, ging des Abends voll zu Bette, und des Morgens verlangte ihn zu wissen, wie das Leder geworden wäre. Er stand auf, ging in das Gerbhaus und fand das Leder also gesotten, sah aber weder Stuhl noch Bänke im Haus. Er war deswegen ganz traurig, ging in die Kammer zu seiner Frau und sprach: „Frau, es ist übel abgelaufen! ich halte dafür, unser neuer Knecht sei Eulenspiegel gewesen, denn er that Alles, wie man ihn hieß; nun ist er fort und hat alle

unsere Stühle in das Feuer gethan und unser Leder völlig versotten.“ Die Frau weinte und sprach: „Lauft ihm geschwind nach und holt ihn wieder!“ Der Gerber sprach: „Nein, ich begehre sein nicht wieder mein Leben lang.“

Wie Eulenspiegel einen Weinzäpfer zu Lübeck betrog, als er ihm eine Kanne Wasser für eine Kanne Wein gab.

Eulenspiegel sah sich klüglich vor, als er gen Lübeck kam, und hielt sich ordentlich, daß er Niemandem Leides that, denn es ist zu Lübeck ein sehr strenges Recht. Zu derselben Zeit war ein Weinzäpfer in dem Rathskeller, der war ein hochmüthiger und stolzer Mann, meinte, es wäre Niemand so klug, als er, und er dürfte das auch von sich selber sagen. Er wollte auch gern für einen solchen angesehen sein, daß derjenige früh aufstehen müßte, der ihn betrügen wollte; darum wurden ihm die Bürger feind. Als nun Eulenspiegel den Uebermuth dieses Weinzäpfers hörte, konnte er den Schalk nicht länger verbergen, gedachte in seinem Sinn, wie fängst du es doch an, daß du ihm auch eine Schalkheit anthust, und ging hin, solches zu versuchen. Er nahm zwei Kannen, die waren beide gleich gemacht; die eine Kanne that er voll Wasser und trug sie unter dem Mantel verborgen, daß es Niemand sah, die leere Kanne aber trug er offen. So ging er mit den Kannen eiligst in den Weinkeller und läßt sich ein Maas Wein einmessen. Wie nun der Weinzäpfer einen Augenblick wegsieht, versteckt Eulenspiegel die Kanne mit dem Wein unter den Rock und setzt dafür die Kanne mit dem Wasser in das Kannenfaß und sprach: „Weinzäpfer! was gilt das Maas Wein?“ — „Vierzig Pfennige!“ sagte er.“ Es ist zu theuer! sprach Eulenspiegel. Ich habe nicht mehr als vier und zwanzig Pfennige; kann ich ihn dafür haben?“ Der Weinzäpfer wurde zornig und sprach: „Willst Du meinem Herrn den Wein schätzen? das ist hier ein gesetzter Kauf; wem

das nicht ansteht, der laß den Wein in meines Herrn Keller!" Der Weinzäpfer nimmt im Zorn die Kanne mit Wasser, gießt sie wieder oben zum Spundloch hinein und sagt: „Was bist Du für ein Thor, daß Du Wein messen lässest und kannst ihn nicht bezahlen?" Eulenspiegel nahm die Kanne, ging hinweg und sprach: „Ich sehe wohl, daß Du ein Thor bist; es ist Niemand so klug, er wird von Thoren betrogen, wenn er gleich ein Weinzäpfer wäre!" und ging damit hinweg.

Wie man Eulenspiegel zu Lübeck henken wollte, und er mit behender Schalkheit davon kam.

Als nun Eulenspiegel aus dem Keller ging, gedachte der Weinzäpfer erst an Eulenspiegels Worte, schaute sich um einen Büttel um, lief dem Eulenspiegel nach und erwischte ihn auf der Gasse. Der Büttel greift ihn an und fand die zwei Kannen bei ihm, die leere und die volle, darin der Wein war. Da sprachen sie ihn für einen Dieb an und führten ihn ins Gefängniß. Bald darauf wurde ihm von etlichen Stimmen das Urtheil gefällt: er habe den Galgen wohl verdient, man solle ihn deswegen henken. Etliche aber sprachen, es wäre nichts anders, als eine subtile Schalkheit; der Weinzäpfer sollte besser darauf Acht gegeben haben, weil er sich gerühmt, es könne ihn Niemand betrügen; daher sei es nichts anders, als eine Strafe für seine Vermessenheit. Diejenigen aber, die Eulenspiegel gram waren, sprachen: es sei Dieberei, er müßte hangen! mithin wurde ihm nach den meisten Stimmen der Galgen zuerkannt. Da nun der Gerichtstag herbei kam, an welchem man Eulenspiegel ausführen und henken sollte, war ein großer Zulauf in der ganzen Stadt, sowohl zu Fuß als zu Pferde, dermaßen, daß es endlich den Rath zu Lübeck reuete und er lieber Eulenspiegel noch länger am Leben lassen wollte, da ohnehin diese That nicht hinlänglich wäre. Etliche wollten gern sehen, was er für ein Ende nehmen

würde, weil er in seinem Leben ein so wunderseltsamer Mensch gewesen; Etliche meinten, er sei ein Schwarzkünstler, daß er sich damit würde erledigen können; der meiste Theil aber gönnte ihm, daß er lebendig bliebe. Daher war Eulenspiegel bei seiner letzten Ausführung ganz still, so daß sich Jedermann über ihn verwunderte und glaubte, er würde darüber in Verzweiflung gerathen. Solches währte bis an den Galgen. Da that er den Mund auf, ließ den ganzen Rath vor sich kommen und bat ihn gar demüthiglich, daß sie ihm eine Bitte gewähren sollten; er wollte sie weder um Leib und Leben, Hab und Gut, oder sonst um etwas bitten, sondern um eine geringe Sache, die ohne Schaden wohl zu thun sei, und die ihm vermuthlich ein ehrsamer Rath zu Lübeck um so weniger abschlagen könne und möge. Die Rathspersonen standen alle beisammen, verwunderten sich, was es doch sein möge, gingen deswegen ein wenig auf die Seite zu Rath und wurden endlich einig, daß sie ihm seine Bitte gewähren wollten, wenn sie nicht gerade wider die Artikel liefe, die er sich selbst bedungen. Eulenspiegel sprach: „Die Artikel, so gesagt, sollen ungekränkt bleiben; es ist nur etwas Geringes, darum ich bitte; wollt Ihr mir das halten, so gebt mir bloß die Hände darauf.“ Solches wurde ihm auch mit Mund und Hand zu halten versprochen. Da sprach der arme gefangene Eulenspiegel: „Ihr hochgebietende Herren von Lübeck! ich verlasse mich auf Euren Verspruch und nenne Euch meine Bitte, welche heißt: daß, wenn Ihr mich wirklich werdet von der Welt geschafft haben und aufhenken lassen, Ihr dem Weinzäpfer nebst dem Büttel, welche mich daher gebracht, befehlen wollt, daß sie drei Tage nach einander kommen und mich mit nüchternem Munde im Hintern lecken sollen.“ „Pfui! sprachen sie, das ist eine ungeziemliche Bitte,“ und ließen endlich den Eulenspiegel los, worauf er mit allen Freuden wieder nach Hause ging.

Wie Eulenspiegel zu Hammelstadt eine große Tasche zu machen verdingte.

Eulenspiegel ist abermals beschäftigt, eine Schalkheit anzurichten mit einer Tasche. Es war zu Hammelstadt ein Taschenmacher, zu dem kam Eulenspiegel und fragte: ob er ihm nicht könne eine schöne große Tasche machen? Der Meister sprach: „Ja; wie groß soll sie sein?“ Eulenspiegel sprach: „Groß genug!“ denn es war damals Mode, daß man große härene Taschen trug, die waren breit und weit. Der Taschenmacher verfertigte Eulenspiegel eine große Tasche. Als er darnach kam und die Tasche besah, sprach er: „Die Tasche ist nicht groß genug, das ist ein Täschlein; macht mir eine, die groß genug sei.“ Der Taschenmacher machte ihm eine Tasche von einer ganzen Kuhhaut, und machte sie so groß, daß man ein jähriges Kalb darin verbergen konnte. Da nun Eulenspiegel dazu kam, gefiel ihm die Tasche wieder nicht und sprach: „Die Tasche ist nicht groß genug; wenn er ihm eine machen wollte, die groß genug wäre, so wollte er ihm zwei Gulden darauf geben.“ Der Taschenmacher nahm die zwei Gulden und machte ihm eine andere Tasche, dazu nahm er drei Ochsenhäute. Da nun Eulenspiegel die Tasche sah, sprach er: „Meister! diese Tasche ist noch nicht groß genug; wenn Ihr mir aber eine so große Tasche machen wollt, daß wenn ich einen Pfennig heraus nehme, stets noch zwei andere darin bleiben, und daß ich nimmer könnte an den Boden greifen: die wollt ich Euch gern bezahlen!“ — ging also hinweg und ließ ihm seine Taschen und die zwei Gulden, nachdem der Taschenmacher wohl für zehn Gulden Leder verschnitten hatte.

Wie Eulenspiegel einen Metzger zu Erfurt um einen Braten betrog.

Als Eulenspiegel gen Erfurt kam, konnte er ebenfalls seine Bosheit nicht lassen; und er war bald bekannt mit den Bürgern und Studenten. Er ging einstmals bei den Fleischbänken vorbei, da sagte ein Metzger zu ihm: er sollte ihm etwas ab-

kaufen, das er mit nach Haus trüge. Eulenspiegel sprach zu ihm: „Was soll ich mitnehmen?“ „Einen guten Braten,“ sagte der Metzger. Eulenspiegel sagte: „Ja!“ nimmt den Braten bei einem Ende und lauft damit fort. Der Metzger lief ihm nach und sprach zu ihm: „Nicht also, Du mußt mir den Braten bezahlen!“ Eulenspiegel sagte: „Von der Bezahlung habt Ihr mir nichts gesagt, sondern Ihr sagtet: ob ich nicht etwas mitnehmen wollte, und wieset mich auf den Braten, daß ich ihn mit mir nach Hause nehmen sollte. Das kann ich beweisen mit Euren Nachbarn, die dabei standen. Die andern Metzger kamen dazu und sprachen aus Haß: „Ja, es wäre wahr.“ Sie waren aber dem Metzger gram, darum: wenn Jemand zu den andern Metzgern kam und wollte etwas kaufen, so rief er die Leute zu sich und entzog ihnen die Kaufleute; darum halfen sie dazu, daß Eulenspiegel den Braten behalten sollte. Indem der Metzger mit den andern zankte, nahm Eulenspiegel den Braten unter den Rock, lief hinweg und ließ sie sich mit einander zanken, so lange sie wollten.

Wie Eulenspiegel zu Erfurt denselben Metzger wieder um einen Braten betrog.

Ueber acht Tage hernach kam Eulenspiegel wieder unter die Fleischbänke; da sprach eben derselbe Metzger Eulenspiegel wieder an mit diesen Worten: „Komme wieder her und hole einen Braten!“ Eulenspiegel sagte: „Ja!“ und wollte nach dem Braten greifen; der Metzger aber war geschwinder und zog den Braten zu sich. Eulenspiegel sprach: „Laß den Braten liegen, ich will ihn bezahlen.“ Der Metzger legte den Braten wieder auf die Bank. Eulenspiegel sprach: „Wenn ich Dir etwas singe, das Dir gefällt, soll dann der Braten mein sein?“ Der Metzger sagte: „Ja, wenn Du mir ein Lied singst, das mir wohl gefällt, so kannst Du den Braten hinweg nehmen.“ Eu-

lenspiegel sagte: „Ich will den Braten nicht anrühren, mein Liedlein habe Dir denn zuvor wohl gefallen. Nun sang Eulenspiegel dem Metzger ein Liedlein, das wollte ihm aber nicht gefallen; dann ein zweites, das thats auch nicht. Als er aber auch das dritte umsonst gesungen hatte, machte er ein klägliches Gesicht und sagte: „Ich sehe, Du willst nicht; so muß ich den Braten wohl bezahlen.“ Damit griff er in die Tasche, holte seinen Beutel heraus und sang:

„Heraus mein liebes Beutelein,
Der Metzger muß bezahlet sein!“

„Recht so mein Bursch, das steht mir an!“ sagte der Metzger. „Ei, rief Eulenspiegel ganz lustig, so Euch mein Liedlein gefallen hat, hab ich den Braten umsonst!“ Damit ergriff er den Braten, nahm ihn mit sich nach Hause und dankte dem Metzger, daß er ihm wieder zu einem Braten geholfen habe ohne Geld.

Wie Eulenspiegel zu Dresden ein Schreinergesell war und wieder nicht viel Dank verdiente.

Eulenspiegel wandte sich gen Dresden an der Elbe und gab sich für einen Schreinergesellen aus. Da nahm ihn ein Schreiner an, der nothwendig Gesellen brauchte, weil ihm die seinigen Feierabend machten. Zu der Zeit war in der Stadt eine Hochzeit; zu derselben mußte der Meister auch gehen. Da sprach er zum Eulenspiegel: „Lieber Gesell! ich muß morgen zur Hochzeit gehen, und werde bei Tag nicht wieder kommen; arbeite fein fleißig und bringe die vier Bretter auf das genaueste zusammen in den Leim.“ Eulenspiegel sprach: „Ja, welche gehören zusammen?“ Der Meister legte ihm die Bretter auf einander, die zusammen gehörten und ging mit seiner Frau zur Hochzeit. Eulenspiegel aber, der ohnedem gewohnt war, seine Arbeit verkehrt zu machen, ließ sichs nun recht angelegen sein,

durchbohrte die schönen geraden Tischbretter, die ihm sein Meister auf einander gelehnt hatte, an drei oder vier Enden, schlug sie zusammen, und hatte den Leim in einem großen Kessel gesotten, damit er sie allenthalben bestreiche. Danach trug er die Bretter auf das Haus, und stieß sie oben zum Fenster hinaus, daß der Leim an der Sonne trocken werden sollte, und machte zeitlich Feierabend. Des Abends kam der Meister heim, hatte sich wohl bezecht, und fragte Eulenspiegel, was er den Tag über gearbeitet hätte? Eulenspiegel sagte: „Meister! ich habe die Tischbretter aufs genaueste in den Leim gebracht und bei guter Zeit Feierabend gehabt.“ Das gefiel dem Meister wohl, und sagte zu seiner Frau: „Das ist ein rechter Gesell, den muß man in Ehren halten!“ und ging also schlafen. Aber des Morgens hieß der Meister Eulenspiegel den Tisch bringen, den er bereitet und gemacht hätte. Er kam mit seiner Arbeit von der Bühne gezogen. Da nun der Meister sah, daß ihm der Schalk die Bretter verderbt hatte, sprach er: „Gesell! hast Du auch das Schreinerhandwerk gelernt?“ Eulenspiegel antwortete: „Warum fragt Ihr also?“ „Ich frage darum, sprach der Meister, weil Du mir so gute Bretter verderbt hast.“ Eulenspiegel sprach: „Lieber Meister! ich habe gethan, wie Ihr mich geheißen habt; ist es nun verderbt, so ist es Eure Schuld.“ Der Meister war zornig, und sprach: „Du Schalksnarr! packe dich fort aus meiner Werkstätte, ich habe an deiner Arbeit keinen Nutzen.“ Also schied Eulenspiegel von dannen, und verdiente keinen großen Dank; wiewohl er alles das that, was man ihn hieß, so war es doch nicht recht.

Wie Eulenspiegel ein Brillenmacher war und den Bischof von Trier belehrte, warum er in allen Ländern keine Arbeit bekommen könnte.

Zu derselben Zeit hatte man keinen Kaiser noch römischen König, und es war deswegen eine große Uneinigkeit im Reich

und unter den Churfürsten, bis endlich von den Churfürsten ein römischer König erwählt wurde. Es waren aber Andere da, die sich mit Gewalt in das Reich einzudrängen suchten. Da mußte der neu erwählte römische König sich sechs Monate vor Frankfurt lagern und warten, wer ihn da hinweg schlüge. Als der nun vieles Volk zu Pferd und zu Fuße bei einander hatte, gedachte Eulenspiegel: „Deine Sachen werden gut werden; es kommen viele fremde Herren dahin, die werden Dich nicht unbegabt lassen; bekomme ich etwas Geld, so bestehe ich wohl!" und machte sich auf den Weg. Da zogen die Herren aus allen Ländern dahin. Und es begab sich in der Wetterau bei Friedberg, daß der Bischof von Trier mit seinem Volke den Eulenspiegel auf dem Wege nach Frankfurt antraf. Weil nun der Schalk seltsam gekleidet war, so fragte ihn der Bischof: „Was er für ein Gesell wäre?" Eulenspiegel antwortete und sprach: „Gnädiger Herr! ich bin ein Brillenmacher und komme aus Brabant, da ist nichts zu gewinnen; deswegen muß ich nach Arbeit wandern und sehen, wo ich etwas verdiene." Der Bischof sagte: „Ich meinte, dein Handwerk sollte von Tag zu Tag besser werden, weil die Leute immer kränker werden und am Gesicht abnehmen, so daß man viele Brillen braucht." Eulenspiegel antwortete dem Bischof, und sprach: „Ja, gnädiger Herr! Euer Gnaden sagen wahr; aber nur eins verderbt unser Handwerk, was ich sagen wollte, wenn Euer Gnaden nicht darüber zürnten." „Nein, sprach der Bischof, wir sind das gewohnt, sag es nur frei heraus." Eulenspiegel sprach: „Gnädiger Herr! was unser Handwerk am meisten verdirbt, es am Ende noch gar vertilgen wird, wie zu befürchten steht, das ist, daß Ihr und andere große Herren, Päbste, Cardinäle, Bischöfe, Kaiser und Fürsten den Leuten so gern durch die Finger seht. Man findet im Gegentheil geschrieben, daß dergleichen große Herren und Fürsten vor Zeiten alle in Rechten pflegten zu lesen und zu studi-

ren, damit den Leuten kein Unrecht geschehe, da war unser Handwerk noch gut; die Pfaffen studirten auch fleißiger als jetzt, da gingen die Brillen reißend weg. Jetzt aber sind sie so gelehrt, daß sie ihre Sachen meistens auswendig daher sagen können, und oft in vier Wochen kein Buch ansehen; deswegen ist unser Handwerk so verdorben. Ich laufe aus einem Land in das andere, und kann nirgends Arbeit bekommen; der Fehler ist so groß, daß er sich auch auf die Bauern auf dem Lande erstreckt.“ Der Bischof verstand den Text und sprach: „Eulenspiegel, gehe mit uns nach Frankfurt, wir wollen Dir ein Geschenk geben!“ Da zog er mit ihnen fort.

Wie Eulenspiegel sich zu Windsheim bei einem Kaufmann als Koch und Kutscher verdingte.

Zu Windsheim, gleich in der Straße, wenn man vom Heumarkt gehen will, da wohnte ein gar reicher Kaufmann, der ging einstmals vor demselben Thore spazieren und wollte in seinen Garten gehen; unterwegs aber fand er den Eulenspiegel auf dem grünen Acker liegen; den grüßte er und fragte ihn, was er für ein Stallbruder wäre? Eulenspiegel antwortete mit versteckter Schalkheit: er wäre ein Küchenbube, und hätte keinen Dienst. Da sprach der Kaufmann zu ihm: „Wenn Du wolltest brav sein, ich wollte Dich selber aufnehmen und Dir neue Kleider machen lassen, denn ich habe eine Frau, die klagt alle Tage über das Kochen.“ Eulenspiegel sagte ihm große Treue und Frömmigkeit zu; darauf nahm ihn der Kaufmann an, und fragte, wie er heiße? Eulenspiegel sprach: „Herr! ich heiße Bartholomäus.“ Der Kaufmann sagte: „das ist ein langer Name, man kann ihn nicht wohl nennen, Du sollst Toll heißen.“ Eulenspiegel sprach: „Ja, lieber Herr! es ist mir gleich, wie ich heiße.“ — „Wohlan! sprach der Kaufmann zu Eulenspiegel, Du bist mir ein rechter Knecht; komm eilends her, und gehe

mit mir in meinen Garten, wir wollen Kraut mit uns heim nehmen und junge Hühner damit füllen, denn ich habe auf den nächsten Sonntag Gäste geladen, denen möchte ich gern eine Ehre anthun.“ Eulenspiegel ging mit ihm in seinen Garten, und daselbst schnitten sie Rosmarin ab, damit wollte er Hühner füllen auf welsche Manier, die andern mit Zwiebeln, Eiern und andern Kräutern; danach gingen sie mit einander nach Hause. Als nun die Frau den von Kleidern seltsamen Gast sah, fragte sie ihren Herrn, was das für ein Gesell wäre und was er mit ihm thun wollte, ob er besorgte, das Brod möchte ihm verschimmeln? Der Kaufmann sprach: „Frau, sei zufrieden! er soll dein eigener Knecht sein, er ist ein Koch.“ Die Frau sagte: „Ja, lieber Mann! er mag wohl gute Dinge kochen.“— „Sei zufrieden, sprach der Herr, Du wirst es morgen wohl sehen, was er kann,“ und rief Eulenspiegel: „Toll!“ Der antwortete bald: „Junker.“ — „Nimm den Sack, und gehe mir nach unter die Fleischbänke, wir wollen Fleisch zu Braten holen;“ also folgte er ihm nach. Da kaufte sein Junker Fleisch und einen Braten und sprach zu ihm: „Toll, setze den Braten morgen bald zu, brate ihn kühl und langsam ab, daß er nicht verbrenne; das andere Fleisch setze auch bei Zeiten zu.“ Eulenspiegel sagte: „Ja,“ und stand des Morgens früh auf, setzte die Kost zum Feuer, aber den Braten steckte er an einen Spieß und legte ihn zwischen zwei Fässer Einbeckisch Bier in den Keller, daß er kühl liege und nicht verbrenne. Weil nun der Kaufmann den Stadtschreiber und andere gute Freunde zu Gast geladen hatte, so kam er, und wollte sehen, ob die Gäste angekommen wären, und die Mahlzeit bereit wäre. Er fragte seinen neuen Knecht, ob er fertig wäre? Eulenspiegel antwortete: „Es ist alles bereit ohne den Braten.“ Der Junker sprach: „Wo ist er?“ Eulenspiegel sprach: „Er liegt im Keller zwischen zwei Fässern; einen kühlern Ort wußte ich im Hause nicht, weil Ihr

sagtet, ich sollte ihn kühl legen.“ — „Ist er denn auch zubereitet?“ sprach der Kaufmann. „Nein, sprach Eulenspiegel, ich habe nicht gewußt, wenn Ihr ihn haben wollt.“ Indem kamen die Gäste. Denen sagte der Kaufmann von seinem Knechte, wie er den Braten in den Keller gelegt hätte; darüber lachten sie alle, und machten einen Spaß daraus. Die Frau aber war nicht damit zufrieden um der Gäste willen und sagte zu ihrem Herrn, er solle den Knecht gehen lassen, sie sehe wohl, daß er ein Schalk wäre. Der Kaufmann sprach: „Liebe Frau! sei zufrieden; ich werde ihn zu einer Reise nach der Stadt Goslar brauchen, und wenn ich wieder heim komme, will ich ihn laufen lassen.“ Nachdem sie nun gegessen und getrunken hatten, und guter Dinge gewesen waren, und es auf den Abend ging, sprach der Kaufmann zu seinem Knecht: „Toll, richte den Wagen zu und schmier ihn wohl, wir wollen morgen gen Goslar fahren; es ist auch ein Pfaff, der heißt Herr Heinrich Hammelstadt, der ist dort zu Haus, und will mitfahren.“ Da sprach Eulenspiegel: „Ja, es soll sein,“ und fragte ihn, was er für eine Salbe nehmen sollte. Der Kaufmann warf ihm einen Schilling hin und sprach zu ihm: „Gehe hin, kauf Karrensalbe und laß die Frau altes Fett darunter thun.“ Er machte es so; und da jedermann schlafen war, beschmierte er den Wagen inwendig und auswendig sehr wohl, am meisten aber da, wo man sitzen sollte. Früh Morgens stand der Kaufmann auf mit dem Pfaffen, und hieß Eulenspiegel die Pferde anspannen. Das that er gleich. Sie saßen auf, und fuhren fröhlich davon. Da fing der Pfaff an, und sagte: „Was ist denn hier so Fettes? ich wollte mich halten, daß mich der Wagen nicht so schüttelte, und beschmierte die Hände damit.“ Sie hießen den Eulenspiegel still halten und sagten zu ihm, sie wären beide hinten und vorn beschmiert, und wurden zornig über den guten Eulenspiegel. Indem kam ein Bauer mit einem Fuder Stroh vorbeigefahren; dem kauften sie

etliche Bund ab, wischten den Wagen damit ab und saßen wie der auf. Da sprach der Kaufmann im Zorn zu Eulenspiegel „Du verlaufner Schalk! was hast Du gemacht? fahre fort an den lichten Galgen, Du Schelmhals!“ Das that Eulenspiegel. Als er nun unter den Galgen kam, hielt er still und spannte die Pferde aus. Der Kaufmann sprach zu ihm: „Was willst Du machen, Du Schalk?“ Eulenspiegel sprach: „Ihr hießet mich unter den Galgen fahren, jetzt sind wir da, ich meinte, wir wollten hier ruhen.“ Indem sah der Kaufmann aus dem Wagen; da hielten sie unter dem Galgen. Was wollten sie thun? sie mußten über die Thorheit lachen. Der Kaufmann rief: „Hänge vor, Du Schalk! und fahre fort.“ Eulenspiegel zog den Nagel aus dem Landwagen, und als er eine Ackerlänge gefahren war, ging der Wagen von einander, und das hinterste Gestell blieb stehen. Eulenspiegel fuhr immer fort, und hörte nicht, wie laut sie auch riefen. So liefen sie ihm denn nach, bis sie ihn eingeholt hatten. Der Kaufmann wollte ihn todtschlagen; der Pfaff aber wehrte, so gut er konnte. Da sie nun die Reise vollbracht hatten und wieder nach Haus kamen, fragte die Frau den Kaufmann, wie es ihm ergangen wäre? „Seltsam genug! sagte der Kaufmann; doch wir sind zurückgekommen, und ich bin froh, daß wir da sind.“ Hierauf rief er den Eulenspiegel und sagte: „Reisecompan! Diese Nacht bleibe noch hier, iß und trink brav, aber morgen räume mir das Haus, ich will Dich nicht länger haben; Du bist ein übler Schalk! wer weiß, wo Du herkommst?“ Eulenspiegel sprach: „Ich thue alles, was man mich heißt, kann es aber niemand recht machen. Doch, so Euch meine Dienste nicht anständig sind, so will ich morgen das Haus räumen und wandern.“ Des andern Tags stand der Kaufmann auf und sprach zu Eulenspiegel: „Iß und trink Dich satt und packe Dich! ich will in die Kirche gehen; laß Dich nicht wieder finden!“ Eulenspiegel schwieg still; und als der Kaufmann aus dem Hause war, fing er an zu räu-

men Stühle und Bänke, und was er fortbringen konnte, das brachte er auf die Gasse: Kupfer, Zinn und Wachs, daß die Nachbarn sich darüber wunderten, was doch daraus werden wollte, daß man alles Gut auf die Gasse trüge. Das wurde dem Kaufmann gesagt; der kam eilends gelaufen, und sprach zu Eulenspiegel: „Du frommer Knecht, was machst Du! sind ich Dich noch hier?“ „Ja, Junker! sprach Eulenspiegel; ich wollte erst Euren Willen erfüllen, wie ihr mich geheißen das Haus räumen, und darnach wandern,“ und sprach: „Helft mir, die Thür ist mir zu schwer, ich kanns nicht allein thun.“ — „Laß liegen, sprach der Kaufmann, und gehe fort! es hat mich mehr gekostet, als daß man's in den Koth werfen soll.“ Eulenspiegel sprach: „Es ist doch ein großes Wunder! Ich thue alles, was man mich heißt, und kann doch nirgends Dank verdienen, das betrübt mich recht: ich bin in einer unglücklichen Stunde geboren!“ Hiemit schied Eulenspiegel von dannen und ließ den Kaufmann das Gut wieder hinein schleppen, worüber die Nachbarn lachten.

Wie Eulenspiegel zu Wismar ein Roßtäuscher wurde und einen Kaufmann betrog.

Schimpfliche Schalkheit that Eulenspiegel einem Roßtäuscher bei dem See zu Wismar an. Dahin nämlich kam allezeit ein Roßtäuscher, der kaufte für Andere, die ihm Auftrag gegeben hatten, Pferde ein und hatte dabei die Gewohnheit, daß er die Pferde, welche ihm zum Kaufe geboten wurde, am Schwanze zog. Er hatte aber sein Gemerk am Ziehen, ob das Roß lange leben würde. Sein Gemerk aber war dieses: hatte ein Pferd einen langen Schwanz, so zog er es bei dem Schwanz; stand ihm nun das lange Haar schwach im Schwanze, so kaufte er es nicht, denn er hatte den Glauben, daß es nicht lange lebte; stand ihm dagegen das Haar fest im Schwanze, so kaufte er es und hatte guten Glauben daran, daß es lange leben würde und

wäre harter Natur. Dies war eine gemeine Sage zu Wismar, danach sich Jedermann richtete. Eulenspiegel wußte es auch und dachte, dem mußt Du auch eine Schalkheit thun, es sei, was es wolle. Da nahm Eulenspiegel ein Pferd mit kurzem Schweif und klebte ihm künstlich mit Blut und Harz einen schönen langen Schwanz an. Danach zog er mit dem Pferde zu Markt und bot es so theuer, daß sich kein Käufer fand, bis der Roßtäuscher kam, der die Pferde beim Schwanz zog, dem bot er das Pferd wohlfeil. Der Kaufmann sah wohl, daß das Pferd schön und gut war, trat herzu und wollte es beim Schwanz ziehen. Wie er nun aber anzog, da behielt er den Schwanz in der Hand, und glaubte selbst nichts anders, als daß er dem Pferde den Schwanz ausgerissen hätte. Der Kaufmann wurde zaghaft, Eulenspiegel aber rief: „Sehet diesen Bösewicht! wie er mir mein Pferd verderbt hat!" Die Bürger liefen hinzu, die Sache zu vermitteln, und machten, daß der Kaufmann Eulenspiegeln zehn Gulden Entschädigung geben mußte für den Schwanz, worauf der Schelm glücklich hinweg zog.

Wie Eulenspiegel einem Pfeifendreher zu Lüneburg seine Schalkheit bewies.

Zu Lüneburg wohnte ein Pfeifendreher, der war ein Landfahrer gewesen und war einstmals beim Bier. Eulenspiegel kam auch dazu und fand viel Gesellschaft da. Dieser Pfeifendreher lud Eulenspiegel zu Gast und sagte scherzweise: „Komme morgen zu Mittag und iß mit mir, so Du kannst." Eulenspiegel sprach: „Ja!" machte Ernst, kam des andern Tags und wollte mit dem Pfeifendreher zu Gast essen. Als er nun vor die Thür kam, war sie oben und unten verschlossen und alle Fenster waren gleichfalls zu. Eulenspiegel ging vor dem Hause hin und her, so lange daß es beinahe Mittag war, doch blieb das Haus immer zu; da sahe er wohl, daß er betrogen war, lief davon

und schwieg still bis den andern Tag. Da kam Eulenspiegel zu dem Pfeifendreher auf den Markt und sprach: „Ihr habt wohl Gäste eingeladen, geht aber selbst aus und verschließt die Thür oben und unten.“ Der Pfeifendreher sprach: „Ich habe Dich unter der Bedingung geladen und gesagt: Komme morgen zu Mittag und iß mit mir, so Du kannst; da Du nun die Thüre zugeschlossen fandst, konntest Du freilich nicht mit mir essen.“ — „Das dank Dir, mein Wirth! sprach Eulenspiegel; muß doch noch alle Tage lernen.“ Der Pfeifendreher lachte und sprach: „Ich will Dich nicht veriren: gehe nur heim, die Thür steht offen; Du findest Gesottenes und Gebratenes beim Feuer, ich will Dir bald nachkommen, Du sollst allein sein und außer Dir habe ich keinen Gast.“ Eulenspiegel ging hin und fand Braten; die Frau stand dabei und rüstete zu. Eulenspiegel sagte zur Frau, es sei ihrem Hauswirth auf dem Markt ein sehr großer Fisch verehrt worden; sie solle eilends mit der Magd hingehen und ihm solchen heim helfen tragen, er wolle indessen den Braten umwenden. Die Frau lief eilfertig dem Markt zu, sammt der Magd; unterwegs aber begegnete ihnen der Pfeifendreher und sprach: „Was habt Ihr zu laufen?“ Sie sprachen: Eulenspiegel wäre in das Haus gekommen und hätte sie geheißen auf den Markt gehen, weil ihm ein großer Fisch geschenkt worden wäre, den sollte sie heim tragen helfen. Der Pfeifendreher sprach: „Wenn nur eine zu Haus geblieben wäre! das hat er nicht umsonst gethan.“ Indessen hatte Eulenspiegel das Haus unten und oben verschlossen. Wie nun der Pfeifendreher mit seiner Frau und Magd vor das Haus kamen, fanden sie die Thüre zu. Da sagte der Pfeifendreher zu seiner Frau: „Nun siehst Du wohl, was Du für einen Fisch holen solltest?“ Sie klopften an die Thüre; Eulenspiegel aber lief gleich herbei und sprach: „Lasset Euer Klopfen bleiben, ich lasse Niemand herein! dieser Wirth hat mir versprochen, ich soll allein hierinnen sein, er

wollte sonst keinen Gast mehr haben, als mich; darum geht nur hin und kommt nach dem Essen wieder!" Der Pfeifendreher sprach: „Das ist wahr, ich sagte also, aber ich meinte es nicht auf diese Art. — Laßt ihn jetzt nur essen, sagte der Pfeifendreher zu seiner Frau, ich will ihm schon wieder einen Possen dafür thun." Darauf ging er mit der Frau und der Magd in des Nachbars Haus und wartete so lange, bis Eulenspiegel fertig war. Der hatte das Essen gar gemacht, es auf den Tisch getragen und sichs recht wohl schmecken lassen. Da er nun genug hatte, setzte er das Uebrige wieder zum Feuer und öffnete die Thür. Wie nun der Pfeifendreher mit den Seinigen hereinkommt, spricht er zu Eulenspiegel: „So machen es fromme Leute nicht, wie Du gethan hast." Eulenspiegel sprach: „Sollte ich das selbander thun, was ich allein thun kann? das wäre einfältig. Wenn mich einer zu Gast bäte und ich brächte mehre Gäste mit, das würde dem Wirth nicht gefallen!" Mit diesen Worten ging er aus dem Hause. Der Pfeifendreher sah ihm nach und sprach: „Ich will Dich schon wieder bezahlen, Du Schalk!" Eulenspiegel sprach: „Wers am besten kann, der ist Meister." Da ging der Pfeifendreher von Stund an zu dem Schinder und sagte zu ihm: in der Herberge sei ein frommer Mann, der heiße Eulenspiegel, dem sei diese Nacht ein Pferd gestorben, das solle er hinausführen, und zeigte ihm das Haus. Der Schinder sah, daß es der Pfeifendreher war und sprach: „Ja, ich will es thun," und fuhr mit dem Schinderkarren vor die Herberge. Eulenspiegel fragte, was er wollte? Der Schinder sprach: Der Pfeifendreher wäre bei ihm gewesen und hätte ihm gesagt, daß sein Pferd gestorben wäre, er sollte es hinaus führen, ob es wahr wäre? Eulenspiegel besann sich nicht lange, wies ihm den Hintern und sprach: „Da sieh her! Der Pfeifendreher hat Dich zum Besten gehabt, denn er hat mit mir gewettet, daß Du eilends kommen würdest, um Dir meinen Hintern zu besehen."

Der Schinder wurde zornig, fuhr mit dem Schinderkarren vor des Pfeifendrehers Haus, ließ den Karren daselbst stehen und verklagte den Pfeifendreher. Da mußte dieser dem Schinder sechs Gulden geben. Eulenspiegel aber sattelte sein Pferd und ritt aus der Stadt.

Wie Eulenspiegel einen Bauer um ein grünes Tuch betrog, und ihn überredete, daß es blau wäre.

Eulenspiegel wollte allezeit Gesottenes und Gebratenes essen; darum suchte er schon, wo ers bekäme. Einstmals kam er auf den Jahrmarkt nach Oltzen und besah überall, was da zu thun war. Unter anderm sah er, daß ein Landmann ein grünes Tuch kaufte, und damit nach Hause wollte. Da gedachte Eulenspiegel, wie er den Bauer um das Tuch betrügen möchte, und erkundigte sich nach dem Dorfe, wo er her wäre. Hierauf nahm er einen Pfaffen und einen andern losen Gesellen mit sich aus der Stadt auf dem Weg, welchen der Bauer herkommen sollte. Er sagte ihnen, wie sie es anfangen wollten, und sie sollten je einer eine Ackerslänge von dem andern bleiben und übrigens seines Winkes gewärtig sein. Als nun der Bauer mit dem Tuche aus der Stadt kam und ruhig seines Weges nach Hause ging, begegnete ihn der Eulenspiegel, grüßte ihn und fragte: wo, um welchen Preis er das schöne blaue Tuch gekauft habe. Der Bauer sah ihn verdutzt an und erwiderte endlich: Das Tuch ist grün und nicht blau." Eulenspiegel aber sprach: Es wäre blau und er wollte zwanzig Gulden gegen das Tuch setzen. Der nächste Mensch, der daher käme, und grün und blau besser unterscheiden könne, der solle Zeuge sein. Da gab Eulenspiegel dem ersten ein Zeichen, daß er käme; zu dem sagte der Bauer: „Freund! wir zwei sind streitig wegen der Farbe des Tuchs; sage Du die Wahrheit, ob es grün oder blau sei, und was Du uns sagest, bei dem soll es bleiben." Da sagte Jener: „das ist ein schönes blaues Tuch!" Der Bauer sprach:

„Nein, Ihr seid beide Schälke, Ihr habt es so mit einander abgeredet.“ Da sprach Eulenspiegel: „Wohlan! auf daß Du sieheſt, daß ich Recht habe, so wollen wir noch des dort daher kommenden frommen Priesters Ausspruch vernehmen; was der sagt, das soll gelten.“ Der Bauer war deſſen zufrieden. Als aber der Pfaff näher zu ihnen kam, sprach Eulenspiegel zu ihm: „Herr! sag uns recht, was dies Tuch für eine Farbe habe?“ Der Pfaff sagte: „Das seht Ihr wohl.“ Der Bauer sprach: „Ja, Herr! aber die zwei wollen mich bereden, es sei blau, das doch erlogen iſt.“ Der Pfaff sprach: „Was hab ich mit Euren Händeln zu schaffen.“ Der Bauer sagte: „Lieber Herr! gebt uns doch einen Ausspruch hierin.“ „Nun, so Ihrs haben wollt, sprach der fromme Pfaff, so kann ich selbſt nicht anders sagen, als daß das Tuch blau iſt.“ Da rief Eulenspiegel: „Jetzt hörſt Du es wohl, daß das Tuch mein iſt.“ Der Bauer sagte: „Wenn Ihr kein geweihter Prieſter wäret, glaubte ich es nicht; so aber muß ichs glauben, es mag wahr sein oder nicht!“ mithin mußte er dem Eulenspiegel das Tuch überlaſſen.

Wie Eulenspiegel zu Bremen von den Bäuerinnen Milch kaufte und alle Milch zusammen in einen Zuber schütten ließ.

Eulenspiegel reiſte einſtmals nach Bremen auf den Markt, und sah, daß die Bäuerinnen viel Milch dahin gebracht hatten. Um nun denſelben einen Poſſen zu spielen, rüſtete er einen großen Zuber, setzte solchen auf den Markt, kaufte alle Milch auf, die auf den Markt kam, ließ sie alle zusammen in den Zuber schütten und schrie einer jeden Frau zu: „Hieher! die eine hat so viel, die andere wieder soviel, und so fort;“ sagte auch zu den Frauen, sie sollten so lange warten, bis er die Milch alle beiſammen hätte, alsdann wollte er eine jegliche bezahlen. Die Frauen saßen alle auf dem Markt herum in einem Kreiſe und warteten, bis keine Milch mehr kam und der Zuber ganz voll war. Da gab Eulen-

spiegel seinen Scherz an den Tag und sprach: „Ich habe für diesmal kein Geld; welche nicht vierzehen Tage borgen kann, die kann ihre Milch wieder aus dem Zuber nehmen!“ und ging also hinweg. Die Bäuerinnen machten einen großen Lärm und jede wollte am meisten Milch aus dem Zuber haben, also daß sie endlich darüber mit Eimern, Legeln und Flaschen einander nach den Köpfen warfen und schlugen, einander die Milch in die Augen gossen und sie an die Kleider und auf die Erde schütteten. Es sah aus, als hätte es Milch geregnet. Die Bürger, die es sahen, lachten des Possens, den Eulenspiegel den Bäuerinnen gespielt, und lobten ihn.

Wie Eulenspiegel zu zwölf Blinden sagte, er hätte ihnen zwölf Gulden gegeben, und ein jeder meinte, der andere hätte das Geld in Empfang genommen.

Da Eulenspiegel ein Land nach dem andern durchwanderte, so kam er einmal wieder gen Hannover, und trieb daselbst viel seltsame Schwänke. Einstmals ritt er vor dem Thor eine Ackerlänge spazieren; da begegneten ihm zwölf Blinde. Als nun Eulenspiegel zu ihnen kam, sprach er: „Woher ihr Blinden?“ Die Blinden standen und hatten wohl gemerkt, daß er auf einem Pferde saß; sie meinten aber, er wäre ein ehrlicher Mann, zogen deswegen ihre Kappen ab und sprachen: „Lieber Junker! wir armen Leute sind in der Stadt gewesen, da war ein reicher Mann gestorben, dem hielt man ein Seelenamt, und man gab uns eine Spende; es war aber sehr kalt.“ Da sagte Eulenspiegel zu den Blinden: „Es ist gar kalt, ich fürchte, Ihr möchtet erfrieren; nehmt hin die zwölf Gulden, geht damit wieder in die Stadt zum Hansen Friz, in die Herberge, und verzehrt solche um meinetwillen, bis der Winter vorbei ist, daß Ihr wieder wandern könnt.“ Die Blinden stunden, neigten sich, dankten ihm fleißig, und meinte immer ein Blinder vom

andern, daß dieser das Geld hätte. Hierauf gingen sie in die Herberge, die ihnen Eulenspiegel angewiesen hatte, und sprachen: sie hätten einen Wohlthäter gefunden, der ihnen zwölf Gulden geschenkt, die sollten sie um seinetwillen verzehren, bis der Sommer komme, weil es jetzt sehr kalt sei. Der Wirth war begierig nach dem Gelde, dachte aber nicht daran zu fragen, welcher Blinde das Geld hätte. Er sprach: „Lieben Brüder! jetzt will ich Euch Gutes thun;" schlug sogleich einen Ochsen, hieb den in etliche Stücke, kochte den Blinden davon, und ließ sie zehren, so lange, bis ihn däuchte, daß sie zwölf Gulden verzehrt hätten. Da sprach er: „Lieben Brüder! wir wollen auch einmal rechnen; die zwölf Gulden sind bald verzehrt." Die Blinden sagten: „Ja," und fragte immer einer den andern, welcher die zwölf Gulden hätte, damit man den Wirth bezahlte. Es wollte aber weder der erste, noch der zweite, noch dritte, noch endlich der letzte davon wissen. Die Blinden saßen, und kratzten sich den Kopf, denn sie waren betrogen; desgleichen der Wirth, welcher dachte: lässest Du sie gehen, so wird Dir die Zeche nicht bezahlt; behältst Du sie, so fressen sie noch mehr und bist in doppeltem Schaden. Er sperrte sie deswegen in den Schweinstall hinein, verschloß sie, und gab ihnen statt Brot Stroh und Heu. Eulenspiegel glaubte, es werde Zeit sein, daß die Blinden das Geld verzehrt, verkleidete sich, und ritt in die Stadt zu jenem Wirth ins Haus. Als er nun in den Hof geritten kam, wollte er sein Pferd in den Stall bringen; da sah er, daß die Blinden in dem Schweinstall lagen, ging in das Haus und sagte: „Herr Wirth! warum lasset Ihr die armen blinden Leute in dem Stalle liegen?" Der Wirth sprach: „Ich wollte, daß sie wären, wo alle Wasser zusammenlaufen, wäre nur mir meine Zeche bezahlt!" und erzählte ihm den ganzen Handel. Eulenspiegel sprach: „Könnt Ihr denn keinen Bürgen bekommen?" der Wirth sagte: „Ja, wenn ich einen gewissen

bekommen könnte, den nähme ich an, und ließe die armen Blinden laufen.“ Eulenspiegel sprach: „Wohlan! ich will mich in der ganzen Stadt umsehen, daß ich Euch einen Bürgen verschaffe.“ Hierauf ging Eulenspiegel zu dem Pfarrer und sagte zu ihm: „Lieber Pfarrer! wollt Ihr Euer Amt brauchen? Mein Wirth allhie ist von einem bösen Geiste besessen und läßt Euch bitten, daß Ihr ihn durch Beschwören davon erledigen wollet.“ Der Pfarrer sagte: „Ja, aber Ihr müßt ein Paar Tage verziehen; solche Sachen kann man nicht übereilen.“ Eulenspiegel sagte: „Ich will hingehen und seine Frau holen, daß Ihr es zu ihr selber sagt.“ Der Pfarrer sagte: „Ja, lasset sie herkommen.“ Da ging Eulenspiegel zu seinem Wirth und sprach zu ihm: „Ich habe Euch einen Bürgen bekommen, das ist Euer Pfarrer, der will dafür stehen; darum lasset Eure Frau mit mir zu ihm gehen, er will ihr solches selbst zusagen.“ Der Wirth war deswegen froh und schickte seine Frau mit ihm zu dem Pfarrer; da fing Eulenspiegel an: „Herr Pfarrer! hier ist die Frau; sagt Ihr nun selber, was Ihr zu sagen habt.“ Der Pfarrer sprach: „Liebe Frau! verziehet nur ein Paar Tage, so will ich dann helfen.“ Die Frau sagte: „Ja,“ ging mit Eulenspiegel wieder nach Haus und sagte das zu ihrem Hauswirth. Der Wirth war froh, ließ die Blinden gehen und sprach sie frei. Eulenspiegel schlich auch zugleich von dannen. An dem dritten Tage ging die Frau hin, und mahnte den Pfarrer an die zwölf Gulden, so die Blinden verzehrt hätten. Der Pfarrer sagte: „Liebe Frau! hat Euch Euer Hauswirth das geheißen?“ Die Frau sagte: „Ja.“ Der Pfarrer sprach: „Das ist der bösen Geister Art, daß sie Geld haben wollen.“ Die Frau sprach: „Das ist kein böser Geist, er will nur die Zeche.“ Der Pfarrer sprach: „Man hat mir gesagt, Euer Mann sei besessen von einem bösen Geiste; holt mir ihn, ich will ihm davon helfen.“ Die Frau sagte: „So machen es alle Be-

trüger! wenn sie bezahlen sollen, sagen sie, man sei mit dem bösen Geist besessen;" lief heim und sagte das ihrem Manne. Der Wirth war ganz zornig und lief nach dem Pfarrhof mit einem Spieß in der Hand. Dem Pfarrer wurde angst; er rief seine Nachbarn um Hilfe an, um wider einen Mann, der von dem bösen Geiste besessen sei, zu streiten. Der Wirth sagte: „Pfaff, bezahle mich!" und wollte den Pfarrer schlagen. Die Nachbarn liefen dazwischen, konnten sie fast nicht aus einander bringen und wußten sich auch nicht in diesen Streit zu finden. Der Wirth wollte haben, der Pfarrer sollte ihn bezahlen; der Pfarrer sagte, er sei ihm nichts schuldig, der Wirth sei von dem bösen Geist besessen, davon wolle er ihm ja helfen. Endlich gingen sie heim.

Wie Eulenspiegel in einer Stadt an der Weser Schälke ausäete.

Bald danach kam Eulenspiegel an der Weser in eine Stadt und blieb da so lange, daß er alle Händel innen wurde. Er hatte nämlich daselbst zwölf Herbergen; was ihm in der einen abging, das fand er in einer andern. Er hörte und sah aber, daß wunderseltsame Dinge in dieser Stadt vorgingen, und wußte nicht, was er daraus machen sollte, bis er auf den Gedanken kam, daß sie Mangel an klugen und verschmitzten Leuten hätten. Nun wollte er ihnen zu Hilfe kommen und machte den Anfang auf der Gasse vor dem Rathhaus; auf die säete er zu beiden Seiten reichlich Saamen aus. Da kamen die Leute in Haufen herbei und fragten, was er da aussäe? Er sprach: „Ich säe Schälke." Die Leute sprachen: „Die darfst Du hier nicht säen, wir haben deren so genug!" und sprachen; „Warum säest Du nicht auch fromme Leute?" Er sprach: „Die wollen hier nicht aufgehen, der Boden trägt solche hie nicht." Diese Worte kamen vor den Rath, und Eulenspiegel wurde belangt. Sie befahlen ihm, seinen Saamen wieder aufzuheben und sich zur Stadt hin-

aus zu packen. Dem kam er nach und reiste wohl zehn Meilen von dannen in eine andere Stadt. Aber das Geschrei von seiner Saat kam vor ihm in dieselbe Stadt; da mußte er versprechen, ohne Essen und Trinken durch die Stadt zu ziehen. Als es nun nicht anders sein konnte, entlehnte er ein Schifflein und wollte seinen Sack mit der Saat in das Schiff heben lassen. Als aber der Sack von der Erde aufgehoben wurde, riß er mitten entzwei und die Saat mit dem Sack blieb da liegen. Ob die Saat aufgegangen, weiß man nicht; Eulenspiegel aber lief davon und soll noch wieder kommen.

Wie Eulenspiegel sich zu Hamburg zu einem Barbierer verdingte und dem Herrn durch die Fenster in die Stube ging.

Einstmals reiste Eulenspiegel nach Hamburg auf den Markt, blieb da stehen, und sah sich um; da kam ein Barbier zu ihm und sprach: „Was bist Du für ein Gesell?" Eulenspiegel antwortete: „Ich bin ein Barbier." Der Herr wohnte auf dem Holzmarkt gleich gegenüber, wo sie standen, und das Haus hatte hohe Fenster gegen die Straße zu. Da sagte der Barbierer zu Eulenspiegel: „Siehst Du das hohe Haus gegenüber, wo die hohen Fenster sind? daselbst gehe hinein, ich will bald nachkommen." Eulenspiegel sprach: „Ja," ging zum Haus durch die Fenster hinein und grüßte alle die drin waren. Die Frau saß in der Stube und spann, war sehr erschrocken und sprach: „Wo führt Dich der Gukuk her! kannst Du nicht zur Thür herein gehen, ist Dir die Thüre nicht weit genug?" Eulenspiegel sprach: „Liebe Frau, zürnt nicht! Euer Herr hat mich das geheißen und will mich zu seinem Gesellen annehmen." Die Frau sagte: „Das wäre mir ein schöner Gesell, der mir solchen Schaden thut!" Eulenspiegel sprach: „Liebe Frau! soll nicht ein Gesell thun, was ihn sein Herr heißt?" Indem kam der Barbierer, hörte und sah den Handel mit an, und

sprach: „Warum bist Du nicht zur Thüre herein gegangen und hast mir meine Fenster ganz gelassen? Was für Ursache hast Du gehabt, daß Du durch die Fenster herein gekrochen bist?“ Eulenspiegel sprach: „Lieber Herr! Ihr sagtet mir ja, ich sollte da hinein gehen, wo die hohen Fenster wären, Ihr wolltet bald nachkommen; das habe ich gethan, wie Ihr mich geheißen habt.“ Der Herr schwieg still, weil er ihn nöthig brauchte, und gedachte: vielleicht kann ich etwas an ihm verbessern, er nimmt etwa desto weniger Lohn, damit mir mein Schaden ersetzt wird. Der Herr gab ihm die Scheermesser zu schleifen, und sprach: „Schleife sie glatt auf dem Rücken, gleich der Schneide.“ Eulenspiegel sprach: „Ja,“ und fing die Messer an zu schleifen, den Rücken gleich der Schneide. Der Herr wollte sehen, was er machte; da sahe er, daß die Scheermesser am Rücken scharf waren, wie an der Schneide. Da sagte der Herr: „Was machst Du? das wird nicht gut.“ Eulenspiegel sprach: „Warum sollte das nicht gut werden? ich mache es, wie Ihr mich geheißen habt.“ Der Herr wurde zornig und sprach: „Ich sehe, daß Du ein arger böser Schalk bist; laß dein Schleifen bleiben, und gehe wieder hin, wo Du hergekommen bist!“ — „Ja, wir können so nicht ewig beisammen bleiben,“ sprach Eulenspiegel und lief wieder von der Stube durch das Fenster hinaus, wo er hergekommen war. Da wurde der Barbierer noch zorniger, lief ihm mit dem Büttel nach und wollte ihn einsetzen lassen, daß er ihm die Fenster bezahlen sollte. Aber Eulenspiegel war geschwind, kam in ein Schiff und fuhr davon.

Wie Eulenspiegel einen Wirth zu Eisleben mit einem Wolfe schreckte.

Zu Eisleben wohnte ein Wirth, welcher vornehm und gar spöttisch war; zu dem kam Eulenspiegel zur Herberge. Es war Winter und lag ein großer Schnee. Da kamen drei Kaufleute aus Sachsen bei finsterer Nacht auch in die Herberge, die

wollten nach Nürnberg reisen. Der Wirth war behend mit dem Mund, empfing die drei Kaufleute bei der Hand und redete sie mit schnellen Worten also an: „Woher so spät? warum seid Ihr so lange ausgeblieben?“ Da sprachen die Kaufleute: „Herr Wirth! Ihr dürft deswegen nicht zürnen; es ist uns unterwegs etwas Widriges begegnet mit einem Wolfe, welcher uns angefallen, daß wir uns mit ihm schlagen mußten; das verhinderte uns so lange.“ Als der Wirth das hörte, stichelte er fortwährend auf sie und sprach: das wäre eine große Schande, wenn sie sich ließen durch einen Wolf aufhalten; und wenn er allein in dem Felde wäre, und ihm zwei Wölfe begegneten, so wollte er sie verjagen. Nun wären sie ihrer drei, und ließen sich von einem einzigen Wolf erschrecken! Solches währte den ganzen Abend fort, daß der Wirth die Kaufleute verspottete, bis sie zu Bette gingen. Eulenspiegel aber saß dabei und hörte zu. Als sie nun zu Bette gingen, wurden die Kaufleute und Eulenspiegel in eine Kammer gelegt; da redeten die Kaufleute unter einander, wie sie es anstellen möchten, daß sie dem Wirth sein Gespött bezahlten. Da sprach Eulenspiegel: „Lieben Freunde! Ich merke wohl, daß unser Wirth nur ein Großsprecher ist; wollt Ihr mich hören, so will ich ihn bezahlen, daß er Euch nichts mehr von dem Wolfe sagen soll.“ Den Kaufleuten gefiel das wohl und sie versprachen ihm dafür Geld zu geben. Da sprach Eulenspiegel: sie sollten nur indessen ihrer Kaufmannschaft nachreisen, und bei der Rückkehr allhier wieder einkehren; er wolle auch dazu kommen, da würden sie den Wirth schon dafür heimschicken.“ Die Kaufleute waren reisefertig, bezahlten die Zeche, für Eulenspiegel auch mit, und ritten fort. Der Wirth aber rief den Kaufleuten noch spöttisch nach: „Ihr Herren, sehet zu, daß Euch kein Wolf begegnet!“ Sie sprachen: „Habt Dank, daß Ihr uns warnet; wenn uns die Wölfe fressen, so kommen wir nicht wieder.“ Da ritt Eulenspiegel auf die Hatz,

stellte den Wölfen nach und fing einen. Er tödtete ihn und ließ ihn hart gefrieren. Nachdem nun die Kaufleute wieder nach Eisleben zurückkamen und bei demselben Wirth Herberge genommen hatten, that Eulenspiegel den todten Wolf in einen Sack und kam, ihrer Abrede gemäß, auch dazu. Des Abends und beim Nachtessen verirte der Wirth die Kaufleute noch immer wegen des Wolfes; sie sagten aber, daß ihnen wahrhaftig solches begegnet wäre. Der Wirth versicherte auch abermals mit hochtrabenden Worten, wie er zwei Wölfe in Stücken schlagen wollte, und das währte den ganzen Abend, bis sie zu Bette gingen. Eulenspiegel schwieg so lange still, bis er zu den Kaufleuten in die Kammer kam; da sprach er zu ihnen: „Ihr Herren und guten Freunde! wachet noch ein wenig und lasset das Licht brennen.“ Wie nun der Wirth mit seinem Gesinde schlafen war, da schlich sich Eulenspiegel aus der Kammer, holte den todten Wolf, der hartgefroren war, trug ihn in die Küche zu dem Heerd, unterstützte ihn mit Stecken, daß er aufrecht stand, sperrte ihm das Maul weit auf, und steckte ihm zwei Kindesschüchlein hinein. Darauf ging er wieder in die Kammer und rief den Wirth. Dieser hörte es bald und fragte: was sie wollten? Da sprachen sie: „Holt uns zu trinken, wir können vor Durst nicht bleiben.“ Der Wirth war zornig und sprach: „Das ist der Sachsen Art, daß sie Tag und Nacht saufen!“ und rief der Magd, sie sollte aufstehen, und zu Trinken in die Kammer bringen. Die Magd stand auf, ging zum Feuer und wollte ein Licht anzünden; da sah sie dem Wolf gerade in den Rachen, erschrak darüber so, daß sie das Licht fallen ließ, lief in den Hof, und glaubte nicht anders, als daß der Wolf die Kinder gefressen hätte. Eulenspiegel und die Kaufleute riefen immer um Trinken. Der Wirth meinte, die Magd wäre verschlafen, und rief dem Knechte; der stand auf, wollte auch ein Licht anzünden, sah den Wolf da stehen, meinte nicht anders, als daß er die Magd gefressen

hätte, und lief in den Keller. Eulenspiegel sprach: „Seid nur getrost, das Spiel wird gut werden!“ rief zum dritten Mal: wo der Knecht und die Magd wären, daß sie kein Trinken brächten; er sollte doch selber kommen und ein Licht bringen, sie könnten nicht aus der Kammer kommen! Der Wirth meinte nicht anders, als der Knecht wäre auch verschlafen, wurde zornig und sprach: „Die Sachsen machen mir gar zu viel Mühe mit ihrem Trinken!“ stand auf, zündete ein Licht an bei dem Feuer und sah den Wolf oben bei dem Heerde stehen, wie er die Schuhe im Maul hatte. Da lief er zu den Kaufleuten in die Kammer, fing an überlaut zu schreien: „Kommt mir doch zu Hilfe, lieben Freunde! es steht ein greulich Thier bei dem Feuer, das hat mir die Kinder, die Magd und den Knecht gefressen!“ Die Herren gingen mit ihm; der Knecht kam aus dem Keller, die Magd aus dem Hofe, die Frau brachte die Kinder aus der Kammer: sie waren alle lebendig. Eulenspiegel ging hinzu und stieß den Wolf mit dem Fuße um, welcher sich nicht regte. Eulenspiegel sprach: „Das ist nur ein todter Wolf, und Ihr macht daraus ein solches Geschrei; was seid Ihr für ein furchtsamer Hase? Es ist noch nicht lange, da wolltet Ihr gegen zwei lebendige Wölfe streiten.“ Die Kaufleute lachten den Wirth aus, bezahlten des Morgens ihre Zeche und ritten mit Eulenspiegel davon.

Wie Eulenspiegel einen Wirth mit dem Klange vom Gelde bezahlte.

Zu Cöln war Eulenspiegel in der Herberge lange Zeit; da begab es sich, daß das Essen erst spät zum Feuer gebracht wurde, da es doch bald Mittag war. Dieses verdroß Eulenspiegel sehr, daß er so lange fasten sollte. Den Verdruß sah ihm die Wirthin wohl an und sprach zu ihm: „Wer nicht warten will, bis das Essen fertig ist, der mag essen, was er hat.“ Eulenspiegel aß einen Wecken auf und ging oft zum Heerde. Endlich wurde der

Tisch gedeckt und die Speise aufgetragen. Der Wirth saß mit den fremden Gästen zu Tisch, Eulenspiegel aber blieb in der Küche. Der Wirth sprach: „Willst Du nicht zu Tisch sitzen?“ — „Nein, sprach Eulenspiegel, ich mag nicht essen, ich bin vom Geruche des Braten satt geworden.“ Der Wirth schwieg, aß mit den Gästen, und nach verrichteter Mahlzeit bezahlte Jeder seine Zeche für den Braten; der eine wanderte, der andere blieb. Eulenspiegel saß bei dem Feuer; da kam der Wirth mit dem Zählbrett und wollte zwei kölnische Weißpfennige für das Mahl haben. Eulenspiegel sprach: „Herr Wirth! seid Ihr ein solcher Mann, daß Ihr Geld von einem nehmet, der Eure Speise nicht ißt?“ Der Wirth wurde zornig und sagte: er sollte das Geld geben; hätte er nicht gegessen, so wäre er doch vom Geruch satt geworden: er wäre da gesessen bei dem Braten; das wäre soviel, als wenn er an der Tafel gesessen wäre und mitgegessen hätte, das wollte er ihm für eine Mahlzeit rechnen. Eulenspiegel zog einen kölnischen Weißpfennig hervor, warf ihn auf die Bank und sprach: „Herr Wirth! hört Ihr diesen Klang?“ Der Wirth sprach: „Diesen Klang höre ich wohl.“ Eulenspiegel war geschwind mit seinem Pfennig wieder in den Seckel und sprach: „So viel als Euch der Klang hilft, eben so viel hilft mich auch der Geruch von dem Braten in meinem Bauche;“ spottete des Wirths und zog von da nach Sachsen.

Wie Eulenspiegel einen Hund schund und das Fell der Wirthin zur Bezahlung gab.

Auf eine Zeit begab es sich, daß Eulenspiegel in eine Herberge kam und die Wirthin allein fand. Dieselbe Wirthin hatte ein zartes Hündlein, welches ihr gar lieb war und allezeit auf ihrem Schooß liegen mußte, wenn sie müßig war. Dasselbige hatte sie so gewöhnt, daß, wenn sie Bier trank, sie ihm ein wenig in ein Schüsselein geben mußte, daß er auch trank. Als nun

Eulenspiegel bei dem Feuer saß und aus der Kanne trank, stund der Hund gleich auf und begab sich zu Eulenspiegel. Das sah die Wirthin und sprach: „Ach Lieber! gebt ihm zu trinken in die Schüssel, das ist seine Meinung.“ Eulenspiegel sagte zu ihr: „Gern.“ Die Wirthin ging und verrichtete ihre Arbeit, was sie zu schaffen hatte. Eulenspiegel trank, gab dem Hund auch in eine Schüssel und darein einen Bissen Fleisch, also, daß der Hund voll wurde, sich zum Feuer legte und sich streckte, so lang er war. Da sagte Eulenspiegel zu der Wirthin: „Wir wollen rechnen,“ und fragte: „Liebe Frau! wenn ein Gast Eure Kost ißt und Euer Bier trinkt, hätte aber kein Geld, wolltet Ihr einem solchen Gast auch borgen?“ Die Wirthin gedachte nicht darauf, daß er den Hund meinte, argwöhnte auf ihn selbst und sprach zu ihm: „Herr Gast, man muß hie Geld haben oder Pfand!“ Eulenspiegel sprach: „Des bin ich meines Theils zufrieden, ein Anderer sorge für das Seine;“ da ging die Wirthin hinweg. Eulenspiegel aber nahm den Hund unter den Rock, ging in den Stall und zog ihm das Fell ab. Danach ging er wieder in das Haus zum Feuer und hatte des Hundes Fell unter dem Rocke. Da hieß Eulenspiegel die Wirthin zu sich kommen und sagte: „Laßt uns rechnen.“ Die Wirthin rechnete. Eulenspiegel legte die halbe Zeche hin. Die Wirthin sagte: „Wer die andere halbe bezahlen sollte? er hätte ja das Bier allein getrunken.“ Er sprach: „Nein, ich hatte einen Gast, der trank auch mit; derselbe hatte kein Geld, sondern er hatte ein Pfand; der soll die andere Hälfte bezahlen.“ Die Wirthin fragte: „Was ist das für ein Gast, was hat er für ein Pfand?“ Eulenspiegel sprach: „Das ist der Rock, den er anhatte;“ zog des Hundes Fell unter dem Rock hervor und sprach: „Sehet Wirthin! das ist des Gastes Rock, der mit mir trank.“ Die Wirthin erschrak, da sie sah, daß es ihres Hundes Fell war, wurde zornig und sprach: „Warum hast Du mir meinen Hund

abgezogen?" Eulenspiegel sagte: „Frau! das ist Eure eigne Schuld; Ihr sagtet ja selbst, Ihr müßtet Geld oder Pfand haben; weil nun der Gast sonst nichts hatte, mußte er eben seinen Rock lassen, den nehmet nun hin für sein Bier." Die Wirthin konnte weiter nichts machen, als ihn fortgehen heißen und nicht wieder kommen.

Wie Eulenspiegel eine Wirthin überredet, daß er allbereit auf dem Rade liege.

Nach geraumer Zeit kam Eulenspiegel abermals zu derselben Wirthin in die Herberge und sah in dem Hause ein Rad liegen; da legte er sich oben darauf, bot der Wirthin einen guten Tag und fragte: „Ob sie nicht etwas gehört hätte vom Eulenspiegel?" Sie aber sprach: was sie von dem Schalk hören sollte! sie möchte ihn gar nicht nennen hören." Eulenspiegel sprach: „Was hat er Euch denn gethan, daß Ihr ihm so gram seid?" Sie sprach: „Das bin ich wohl innen worden; er kam auch her zu mir, schund mir meinen Hund und gab mir das Fell für das Bier, so er getrunken hatte, da er sich doch hätte schämen sollen, daß er mit einem Hunde Gesellschaft gemacht und hernach das Amt eines Schinders an ihm verrichtet hatte." Eulenspiegel sprach: „Frau, das ist recht gethan!" Die Wirthin sprach: „Es wird ihm auch nicht wohl ergehen!" Eulenspiegel sprach: „Frau! das ist schon geschehen, er liegt auf dem Rade." Die Wirthin sagte: „Wie die Arbeit, so der Lohn." Eulenspiegel sprach: „Ich bins, kennt Ihr mich noch? Adieu! ich scheide davon."

Wie Eulenspiegel eine Wirthin mit dem bloßen Hintern in die Asche setzt.

Zornige böse Nachreden bringen einen bösen Lohn. Als Eulenspiegel von Rom reiste, kam er in ein Dorf; da war eine

große Herberge, aber der Wirth war nicht zu Hause. Da fragte Eulenspiegel die Wirthin, ob sie auch Eulenspiegel kennte? Die Wirthin sprach: „Nein, ich kenne ihn nicht; ich habe wohl von ihm hören sagen, daß er ein auserlesener Schalk sei.“ Da sprach Eulenspiegel: „Liebe Frau! warum sagt Ihr das, und kennt ihn doch nicht.“ Die Frau sprach: „Was ist daran gelegen, daß ich ihn nicht kenne? Die Leute sagen eben, er sei ein böser Bube.“ Eulenspiegel sagte: „Liebe Frau! hat er Euch etwas Leides gethan?“ Die Frau sprach: „Ich sage, wie ich es von den Leuten gehört habe, die bei mir aus- und eingehen.“ Eulenspiegel schwieg still. Des Morgens, da es Tag wurde, scharrt er die heiße Asche auf dem Heerd von einander, geht vor das Bett der Wirthin, nimmt die Frau aus dem Schlaf, trägt sie in die Küche und setzt sie mit bloßem Hintern in die heiße Asche und spricht: „Nun Wirthin! jetzt könnt Ihr wohl von Eulenspiegel sagen, daß er ein Schalk sei; Ihr empfindet es nun wohl und habt ihn gesehen.“ Das Weib schrie, was sie konnte; Eulenspiegel aber lief aus dem Hause und lachte.

Wie ein Holländer Eulenspiegel einen gebratenen Apfel vom Teller aß, der ihm nicht wohl bekam.

Einen Holländer bezahlte Eulenspiegel recht und redlich zu Andorf in einer Herberge. Da waren holländische Kaufleute, und Eulenspiegel war ein wenig krank, daß er kein Fleisch mochte, und man kochte ihm weiche Eier. Als nun die Gäste zu Tisch saßen, brachte er die weichen Eier mit sich und einer der Holländer sah Eulenspiegel für einen Bauer an und sprach: „Bauer! magst Du des Wirthes Kost nicht, muß man dir Eier kochen?“ nimmt die beiden Eier, schlägt sie auf, schüttet eins nach dem andern in den Hals, legt die Schalen wieder vor Eulenspiegel und spricht: „Lecke Du das Faß, der Dotter ist heraus.“ Die andern Gäste lachten darüber und Eulenspiegel mit ihnen.

Auf den Abend aber kaufte Eulenspiegel einen schönen Apfel, den höhlte er inwendig aus, füllte ihn voll Fliegen, bratete den Apfel, schälte und überstreute ihn auswendig mit Zucker und Ingwer. Als sie nun des Abends wieder zu Tische saßen, brachte Eulenspiegel den Apfel auf einem Teller und kehrte sich von dem Tisch, als ob er mehr holen wollte. Als er nun den Rücken wandte, da greift der Holländer zu, nimmt den gebratenen Apfel von dem Teller und schluckt ihn hinein. Alsbald fing der Holländer an sich zu brechen und gab alles von sich, was er im Leibe hatte, daß er ganz krank wurde, und der Wirth und die Gäste meinten, Eulenspiegel hätte ihn mit dem Apfel vergeben. Eulenspiegel sprach: „Das ist kein Gift, es ist eine Reinigung des Magens. Hätte er mir gesagt, daß er den Apfel so begierig essen wollte, so hätte ich ihn gewarnt; denn in die weichen Eier kamen keine Mucken, aber in dem gebratenen Apfel lagen sie: die muß er wieder von sich geben.“ Indem kam der Holländer zu ihm selber und sprach zu Eulenspiegel: „Iß, brate oder koche, was Du willst; ich esse nicht mehr mit Dir, und wenn Du Krammetsvögel hättest.“

Wie Eulenspiegel machte, daß eine Frau alle ihre Häfen entzwei schlug.

Auf eine Zeit reiste Eulenspiegel wieder einmal nach Bremen zu dem Bischof, welcher viel Scherz mit ihm verübte. Der Bischof liebte ihn sehr, weil er immerdar etwas Seltsames anstellte, darüber der Bischof lachen mußte. Daher hielt er ihm sein Pferd kostenfrei. Nun stellte sich Eulenspiegel eines Tages, als ob er der Possen müde wäre und in die Kirche gehen wollte. Da spottete der Bischof seiner; aber Eulenspiegel kehrte sich nicht daran, ging hin und betete, bis ihn der Bischof auf das äußerste anreizte. Da verhandelte Eulenspiegel heimlich mit eines Hafners Frau, die auf dem Markt saß und einen Haufen Häfen feil hatte; dieselbe bezahlte Eulenspiegel der Frau alle mit ein-

ander und machte mit ihr ab, wie sie thun sollte, wenn er ihr winkte oder ein Zeichen gäbe. Da kam Eulenspiegel wieder zu dem Bischof und that, als wenn er in der Kirche gewesen wäre; der Bischof aber spottete seiner wieder. Endlich sprach er zu dem Bischof: „Gnädiger Herr! kommt mit mir auf den Markt, da sitzt eine Häfnerin mit Häfen; da will ich mit Euch wetten, ich will nicht mit ihr sprechen, noch ihr mit den Augen winken, sondern sie nur durch Gedanken dazu bringen, daß sie aufstehen, einen Stecken nehmen und alle ihre Häfen selber entzwei schlagen soll." „Das möchte ich gern sehen!" sprach der Bischof und wettete mit ihm um dreißig Gulden, wenn die Frau das thun würde. Der Bischof ging mit Eulenspiegel auf den Markt. Eulenspiegel zeigte ihm die Frau und sie gingen auf das Rathhaus. Eulenspiegel blieb bei dem Bischof und trieb allerhand Possen, als ob diese die Frau dahin bringen sollten, daß sie also thäte, wie er versprochen hatte. Zuletzt gab er der Frau das verabredete Zeichen, da stand sie auf und schlug die Häfen alle entzwei. Als nun der Bischof wieder in seinen Hof kam, nahm er ihn auf die Seite und sagte zu ihm, daß er ihm die Ursache eröffnen sollte, warum das Weib die Häfen entzwei geschlagen hätte, so wollte er ihm die dreißig Gulden geben, um die er mit ihm gewettet hätte. Eulenspiegel sagte: „Ja, gnädiger Herr! es ist natürlich zugegangen, ich habe der Frau die Häfen vorher bezahlt und solches mit ihr abgeredet." Da lachte der Bischof und gab ihm die dreißig Gulden mit der Bedingung, daß ers Niemand sagen sollte, er wollte ihm noch zu einem feisten Ochsen helfen. „Ja," sprach Eulenspiegel, war das wohl zufrieden und reiste von dannen. Als er nun hinweg war, saß der Bischof mit seinen Rittern und Herren über Tisch, denen eröffnete er, wie er eine Kunst gelernt, die Häfnerinnen dahin zu bringen, daß sie alle ihre Häfen entzwei schlügen. Die Ritter und Herren begehrten das nicht zu sehen, sondern wollten

nur die Kunst wissen. Der Bischof sagte: „Wenn mir ein Jeder einen guten feisten Ochsen in die Küche verehrt, so will ich Euch diese Kunst auch lehren.“ Es war damals Herbstzeit, da die Ochsen am besten waren, und ein Jeder gedachte: sie kommen mich nicht sauer an, ich will ein Paar Ochsen geben, daß ich diese Kunst lerne. Also bekam der Bischof sechszehn Ochsen, und ein jeder Ochs war damals zwölf Gulden werth; mithin wurden ihm die dreißig Gulden, so er Eulenspiegel gegeben, sechsfach bezahlt. Indessen kam Eulenspiegel geritten, da die Ochsen noch bei einander standen und sprach: „Von dieser Beute gehört mir die Hälfte.“ Der Bischof sagte zu Eulenspiegel: „Halte Du mir, was Du versprochen hast, ich will Dir mein Versprechen auch halten, und lasse mich bei meinem Gewinn.“ Damit verehrte er ihm einen feisten Ochsen, den nahm Eulenspiegel mit großer Reverenz an. Hierauf entdeckte der Bischof den Rittern und Herrn seine Kunst, sowie er sie auch gelernt, nämlich daß sich Eulenspiegel vorher mit der Frau unterredet und die Häfen bezahlt habe. Da saßen die Herren ganz bestürzt und sahen, daß sie mit List betrogen waren und keiner durfte dem andern etwas vorwerfen; der eine kratzte sich den Kopf, der andere suchte es hinten im Nacken. Die Wette gereuete sie, denn sie bekümmerten sich um ihre Ochsen; zuletzt mußten sie doch zufrieden sein und trösteten sich damit, daß endlich der Nutzen ihrem gnädigen Herrn zugefallen; doch bereueten sie daneben ihre Thorheit, daß sie um einer solchen Thorheit willen soviel Ochsen dahin gegeben. Eulenspiegel aber freute sich und zog mit seiner Beute davon.

Wie Eulenspiegel ein Roßtäuscher wurde.

Einstmals hatte Eulenspiegel ein stetig Pferd feil. Da kam einer und wollte es ihm abkaufen, besah es und fragte ihn, ob es keine böse Tücke hinter sich hätte; er sollte ihm solches nicht

verhehlen, er wollte es ihm redlich bezahlen. Eulenspiegel sprach: „Ich weiß kein Gebrechen an ihm, als daß es nicht über die Bäume geht.“ Der Kaufmann sagte: „Ich will es über keinen Baum reiten; willst Du mirs um einen billigen Pfennig geben, so nehme ich es.“ Eulenspiegel sagte: „Ich gebe Dirs um keinen Pfennig, um funfzehn Gulden will ich Dirs geben; und so wurden sie des Kaufs einig. Als nun der Käufer zur Stadt hinaus reiten wollte, konnte er das Pferd nicht über die Brücke bringen. Wie er nun sah, daß das Pferd stetig war, ritt er zurück und wollte es dem Eulenspiegel wiedergeben, indem er ihn einen Betrüger schalt. Eulenspiegel wollte aber das Geld nicht wieder herausgeben, indem er sagte: er sei kein Betrüger, denn er habe ihm redlich gesagt, daß das Pferd nicht über die Bäume gehen wolle, die Brücke aber sei aus Bäumen gemacht. Da ging der Mann hin und verklagte den Eulenspiegel und es wurde rechtlich erkannt und Eulenspiegel das Pferd zuerkannt, so daß er das Geld wieder zurück geben sollte. Eulenspiegel mußte auch noch das Gerichtsgeld bezahlen und war diesmal mit seiner Schalkheit nicht durchgekommen.

Wie Eulenspiegel einem Roßtäuscher ein Pferd abkaufte und es ihm nur halb bezahlte.

Eulenspiegel kam nach Hildesheim zu einem Roßtäuscher, der bot ihm ein Pferd an um fünf und zwanzig Gulden. Eulenspiegel handelte mit ihm auf vier und zwanzig Gulden und sagte: „Zwölf Gulden will ich Dir baar geben, die andern zwölf will ich Dir schuldig bleiben.“ Der Roßtäuscher gab das Pferd auf diese Bedingung. Eulenspiegel zählte ihm zwölf Gulden hin und ritt weg. Es stand an wohl drei Monate, da kam der Roßtäuscher zu ihm und forderte die zwölf Gulden. Eulenspiegel sprach: „Ich will Dir solche schuldig bleiben.“ Sie kamen mit einander vor Gericht. Eulenspiegel verantwortete sich vor dem Rich-

ter und sprach: „Ich habe das Pferd um vierundzwanzig Gulden gekauft und ausgemacht, die Hälfte baar zu erlegen, die zwölf Gulden aber schuldig zu bleiben. So ist der Kauf ergangen und anders nicht; hoffe also, der Herr Richter wird mich bei meinem Recht erhalten." Weil nun die Sache ziemlich dunkel, konnte der Richter nicht Recht sprechen; mithin verblieb Eulenspiegel das Pferd.

Wie Eulenspiegel ein Hirte wurde im Herzogthum Braunschweig.

Was Eulenspiegel auch immer für Schalkheit übte, so konnte er doch nicht reich werden; daher wußte er endlich nicht mehr, was er anstellen sollte, daß er zu etwas käme. Da dachte er bei sich selbst: „Alle Amtleute der Fürsten werden reich," und ging zum Fürsten und bat ihn, daß er ihn etliche Jahre zu einem Hirten seines Viehes machen wolle, er dürfe ihm keinen Lohn geben. Der Fürst überließ es ihm auf zehn Jahr. Da wurde Eulenspiegel ein gewaltiger Hirte; er schrieb an einige Städte im Land, er hörte sagen, daß sie so gute Weide hätten, er wollte kommen und seines Fürsten Vieh darauf weiden. Sie erschraken sehr und befürchteten, es würde ihnen ihre Weide gar abgefressen, schickten ihm daher fünfundzwanzig Gulden, er sollte sie dessen überheben. Eulenspiegel gedachte: es wird gut werden! schrieb an eine andere Stadt, die schickte ihm auch Geld; und das währte so fort, bis er einen Rock von dem schönsten Fuchspelz bekam sammt einem Stück Geld. Der Fürst fragte, wie dieses zugehe? Er antwortete: „Es ist kein Aemtlein so klein, es ist des Henkers werth."

Wie Eulenspiegel ein Paar Schuhe kaufte ohne Geld.

Auf eine Zeit ging Eulenspiegel gen Erfurt durch die Schuhmachergasse. Da rief eine Schustersfrau Eulenspiegel nach, er sollte ihr ein gut Paar Schuhe abkaufen; er probirte einen an, der war ihm recht, der andere auch, da lief er mit davon. Die Frau sprang ihm nach und schrie: „Haltet den Dieb!" Die Nachbarn wollten ihn halten; da sagte er: „Ei! lasset mich gehen, wir laufen in die Wette um ein Paar Schuhe." Also kam er davon mit einem Paar Schuhe, die er ohne Geld kaufte.

Wie Eulenspiegel sich zu einem Bauer verdingte.

Auf eine Zeit hatte sich Eulenspiegel bei einem Bauer verdingt. Nun wollte der Bauer einstmals mit seinem Knechte Eulenspiegel in den Wald fahren, um einen Karren mit Holz zu holen; der Knecht saß auf dem Pferd und der Bauer hinter demselben auf den Bäumen. Indem kommt ein Hase über den Weg gelaufen. Da sprach der Bauer: „Knecht, kehre wieder um! es ist gar unglück-

selig, wenn einem ein Hase über den Weg läuft, wir wollen heute etwas anders thun;" und fuhren wieder heim. Des andern Tages fuhren sie wieder hinaus, und da sie nahe zu dem Walde kamen, sprach Eulenspiegel: „Bauer! Es ist uns ein Wolf über den Weg gelaufen." Der Bauer sprach: „Fahr hin! es ist lauter Glück, wenn einem ein Wolf über den Weg läuft." Sie fuhren hin, spannten das Pferd aus auf der Weide und ließen den Karren also stehen, gingen in den Wald und haueten Holz. Wie sie fertig waren, schickte der Bauer nach dem Pferd und Karren, daß sie luden und heim führen. Als der gute Knecht vor den Wald kam, sah er, daß das Pferd gefällt war; der Wolf steckte mit dem Kopf in ihm und fraß. Eulenspiegel war heimlich froh, lief hin und sprach: „Kommt, Bauer! das Glück steckt im Pferd." Der Bauer sprach: „Was sagst Du?" Eulenspiegel sprach: „Geht eilends oder Ihr versäumt das Glück." Wie sie hinkamen, fanden sie den Wolf im Pferde stecken und fressen. Da sprach Eulenspiegel: „Bauer! wären wir gestern dem Hasen nachgefahren, der hätte Euch das Pferd nicht gefressen. Ihr seid aber ein abergläubiger Mann, darum begehre ich nicht länger bei Euch zu bleiben."

Wie Eulenspiegel nach Paris auf die hohe Schule zog.

Als man in Paris examinirte ad Licentiam, ging Eulenspiegel auch hinein, stellte sich vor den, der oben auf dem Stuhle saß und sah ihn an. Der Doctor sprach zu ihm: „Lieber Gesell! was thust Du hier? willst Du etwas fragen?" Eulenspiegel sagte: „Ja, Herr, ich habe eine Frage zu thun, die lautet also: Welches ist besser, daß ein Mensch das thut, was er weiß, oder das, daß einer lernt, was er nicht weiß? Oder machen die Doctores Bücher, oder machen die Bücher Doctores?" Diese gleichgültige Frage kam ihnen wunderlich vor und wußte Keiner gleich, wie er die Antwort am besten geben sollte; die meisten meinten, es wäre besser, daß ein jeder Mensch thät, was er wüßte, als daß er das erst erlernen sollte, was er nicht wisse. Da sprach Eulenspiegel: „So seid Ihr alle große Narren, daß Ihr stets das lernen wollt, was Ihr nicht wisset, und was Ihr wisset, will Keiner von Euch thun!" mit Erörterung dieser Fragen ging er heim.

Wie Eulenspiegel zu Berlin ein Büttel oder Stadtknecht wurde, und große Lust hatte, den Bauern Geld oder Pfand auszutragen.

Eulenspiegel brachte es dahin, daß man ihn in Berlin zu einem Büttel oder Stadtknecht machte. Da ist er einstmals ausgeschickt worden in ein Dorf, Geld als Zins zu fordern von einem Bauer, der es nicht gern her gab oder arm war. Eulenspiegel lief unbedacht

mit seinem Spießlein dahin. Da kam der böse Feind zu ihm in Bauerngestalt; Eulenspiegel merkte aber wohl, daß es der Teufel war. Sie fingen mit einander an zu reden. Der Bauer sprach: „Willst Du Geld fordern oder einbringen? laßt uns mit einander Gesellschaft machen, denn ich gehe auf einen verborgenen Schatz, den will ich einbringen und mit Dir theilen.“ Eulenspiegel gedachte: Du hast schon oft gehört, der Teufel müsse viel Schätze zu finden wissen, wurde der Sache mit ihm eins, und reiste mit ihm. Da kamen sie durch ein Dorf, dort hörten sie ein Kind schreien und weinen; zu dem trat seine Mutter und sprach im Zorn: „So schreie und weine, daß Dich der Teufel hole!“ Da sprach Eulenspiegel: „Hörst Du nicht, man will Dir ein Kind geben, warum nimmst Du es nicht?“ Der Teufel sprach: „Lieber! es ist der Mutter nicht Ernst, sie hat es nur im Zorn gesagt.“ Darauf gingen sie fort über das Feld, und kamen zu einer Sau, welcher der Hirt nachlief, um sie wieder zur Heerde zu bringen, und rief: „Daß der Teufel die Säue hole!“ Eulenspiegel hätte gern einen Theil daran gehabt, und sprach: „Hörst Du nicht? da gibt man Dir jetzt eine Sau, warum nimmst Du sie nicht? Ich will Dir forthin die Gesellschaft aufsagen.“ Der Teufel sprach: „Lieber! was wollt ich mit der Sau thun? Es ist ihm auch nicht Ernst, und wenn ich sie nähme, so müßte sie der arme Hirt bezahlen; ich warte auf ein Besseres.“ Eulenspiegel gedachte: aha auf einen Schatz! Hierauf gingen sie bis in den Hof, da Eulenspiegel Geld fordern sollte; da stand der Vater in der Scheuer und drasch Korn. Sobald er Eulenspiegel mit seinem Spießlein sahe, sprach er: „Bist Du schon wieder da; ich wollte, daß Dich der Teufel holte!“ Der Teufel sagte zu Eulenspiegel: „Hörst Du auch, was der Bauer sagt? und dem ist es jetzt sein Ernst. Du mußt mit mir.“ Eulenspiegel sagte: „Ich will mit Dir rechnen; denn ich habe gesagt, ich wolle Dir die Gesellschaft aufsagen, das thue ich jetzt, darum thue mir nichts wider das Recht; ich bin ein Stadtknecht, und entbiete ich Dich vor meinen Schultheissen;“ er kam aber nicht. Hierauf legte Eulenspiegel sein Amt nieder.

Wie Eulenspiegel eine Metze hatte, die er für seine Ehefrau ausgab, und sich zu einem Dorfpfarrer verdingte.

Auf eine Zeit wurde Eulenspiegel redlich bezahlt von einem Dorfpfarrer, der bedurfte eines Meßners, und nahm Eulenspiegel an und dingte ihn. Als er nun eine Zeit bei ihm war, und wohl sah, daß der Pfarrer ein Liebhaber der Frauenzimmer war, sprach er einstmals: „Herr! ich möchte gern wissen, bei wie viel Frauen Ihr in diesem Dorfe gewesen seid; sagt mirs heimlich, es soll bei

mir bleiben." Der Pfarrer sagte: „Ich will es thun und traue Dir, Du bist mein getreuer Knecht. Mittwoch ist ein Feiertag, da ist ein groß Opfer; und wenn ich vor dem Altar stehe, und dessen warte, so stehe Du daneben und gib die Stelle zu küssen; bei welcher ich nun sage: Brems! auf die gib Acht; bei derselben bin ich gewesen." Da ging die Schultheissin um den Altar; da sprach der Pfarrer: Brems. Eulenspiegel däuchte das seltsam, aber er schwieg. Indem geht Eulenspiegels Frau auch um den Altar; da sprach der Pfarrer auch: Brems. Eulenspiegel sprach: „Es ist meine Frau." Der Pfaff sprach: „Das macht nichts, sie ist Brems; ich will Dir nicht Unrecht thun." Eulenspiegel fand sich hierüber beschimpft, zog von Stund an hinweg und ließ den Pfaffen mit der Metze dahinten.

Wie Eulenspiegel zu Marienthal die Mönche in der Metten zählte.

Als Eulenspiegel mit der Zeit alle Länder durchlaufen, alt und verdrossen geworden war, kam ihn die Reue an, und er trachtete, wie er sich in ein Kloster mit seiner Armuth begeben möchte, darin er von seinem bisher geführten sündlichen Leben abstehen und frömmer werden möchte, damit er nicht verloren wäre. In dieser Absicht kam er zu dem Abt von Marienthal, und bat ihn, daß er ihn zu einem Bruder aufnehmen möchte, er wollte dem Kloster all das Seinige vermachen. Der Abt hatte die Narren auch gern, und sprach zu ihm: „Du bist noch bei Kräften, ich will Dich wohl aufnehmen, wie Du gebeten hast; aber Du mußt auch etwas thun und Amt haben; Du siehst, daß ich und meine Brüder alle zu thun haben, und jedem etwas anvertraut ist." Da sagte der fromme Eulenspiegel: „Ja, gern, Herr Abt." Der Abt sprach: „Weil Du nicht gern arbeitest, so kannst Du unser Pförtner sein, in deinem Gemach bleiben ohne Bekümmerniß, nichts thun als Kost aus dem Keller holen und die Pforte auf- und zuschließen." Eulenspiegel sprach: „Würdiger Herr! ich verbleibe Euch sehr verbunden, daß Ihr mich alten Mann so wohl versorgt; ich will Euch alles das thun, was Ihr mich heißen werdet." Der Abt sagte: „Hier hast Du den Schlüssel, Du sollst nicht Jedermann einlassen, kaum den Dritten oder Vierten; denn wenn Du zu Viele einläßt, so fressen sie das Kloster bald arm." Eulenspiegel sagte: „Ja, gnädiger Herr! ich will dem also thun." Nun ließ er von allen denen, welche Einlaß in das Kloster begehrten, immer nur den vierten ein, sie mochten übrigens in das Kloster gehören oder nicht. Die Klage kam vor den Abt, der sprach zu Eulenspiegel: „Du bist ein auserlesener Schalk, daß Du die nicht willst herein lassen, die herein gehören." — „Herr! sagte Eulenspiegel, den Vierten, wie Ihr mich geheißen habt,

habe ich eingelassen und nicht mehr. Ich habe Euer Wort vollbracht." — „Du hast gethan, wie ein Schalk!" sprach der Abt, und wäre seiner gern wieder los gewesen. Er setzte einen andern Beschließer ein, denn er merkte wohl, daß Eulenspiegel seine alte Tücke nicht lassen würde, und gab diesem ein anderes Amt, indem er sagte: „Du sollst die Mönche des Nachts in der Metten zählen, und wenn Du einen übersiehst, so mußt Du wandern." Eulenspiegel sprach: „Das ist mir schwer zu thun; doch wenn es nicht anders sein kann, so muß ichs machen, wie ich kann." Hierauf brach er des Nachts etliche Stufen aus der Stiege. Der Prior war ein frommer alter Mann, und allezeit der erste in der Metten; er kam daher zuerst zur Stiege, trat hindurch, und fiel ein Bein entzwei. Nun schrie er jämmerlich, so daß die andern Mönche alle zuliefen und sehen wollten, was ihm wäre; darüber fiel einer nach dem andern hindurch. Da sprach Eulenspiegel zu dem Abt: „Würdiger Herr! habe ich mein Amt recht ausgerichtet?" und gab ihm das Kerbholz, darauf er die Mönche geschnitten hatte. Der Abt sprach: „Du hast dein Amt versehen als ein Böswicht! gehe mir aus dem Kloster." Hierauf ging Eulenspiegel nach Möllen in die Stadt, da wurde er mit Krankheit heimgesucht, daß er bald darauf starb.

Wie Eulenspiegel vor seinem Ende beichtete und den Pfaffen bezahlte.

Als Eulenspiegel zu Möllen auf den Tod krank lag, kam ein Pfaff zu ihm, der hatte gehört, daß Eulenspiegel durch seine schalkhaften Streiche sich viel Geldes verdient hatte, und dachte sich noch etwas bei ihm zu verdienen. Der Pfaff redete ihm zu, er solle seine Sünden bereuen und Beichte thun, damit er ein sanftes und seliges Ende habe. „Ach, lieber Herr, antwortete Eulenspiegel, mein Ende wird nicht sanft sein, denn der Tod ist ein bitteres Gewächs; aber meine Sünden will ich auch beichten." Hierauf erzählte er dem Pfaffen allerlei Schalkheiten, die er nicht ausgeübt hatte, und sagte, daß es ihn herzlich reue, sie unterlassen zu haben. Dem Pfaffen war es nur um das Beichtgeld zu thun, und darum ertheilte er dem Kranken dennoch die Absolution nach dieser Beichte. Eulenspiegel bestellte ihn gegen Abend wieder, da wollte er ihm seinen Dank abstatten. Als nun der Pfaffe des Abends kam, langte Eulenspiegel einen Topf unter dem Bette hervor, da hinein hatte er seine letzte Arbeit gethan und einiges Kupfergeld oben darauf gelegt. Er reichte dem Pfaffen den Topf und sagte: „Sehet, lieber Herr, das ist alles, was ich mir erübrigt habe, da nehmt euch etwas heraus; aber bedenket, daß ich ein armer Mann bin, und greifet nicht zu tief in den Topf." Der Pfaffe dachte aber einen guten Griff

aus dem vollen Topfe zu thun und fuhr mit der Hand fast bis auf den Boden des Topfes. Da fühlte sich Eulenspiegels Geld gar weich an, und der Pfaff fuhr schnell mit der Hand zurück. Da sah er, daß er angeführt war und sich die Hände mit ungerechtem Gute besudelt hatte, warf den Topf weg und lief davon; Eulenspiegel aber lag auf seinem Sterbebette und lachte so laut er konnte.

Wie Eulenspiegel sein Gut in drei Theile theilte, einen Theil seinen Freunden, den andern Theil dem Rath zu Möllen, und den dritten Theil dem Pfarrer vermachte.

Als Eulenspiegel immer kränker wurde, machte er sein Testament und theilte sein Gut in drei Theile; einen Theil gab er seinen Freunden, den andern Theil dem Rath zu Möllen, und den dritten Theil dem Pfarrer daselbst, doch mit der Bedingung, wenn er des Todes stürbe, so sollte man seinen Leib begraben in das geweihte Erdreich, ihm Vigilien und Seelenmessen halten nach christlicher Ordnung und Gewohnheit, und nach vier Wochen sollten sie einhelliglich die schöne Kiste, die er mit köstlichen Schlüsseln wohl verwahrt, aufschließen, und was darin wäre, freundlich mit einander theilen. Das nahmen die drei Partheien an, und Eulenspiegel starb. Als nun alle Dinge nach dem Testament vollbracht und die vier Wochen verflossen waren, kamen der Rath, der Pfarrer und Eulenspiegels Freunde, die Kiste zu eröffnen und den hinterlassenen Schatz zu theilen. Man fand aber darinnen nichts anders, als Steine. Es sah immer Einer den Andern an, und endlich wurden sie zornig. Der Pfarrer und der Rath meinten, die, welche die Kiste in Verwahrung gehabt, hätten den Schatz heimlich herausgenommen und die Kiste wieder zugemacht; die Freunde meinten, die Pfaffen hätten es gethan, und also gingen sie in lauter Unwillen von einander.

Wie Eulenspiegel starb, und die Säue die Bahr umwarfen unter den Vigilien, daß er herunter fiel.

Nachdem Eulenspiegel seinen Geist aufgegeben hatte, kamen die Leute in das Spital, klagten und beweinten ihn, und legten ihn in eine Bahre. Da kamen auch die Pfaffen, die wollten ihm eine Vigilie singen. Sie hatten kaum angefangen, da kam des Spitalmeisters Sau mit ihren jungen Ferkeln, liefen unter die Bahr und ließen nicht nach, sich daran zu reiben, bis Eulenspiegel herunter fiel. Die Frauen und Pfaffen wollten die Schweine hinausjagen; die Sau aber wurde wild, wollte sich nicht vertreiben lassen, sondern rennte mit ihren Ferkeln Pfaffen und Nonnen, Kranke und Starke, und

den Sarg, darin Eulenspiegel, alles über einen Haufen, worüber ein großes Geschrei von den alten und jungen Nonnen entstand, so daß die Pfaffen die Vigilien stehen ließen und zur Thür hinausliefen. Die andern verjagten zuletzt die Sau mit den Ferkeln; da kamen die Nonnen und legten den Todten wieder in den Sarg, da kam er unrecht zu liegen, so daß er den Bauch zur Erde kehrte. Als nun die Pfaffen hinweg gingen, sprachen die Nonnen: „Wir wollen ihn begraben.“ — „Das möget Ihr thun, sagten die Pfaffen, aber wir wollen nicht wieder kommen.“ Da nahmen ihn die Nonnen und trugen ihn auf den Kirchhof.

Wie Eulenspiegel begraben wurde von den Nonnen.

Bei Eulenspiegels Begräbniß ging es wunderlich zu. Da sie alle auf dem Kirchhof um den Sarg standen, in welchem Eulenspiegel lag, setzten sie den Sarg auf zwei Seile, und wollten ihn in das Grab senken. Da riß das eine Seil entzwei, das unten bei den Füßen lag, und der Sarg schoß in das Grab, so daß Eulenspiegel auf den Füßen stund. Da sprachen sie alle: „Lasset ihn stehen, denn er ist wunderlich in seinem Leben gewesen, wunderlich will er auch im Tode sein.“ Also scharrten sie das Grab zu, ließen ihn auf solche Art stehen, stellten einen Stein oben auf das Grab, und hieben aufs halbe Theil oben eine Eule und einen Spiegel, den die Eule in den Klauen hatte, und schrieben auf den Stein:

Diesen Stein soll Niemand erhaben,
Eulenspiegel steht hie aufrecht begraben.

Anno MCCCL.

Druck von Breitkopf u. Härtel.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 114034686